Das

Buch der Verbrechen.

Neue Folge.

Das

Buch der Verbrechen.

Das Interessanteste

aus

älterer, neuerer und neuester Zeit der Länder dies- und jenseits des Oceans.

Ein Volksbuch

von

Dr. Wilhelm Ludwig Demme.

Neue Folge.

Dritter Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1853.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Beiträge zur Geschichte der Hexenprocesse.

Fortsetzung und Schluß der „Fragmente und Miszellen," S. 350 des 1. Bandes der Neuen Folge. Vergl. S. 376 des 2. Bandes.)

---

9) Organisirung der Hexenverfolgung in Deutschland als einer Handhabe zur Niederhaltung freireligiösen Aufstrebens.

Könnte man annehmen, daß die Römische Curie jener Zeit von Enthusiasmus für Christus Religion durchdrungen, alle weltliche Zwecke unterordnend, für das Reich gewirkt hätte, um dessen Zuunskommen wir im „Vaterunser" beten; so erschienen die Vorschritte gegen „das Laster der Zauberei", als fromme, von geweihter Pflicht dictirte Maßnahmen, und könnte man dann über den dabei mit untergelaufenen Fanatismus, als über den äußeren Ausdruck aufrichtigen Religionseifers billig hinwegsehen. Aber wie ließ sich eine solche Annahme der Geschichte, insonderheit der Reformationsgeschichte*)

*) Von den ersten Odemzügen bis zum vollen Lebensproceß, von dem brennenden Holzstoß in Costnitz bis zum gewaltigen Amenspruch in Worms! — Nicht zu reden von den Kreuzzügen und deren Anstiftung, um die Macht der weltlichen Fürsten zu brechen; in Hinsicht auf Menschenlebenzahl könnten sie den Hexenverfolgungen zur Seite gestellt werden.

gegenüber wohl rechtfertigen! Unter dem Vorwand der Verfolgung gegen seelenverderbliche Ketzerei ward die, schon von uralten Gesetzen zwar bestrafte, aber nur bei objectiv erkennbarem und festgestelltem Thatbestand eines wirklichen verbrecherischen Erfolgs bestrafte Zauberei herbeigezogen, um, indem man die Zaubrer den Ketzern gleichstellte, für die Ketzer in Wechselwirkung die Kategorie der Zaubrer zu gewinnen, und so factisch beide Verbrechen zu identificiren. Dies war für die Sicherheit der Römischen Hierarchie von praktisch-handhablicher Wichtigkeit, da die zum Vehikel dienende Ketzererklärung nicht die Irrlehrer, sondern die Anderslehrer traf, und unter diesen ganz besonders die, welche mit gewinnender Ueberzeugung das Trübe in der Römischen Lehre nachwiesen. Die ersten Pulsschläge der Reformation! Besonders wichtig war dieses Verfahren aber gerade in Bezug auf Deutschland,

> dem man, bei der ganz absonderlichen Hinneigung der Deutschen zum Dämonenglauben, auf diese Weise am Sichersten beikommen konnte,

und möchte von Denen, die in den Geist der Kirchengeschichte eingedrungen, wenn ihnen das geheime Archiv der Engelsburg offen stände, wohl nachgewiesen werden können, daß der Terrorismus der Scheiterhaufen die Reformation wirklich auch aufgehalten hat.

10) Unlöschbar dem Brandstifter die Feuersbrunst aus seiner Kohle!

Wenn auch für Deutschland das Anlassen dieses Getriebes in seinem Systemschrecken und Schreckensystem von Rom ausging, wenn auch von dort aus,

nicht blos durch die Bulle von 1484, sondern auch durch gleichzeitige Aussendung von Commissarien zur Organisirung der Hexen-Verfolgung, überhaupt aber durch die Anwendung des gegliederten, durch blinden Gehorsam verbundenen hierarchischen Apparats, dessen Ausgangsfäden aus dem Beichtstuhl jedes Dorfgeistlichen sich im Vatican zum gewaltigen Weltzügel vereinigten,

wenn, sage ich, auch von dort aus das Hexenproceß wesen methodisch eingerichtet wurde, so ist keineswegs anzunehmen, daß auch damals beabsichtigt worden sei, das greuliche Räderwerk Jahrhunderte lang fortspielen zu lassen. Allein, einmal angelassen, mußte es auslaufen; durch sein eigenes Gewicht sich von selbst wieder aufziehend, neu angeregt von dem so oft aller Berechnung hohnsprechenden Gange scheinbar ganz fremdartiger Ereignisse, die in plötzlicher Wendung sachverwandt eingriffen, hatte es aufgehört, willkührlich zum Stillstand gebracht werden zu können. Wird ein ganzes Zeitalter von einer Meinungskrankheit erfaßt, so braucht dieselbe zur Vollbringung ihres Verlaufs in Zunahme und Abnahme eine Reihe von Generationen, durch die sie, sich forterbend, sich hindurchzieht.

11) Ueber den Einfluß der Reformation auf die Fortdauer der Hexenverfolgung.

So wurde denn auch dem Umschwung der Hexenprocesse selbst durch die Reformation neue Kraft zugeführt. War schon die, durch die erste siegreiche Verkündung und die Fortschritte der neuen Lehre entstandene Aufregung der Gemüther nicht geeignet zur Hervorbringung

eines allgemeinen Zustands ruhiger Ueberlegung — stellte der nur 30 bis 40 Jahre umfassende Zeitraum zwischen der ersten Organisirung und den Luthern abgedrungenen entscheidenden Schritten etwa nur das erste Stadium der in Ziffer 10 bezeichneten Meinungskrankheit dar — lagen hiernach schon in der Zeit allgemeine Hindernisse für das Aufhören des Hexenproceß-Fiebers, so wäre nur noch darzuthun, daß die Reformation selbst nicht allein ebenfalls hierfür hindernd eingriff, sondern daß sie sogar dazu beitrug, ihm neue Stärke zu verleihen. In dieser Hinsicht hat auf der einen Seite Luther's mächtige Renovation der Lehre vom Teufel und von dessen sichtbarlichem Umhergehen und fanggierigem Trachten um so größere Bedeutung, als der so wahrhafte Mann treuherzig hoch und theuer versicherte, dergleichen selbst erlebt zu haben,*) und Alle, die damals der Reformation anhingen, auch seine begeisterten persönlichen Anhänger und Verehrer waren; auf der andern Seite muß es als sich von selbst verstehend erscheinen, daß,

*) Als ein Beispiel seines ihm durch und durch eingewachsenen Teufelglaubens nur folgende Stelle aus seinen „Tischreden": „Es ist wahrlich ein greulich, schrecklich Exempel, daß der Satan so kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeuget; also ist es auch mit dem Nixen im Wasser, der die Menschen zu ihm hinein zeucht, als Jungfrauen und Mägde, mit solchen er darnach zuhält, und Teufels-Kinder zeuget." Merkwürdig, daß diese Theorie später zur Schmähung Luther's von der Pariser Universität angewandt wurde, indem sie von ihm schrieb, der Teufel habe im Incognito eines fremden Kaufmannes einige Zeit in Wittenberg gelebt, dort eines Gastwirths Tochter verführt und mit dieser unsern Martin erzeugt.

im Angesicht der von Ihm kaum begründeten und
immer mehr verstärkten Ketzereigefahr,

die Wort- und Schwertführer des Pabstthums das gleich ursprünglich zur Aufhaltung der Ketzerei organisirte System jetzt nur um so schärfer zur Anwendung brachten *). Und nun die in rascher Folge auf einander (von den Bauernkriegen an bis zur Zerstörung der Pfalz) Deutschland bedrängenden Kriege und deren inniger Zusammenhang mit der Reformation — dann die Feder-, Katheder- und Canzel-Fehden der protestantischen Theologen unter einander — war dies eine Zeit zur Heilung einer sich so tief eingefressenen Beule, deren Eiterheerd damals fast Niemand suchte?

12) Vom Heilig-Römischen Ursprung des „Hexenhammers."

Waren es nicht geistliche Finger, die seine Richtschnur drehten, zogen und ausspannten? Geht durch jeden ihrer dreifachen, dreifach geweihten Drähte nicht der schwarze Faden der kirchlichen Inquisitionsmaxime hindurch **)? Ja, dieses wüste Buch ist,

trotz aller Gegendemonstrationen des zum Katholicis-

---

*) Ueber den späteren Standpunkt nach dem Tag von Augsburg siehe Bd. I. der Neuen Folge S. 352 f.

**) Waren die weltlichen Deutschen Richter grausam in der Hexenverfolgung, so lernten sie dies am Beispiel, das ihnen die geistlichen Inquisitoren, in deren Händen im 15. Jahrhundert unter Anleitung der päbstlichen Commissarien und Verfasser des „Hexenhammers," und auch noch tief in das 16. Jahrhundert hinein die Hexenprocesse instruirt wurden, auf das Eindringlichste gaben.

mus übergetretenen frommen Jarke und anderer Gelehrten dieses Schlags,

unstreitig hierarchischen, dem heiligen Stuhle des heiligen Vaters zuzuschreibenden Ursprungs, mithin **offiziellen** Charakters und wurde von den zur Organisirung der Hexenverfolgung nach Deutschland eigens vom Pabst abgeschickten Hauptcommissarien, unter der Aegide und Autorität der Römischen Curie herausgegeben. Daher auch sein sofort erlangtes großes Ansehen, das selbst nach der Reformation in protestantischen Gerichtsstuben bis zum Ende der Hexenprocesse noch frisch vorhielt, was nicht wohl hätte geschehen können, wenn diese Schrift nicht gleich bei ihrem Erscheinen sich mächtige Bahn gebrochen und die Verehrung eines „für ihr Feld classischen Werks," eines „unentbehrlichen Handbuchs," erhalten hätte, was wiederum [in Erwägung der damaligen ärmlichen literarischen Vehikel] nicht wohl geschehen konnte, wenn der Clerus sich nicht für dasselbe entschieden hätte, was dieser keines Falls gethan, wenn er nicht von der päbstlichen Approbation überzeugt gewesen wäre*). — Hieraus geht die große Wichtigkeit hervor, welche dieses Buch für die geschichtliche Beurtheilung der Hexenprocesse hat.

*) Innocenz VIII. bevollmächtigte die von ihm für Deutschland, zunächst aber für das Mainz'sche, Köln'sche, Trier'sche, Salzburg'sche und andrer **Bisthümer** Gebiet eingesetzten „Inquisitoren **ketzerischer** Bosheit" (wozu er Zauberei rechnete), seine „geliebten Söhne" Jakob Sprenger und Heinrich Krämer (die Verfasser des Hexenhammers), blos mit Zuziehung eines Notars zu inquiriren, zu verhaften, zu züchtigen und zu strafen. Auch reden die Verfasser im Buch selbst von ihrer hexenrichterlichen Praxis und Erfahrung.

13) Der Teufel als Galan.

Die Hypothese, daß die nächtlichen Partien auf Wegscheiden*) und Bergfahrten nur Anstellungen männlicher Lüsternheit im muckerischen Geschmack gewesen, ist (so sehr sie auch sonst nicht ohne sein möchte, auch wohl im einzelnen Fall ihre Richtigkeit gehabt haben mag) um deswillen im Ganzen nicht zum Erklärungs-Brückenschlag geeignet, weil in den Hexenprocessen junge schöne Frauen fast gar nicht vorkommen. Und Mädchen? — das waren vielmehr die, in die der Teufel gleich ganz und gar hineinfuhr („Besessene") und den beaten Besitz nur den ramassirtesten Exorcisten cedirte**). Weit entfernt, diese Besessenen zu verfolgen, gebrauchte sie vielmehr die Kirche, die Herrlichkeit ihrer Macht an ihnen zu zeigen und hielt sie deshalb besonders lieb und werth. (Pitaval's Besessene von Loudun.) — Es machte sich aber eben ganz von selbst, daß gerade Weiber — und zwar alte Weiber — in so schrecklicher Anzahl Opfer der Hexenprocesse wurden:

Erstens, primitiv und hauptsächlich, in Betracht

*) Weg-**Scheiden** hier richtiger als **Kreuz**-Wege; Teufel und Hexen hatten eine Idiosynkrasie gegen Alles, was wie ein † aussah; aber Wegscheiden, wo der Teufel besonders gut zu rufen war, um das Bündniß mit ihm einzugehen, erinnern an den moralischen Scheideweg, auf dem jeder Versuchte der Versuchung noch gegenübersteht.

**) So läßt Voß seinen Teufel Lurian sagen: „Mich verbannt' aus einer besessenen Jungfrau von holdseliger Bildung ein Abessynischer Bischof; hierbei wurden wir näher bekannt und stifteten Freundschaft. Und nun leb' ich im Kloster und feg' als geistlicher Kobold Nachts die Zellen der Mönche, den thätigen Heerd und die Kirche."

der physisch bedingten psychischen Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur, deren geistiges Fasergewebe, aus „dem tausendfachen Ach und Weh des Einen Punktes" geschürzt, leicht in anomale Verschlingungen geräth, die (während der längeren Dauer der zweiten kritischen Altersperiode einer neuen physischen Einwirkung ausgesetzt) bei dem Intensivfestergewordensein der Fäden nun zur zähen nachhaltigen Verknotung zusammengezogen wird; daher bei allen Völkern zu allen Zeiten ihr sich dem Monopol näherndes Privilegium auf den Zaubereibetrieb.

Zweitens, subsidiär mitwirkend, aus einem Grund, der meines Wissens noch nicht hierfür angeführt wurde; nämlich dem Teufel zum Affront, zum Tort. Man ging con amore darauf aus, den Teufel so schlecht als möglich zu machen, ihn als ein mauvais sujet von Grund aus erscheinen zu lassen; natürlich mußte er da auch bodenlos lüderlich sein, wie sich aber von selbst verstand, ganz besonders sich arg auf Hurerei legen*), konnte jedoch hierbei (eben so natürlich), nur in Uebereinstimmung mit der monströsen Verbrämung, womit man ihn und seine Umgebung staffirt hatte, seine Lust büßen, mußte sich also bequemen, ganz im Charakter von wüster Fratzenhaftigkeit und ungeschlachter Bizarrerie sich in Contrastverzerrung und grotesker Unnatürlichkeit zu divertiren. —

---

*) Davon, daß man den Teufel zum Saufaus gemacht hätte — nirgends eine Spur! Das Saufen war damals eine Tugend, die an Höfen, auf Burgen, in Klöstern und Abteien weidlich geübt wurde. Spiel gab man ihm eigentlich auch nicht sehr schuld; so war der „arme Teufel" fast nur auf Buhlschaft beschränkt.

Dazu kam die Einwirkung der traurigen (leider nicht so seltenen) Lebenslage alter unverheiratheter oder verwittweter Weiber in den niedern Ständen [denn das waren die Armen, auf die ganz besonders Jagd gemacht wurde]*).

Diese hülflosen, vereinsamten Geschöpfe werden nur zu leicht ein Gegenstand des Hasses; Kindern und Enkeln im Wege, vernachlässigt, überlei — ist es natürlich, daß sich eine Bitterkeit in ihnen erzeugt, die von Winter zu Winter ihres kalten öden Alters exacuirender und grolliger wird, sich in Neid und Mißgunst gegen alle Nichtsounglückliche zusammenzieht und in allezeitfertiger Zanksucht sich Luft macht. Kein Wunder also, daß man in ihnen Expectantinnen zum satanischen Serail erblickte **).

Uebrigens mußte ja aber auch aus einer sehr nahliegenden Ideenverbindung schon von vorn herein der Gedanke an die buhlerische Eigenschaft des Bündnisses ganz von selbst entstehen, als man das heidnische Genus femininum des unholden („bösen") Princips dem

*) Merkwürdig, daß die alten Judenweiber verschont blieben; sie sind freilich auch häufig verbrannt worden, aber nicht als **Teufelshexen**. Zwar heißt es schon im Sprüchwort: wie der Teufel auf eine Judenseele; allein, da man so christlich war, ihm die Juden von Haus aus in Bausch und Bogen zu cediren, so brauchte er natürlich nicht erst noch langweilig nach ihnen zu trachten.

**) Doch besorgte der höllische Großmogul nicht alle Libertinagen in eigner Person, sondern bediente sich auch qualificirter Unterteufel von Applicatur hierzu. — Auserwählte alte Drachen, besonders reich an pikanter Anmuth, die Er Seines allerhöchst eigenen Umgangs würdigte, hießen Hexen-Königinnen."

christlichen masculinum, **die Unhulda dem Unhold** (ebenfalls ein Eigenname des Teufels unhulthô) weichen ließ*), und nun die Geschlechtsverschiedenheit zwischen den (vom Christenthum vorgefundenen) Nachtfahrerinnen und dem neuen Teufel sich als liaison dangereuse zeigte. (Vergl. Bd. I. S. 366 f.).

14) Von der Zauberkraft des Blicks.

Daß im Capitel von Zauberei dem Blick**) besondere Bedeutung beigelegt wurde, war gewiß **natürlich**; denn die Gewalt, welche das Auge im Affect der Seele auf das Gemüth Dessen übt, auf den der Blick sich richtet, ist eins der größten natürlichen **Wunder*****).

---

*) Jacob Grimm stellt folgende sinnreiche Betrachtung an: „Das Griechische Alterthum hatte seine **Fabeln** vom Umgang der Götter mit Sterblichen; das Deutsche Heidenthum von Verbindung der Helden mit Schwanfrauen und Elbinnen; zuletzt konnte die weit rohere Vorstellung eines **wirklichen** Verkehrs des Teufels mit Menschen" (mit alten abgelebten Weibern) „Glauben finden!"

**) Wer kennt nicht die fast bei allen Völkern verbreitete Sage vom „bösen Blick?" —

***) Vor Allen ward aber diese Zaubermacht dem weiblichen Auge verliehen; es übt sie, wenn es im Affect aufstrahlt, und übt sie, wenn es in heiterer Ruhe leuchtet, und übt sie noch, selbst wenn es Gram und Trauer trüben. Gewiß liegt auch hierin ein Grund von einer edleren mitwirkenden Beziehung, aus welchem (lange zuvor, ehe der christliche Teufel erschien) die Zauberkunst, die weiße wie die schwarze, vorzüglich den Frauen beigelegt wurde; und unter den Frauen waren es dann wieder die höher begabten Naturen, die schönsten Wesen, die am Herrlichsten Blickenden, die als erhabene Zauberinnen durch das Leben gingen. Im Wesentlichen ist dies Alles bis

Der lachende Blick eines freundlichen Kindes, der verschämte eines aufknospenden Mädchens, der offene eines kräftigen Knabens, der sehnsüchtige einer gemüthsreinen Jungfrau, der strahlende eines von der Idee des Großen begeisterten Jünglings, der Liebesblick einer holden Frau, der hingebende eines liebenden Mannes, der Alles vergessende einer eben gewordenen Mutter, der glückliche dann des Vaters, der auf den Enkeln ausruhende greiser Großeltern — und dann der furchtbare eines in gerechtem Zorn Erglühten, der beschämende eines tief in seinen Rechten Gekränkten, der vernichtende eines edeln Verachtenden, der erschütternde, vorwurfsvolle eines vom Wahnwitz der Willkühr Unglücklich gemachten — und dann der vergiftende eines faunischen Wollüstlings, der Eiseskälte verbreitende eines vornehmgewaltigen, berechnenden Schurken — welche gute und böse Zauber-Macht liegt in diesen Blicken, die oft für sein ganzes Leben von Dem nicht vergessen werden kön-

auf den heutigen Tag geblieben und wird, so lange es männliche Männer noch in der Welt gibt, in Prächtigkeit fortbleiben. Es ist ein schönes Wort von Sterne (Yoricks empfindsame Reise), wenn er von den Weibern sagt: „Gott segne sie alle! Nach all' den Schwächen, die ich bei ihnen gesehen und all' den Satyren, die ich gegen sie gelesen, liebe ich sie dennoch; denn ich bin fest überzeugt, daß ein Mann, der nicht eine Liebe zu dem ganzen Geschlecht hat, unfähig ist, jemals eine einzeln so zu lieben wie er sollte." Wenn Luden in seinen Vorträgen über Politik auf die Stellung des Weibes im Staat zu sprechen kam, so rief er uns Jünglinge zur Pflicht sie zu achten mit dem einfach-schönen Wort auf: „denn, meine Herren, hat nicht jeder von Ihnen eine Mutter? — Und dann denken Sie an die Mutter Ihrer künftigen Kinder!"

nen, der sie erschaute! Und Tausende von Situationen des bewegten Menschenlebens lassen sich denken, welche diese Gewalt in tausendfach verschiedenen Erscheinungen aus dem Zauberborn des Auges hervorrufen, und es sind wahrlich keine leeren, sondern in voller Wahrheit ergreifende Redensarten, die von solchen Blicken sprichwörtlich sagen: „sie bezauberten,“ „ließen Sterne in der Brust aufgehen;“ „drängen durch Mark und Bein;“ — „gingen kalt zum Rückgrath hinunter“ und „gäben Stiche in's Herz“*).

Auch im Thierreich beobachten wir die Zauberkraft des Blicks; so bannen Tiger und Schlangen vor dem Angriff ihre aufgespürte Beute.

15) Jean Paul über das Wesen der Hexenprocesse**).

„Die Wundergeschichte der Hexen ist eben so historisch bewiesen, als die der griechischen Orakel in Herodot; und diese ist's gerade so sehr als überhaupt alle Geschichte. Auch Herodot unterscheidet sehr die wahren von den bestochenen Orakeln. — Gemeine Seelen machen in der Hexengeschichte Alles zum Werk der Einbildung.

*) Wer erfuhr nicht den Eindruck, den die starren Augen eines Wachsfigurenkabinets hervorbringen — und dann auch wieder den Eindruck, den auf uns solche Bilder, besonders Portraits machen, die, wir mögen den Standpunkt vor ihnen wechseln, wie wir wollen, uns immer wieder ansehen? Auch Blumen gibt es, die, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem menschlichen Auge, uns zu sich hinziehen.

**) „Flegeljahre“ II., im 27. Band sämmtlicher Werke (Berlin 1827) S. 54 f.

Wer aber viele Hexenprocesse gelesen, findet es unmöglich. Eine durch Völker und Zeiten reichende Einbildung festgehaltener, nuancirter Thatsachen ist so unmöglich, als die Einbildung einer Nation, daß sie einen Krieg oder König habe, der nicht ist. Will man die Einbildung als Copie einer solchen allgemeinen Einbildung erklären, so hat man das Urbild vorher zu deduciren. Meist waren alte, dürftige, einfältige Frauen die Aktricen des Trauerspiels, mithin gerade am Wenigsten fähig der Phantasie; auch malt die Phantasie mehr ins Große und Verschiedene zugleich. Hier findet man nur erbärmliche wiederholte Geschichten der Nachbarschaft; der Buhle, der Teufel, begleitet in gemeiner Kleidung die Frau zu Fuß auf irgend einen benachbarten Berg, wo sie Tanz, bekannte Spielleute, elendes Essen und Trinken, lauter Bekannte aus dem Dorfe antrifft, und nach dem Tanz mit dem Buhlen wieder heimgeht. Die Versammlungen auf dem Blocksberg können blos für dessen nächste Anwohnerinnen gelten; auch in anderen Ländern wurde nur der nachbarliche Berg zum Tanzplatz gewählt. Will man alle Bekenntnisse für Lügengeburten der Folter erklären: so bedenkt man nicht, daß man in den Processen findet, daß sie oft nach der Tortur zwei, drei unbedeutende Bekenntnisse, die ihnen den Tod nicht ersparten, feierlich und ängstlich widerriefen; und daß also der halbe Widerruf das halbe Geständniß besiegelt, um so mehr, als man in damaligen Zeiten zu religiös dachte, um mit Lügen auf der Zunge zu sterben. — „Die berauschenden Getränke und Salben, womit sie sich sollen in den Traum vom Blocksberg und dergleichen gezaubert haben, sind nirgends aus den Akten erweislich oder nach der Phy-

siologie möglich, da es kein Getränk gibt, das factisch bestimmte Visionen erschüfe, — und dann, um nur beide zu brauchen, mußten sie sich ja schon für Hexen halten."

„Noch mangelt eine rechte Geschichte des Wunderglaubens oder vielmehr des Glaubenwunders — von den Orakeln, Gespenstern an bis zu den Hexen und sympathetischen Curen. Aber kein engsichtiger Aufklärer könnte sie geben, sondern eine heilige dichterische Seele, welche die höchsten Erscheinungen der Menschheit rein in sich und in ihr anschauet, nicht außer ihr in materiellen Zufälligkeiten sucht und findet — welche das erste Wunder aller Wunder versteht, nämlich Gott selber, diese erste Geistererscheinung in uns vor allen Geistererscheinungen auf dem engen Boden eines endlichen Menschen."

[Hier stehe ihres innigen Zusammenhangs willen eine Stelle aus Jarke's Schriften, die er vor seinem Eintritt in die Alleinseligmachende schrieb, wo er noch frei war von der im späteren Verlauf seines Lebens immer trüber vorgetretenen Hinneigung, das Heil der Staaten und Völker in gottseliger Zurückführung der Gegenwart auf den Statusquo des Mittelalters zu suchen.

„So achtbar nun auch mitunter die moralische Entrüstung unsrer neueren Schriftsteller über das Zauberwesen sein mag, — so ist dieselbe dennoch im Ganzen der wahrhaft philosophischen, richtigen Ansicht über die Zauberei, dem Begreifen jener Erscheinung, eher schädlich als förderlich gewesen. Declamationen und Ausrufungen, Verwunderungen über die Dummheit aller früheren Jahrhunderte, und über unsere Klugheit und Verständigkeit, sind keine philosophische Untersuchung, und können um so weniger dafür gelten, wenn man am Ende gestehen muß: genau genommen wisse man selbst nicht, was es denn eigentlich mit der so höchst merkwürdigen

Erscheinung auf sich gehabt habe, daß nicht blos die ganze Christenheit siebenzehn Jahrhunderte durch, sondern daß alle Völker ohne Ausnahme, so weit die Geschichte reicht, allerdings sehr bestimmt und fest an eine, über die Schranken des Gewöhnlichen und (im gemeinen Sinn des Worts) Natürlichen hinausgehende Gewalt des menschlichen Willens glaubten, und daß sie dem bösen Willen, wenn er sich gewisser Vehikel bediente, die ihn zu fixiren oder zu potenziren dienen mochten, eine sehr weit gehende schädliche Kraft zuschrieben. — Nach unserer Ansicht dürfte die Aufgabe eines wahrhaft philosophischen Zeitalters nun wohl die sein: den Punkt auszumitteln, bis zu welchem die Zauberei und der Glaube an dieselbe eine Realität in der geistigen oder körperlichen Welt hatten; zu zeigen, wo das Mißverständniß, die Leichtgläubigkeit und die Absurdität anfingen, mit einem Wort: das bisher Unbegreifliche zu begreifen, und endlich nachzuweisen, in wie weit jene Erscheinungen, die man damals Zauberei nannte, sich an das dunkle Gebiet des thierischen Magnetismus anschließen, welches merkwürdig genug gerade zu eben derselben (?) Zeit entdeckt wurde, als man laut verkündete, daß die Aufklärung den alten Zauberglauben endlich vernichtet habe. Nothwendig muß sich aber, wenn man es unternimmt, eine kritisch-philosophische Geschichte des Zauberglaubens zu schreiben, zu den sehr ausgedehnten, theologischen, medizinischen, geschichtlichen, psychologischen, physiologischen und naturhistorischen Vorstudien, die unerläßlich sind, dasjenige historische Talent gesellen, welches die Documente der Vorzeit nicht nach modernen Begriffen verzerrt, sondern treu das in ihnen Enthaltene wiedergiebt."]

16) Ernst Theodor (Amatheus) Hoffmann über die Geständnisse in den Hexenprocessen.

Jetzt zu Hoffmann, hin auf den classischen Boden der in reicher Vegetation auf das Feld der „schönen Literatur" gebrachten dämonokratischen Phantastik! —

Im 3. Bande der „Serapionsbrüder" (Berlin 1820) findet sich S. 32 über die merkwürdige Erscheinung der Hexengeständnisse folgende Betrachtung: „Mit dem Glauben an das teuflische Bündniß kam das Bündniß selbst. Gewiß ist es, daß in jener Zeit, als Niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an seiner sichtbaren Erscheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Wesen, die man so grausam mit Feuer und Schwert verfolgte, an das Alles wirklich glaubten, dessen man sie beschuldigte. Eben so gewiß ist es aber auch, daß Manche in bösem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünste nach dem Bündniß mit dem Satan trachteten, Gewinstes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zustand des Wahnsinns, den sinnverstörende Tränke, entsetzliche Beschwörungen erzeugt, den Bösen erblickten und jenes Bündniß wirklich schlossen, das ihnen übermenschliche Macht geben sollte. Die tollsten Hirngespinnste, wie sie jene Geständnisse enthalten, die auf innerer Ueberzeugung beruhten, erscheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche seltsame Einbildungen, ja welche grauenhafte Bethörungen schon der Hysterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So büßten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewohl zu hart, mit dem grausamsten Tode. Es ist unmöglich, jenen alten Hexenprocessen den Glauben abzusprechen, insofern sie durch Zeugen oder sonst ganz in's Klare gesetzte Thatsachen enthalten, und da findet sich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen."

[Hierzu jedoch folgende Bemerkung: Bei der allgemein, sich sowohl in Hinsicht auf den Wahn Dessen, was man That-

bestand nannte, als auch bezüglich des Verfahrens zeigenden Gleichheit des überall aus ein und demselben Krater heraufgequalmten Hexenproceßwesens darf über die Gleichförmigkeit der Geständnisse keine absonderliche Verwunderung, über die als Regel giltige Nichtannahme einer wirklichen Freiwilligkeit aber kein Zweifel gehegt werden. Was gestanden werden sollte (specielle Punkte, Namen von Orten und Personen ꝛc. suggerirte Fragen und Vorhalte in concreto) wußte die Angeklagte eben so im Voraus auswendig, als sie von der absoluten Unmöglichkeit, der Folter zu entgehen, im Voraus überzeugt war.]

17) Vom absonderlichen Teufel des deutschen Volksmährchens.

In der Darstellung, wie er im menschlichen Leben handthierend sich herumtreibt, spricht sich die ganze Deutsche Gemüthlichkeit aus. „Er versteht sich" — sagt Hoffmann a. a. O. S. 38 — „auf alles Unheil, Grauen und Entsetzen, auf alle Verführungskünste, er vergißt nicht, den frommen Seelen nachzustellen, um so Viele als möglich für sein Reich zu gewinnen; aber dabei ist er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das Genaueste, Pünktlichste hält er sich an den geschlossenen Contract, und so kommt es, daß er gar oft überlistet wird und so wirklich als dummer Teufel erscheint, woher denn auch die Redensart kommen mag: Das ist ein dummer Teufel! — Aber noch mehr, der Charakter des Deutschen Satans hat eine wunderbare Beimischung des Burlesken, durch die das eigentliche sinnverstörende Grauen, das Entsetzen, das die Seele zermalmt, aufgelöst, verquickt wird. *) Die Kunst, den Teufel ganz auf diese

*) So zeigt sich auch als Deutsche Eigenthümlichkeit, daß

gemüthliche Weise darzustellen, scheint aber verloren, denn in den neuen Teufelsspukgeschichten ist jene Mischung niemals gerathen. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurst, oder das Grauenhafte, Unheimliche, zerreißt das Gemüth." (Wie z. B. in Hoffmann's „Teufelselexir.")

Der ergötzlichen Sagen und Legenden, wie der Teufel complett bei der Nase herumgeführt und, wenn er seiner Seits ganz gewissenhaft Punkt für Punkt den Contract erfüllt hat, ehe er sich versieht, um den bedungenen Lohn oft auf herzlich dumme Weise gebracht wird, giebt es bekanntlich eine große Menge in Deutschland. So z. B. das Histörchen, wo dem Teufel recht eigentlich was gepfiffen wird, indem er an seinem Paciscenten, der nie mehr das Evangelium Johannis hersagen soll, dadurch zuschanden wird, daß dieser es vollständig herpfeift. **) — Besonders schlechte Geschäfte macht er

---

der Teufel mit seiner Großmutter zusammenlebt; kein anderer Teufel in der ganzen Welt hat eine Großmutter, nur der Deutsche; hier tritt das Häuslichkeits-, das Familienprincip auf, das dem Deutschen von je lieb und theuer war. Die Geschichte von dieser Großmutter ist übrigens uralt und heidnischen Ursprungs. Wenn ein alter Riese, ein böser Menschenfresser (Unhold) ausgegangen war und es verirrten sich arme Menschen in seine Wohnung, so wurden sie unter 10 neunmal von seiner Mutter oder Großmutter (bisweilen auch wohl von seiner Frau, wenn er eine hatte) in seiner Abwesenheit versteckt, und wenn er dann schlief, hinausgelassen und so gerettet.

**) Ein probates Mittel, den armen Teufel über's Ohr zu hauen und um sein Recht zu bringen, besteht unter Anderm auch darin, daß der Sichihmverschriebene 7 Jahre lang sich weder

aber, wenn er kostspielige Bauten (Brücken, Stadtthore, Burgen, Kirchen ꝛc.) in Entreprise nimmt*) und, aller übeln Erfahrung ungeachtet, will er dennoch auch in diesem Punkt sich nimmer die Hörner ablaufen.

Das „Volksmährchen" andrer Nationen ist von dieser unrühmlichen Richtung — als einer besonders eigenthümlichen, in häufigen gleichartigen Erscheinungen ausgeprägten — frei zu sprechen; so ist es also eine ganz kuriose Spielart der berühmten Deutschen Ehrlichkeit und Treue, diese im Verkehr mit dem Teufel von Diesem repräsentiren, ihm selbst aber nur das vollste Gegentheil angedeihen zu lassen.

18) Bedächtigkeit der Rechtspflege vor etwa 90 Jahren, das Unerfindliche in dem Vorwurf eines Teufelsbündnisses darzuthun.

Noch theile ich aus Eisenhart's „Erzählungen von besonderen Rechtshändeln" (10 Bände, Halle und Helmstädt, 1767—1779) ein Beispiel mit, wie angelegentlich man damals noch im protestantischen Deutschland bei Erörterungen über Teufelsbündnisse zu Werke ging. — „Ein Dorfküster" heißt dort die Ueberschrift des betreffenden Rechtshandels, „wird von seinem Eheweib beschuldigt, daß er mit dem Teufel ein Bündniß

---

wäscht noch kämmt; ein anderes eben so sicheres Mittel ist, von ihm zu verlangen, er solle ein Bäumchen wachsen lassen, was er nicht kann.

*) Nach Wismar lieferte er sogar das eiserne Gitterwerk zur Einfassung des Taufsteins; auch im Dom zu Magdeburg befinden sich mehre süperbe Arbeiten von ihm, desgleichen in vielen andern Deutschen Kirchen.

gemacht habe, und verlangt daher von ihr geschieden zu werden." Vor geistlichen und weltlichen Behörden hatte die Küsterin wiederholt angezeigt: ihr Schwiegervater sei ein Hexenmeister, ihr Ehemann ein Mascopeigeselle vom leidigen Gottseibeiuns; der Satan gehe als Hausfreund bei ihm ein und aus, „liege bei ihm im Bette und spiele mit ihm;" habe einen schönen rothen Rock an, so daß man ihn wohl kaum für den Teufel halten möchte, wenn man ihm nicht auf das Fußwerk sähe; er sei von ihr, als sie ihn das letzte Mal bei ihrem Ehemann angetroffen, durch ein gutes Gebet vertrieben worden, doch habe er bei seiner Entweichung höllischen Gestank nachgelassen.

Folgendes aus den Erörterungen in den Ehescheidungsacten: Der Anwalt der Küsterin führt in Schriften aus: es stände auf keine Weise zu begreifen, wie eine Person, die ihre völlige Vernunft habe, sich einbilden könne, den Teufel gesehen zu haben und ihrem Ehemann so umständlich genau den Vorwurf machen sollte, daß er mit demselben in einem Bündniß stehe, wenn solches nicht wahr sei; so viel Zweifel man auch gegen die Wirklichkeit eines solchen Bündnisses in den neueren Zeiten rege zu machen versucht, so sei doch die Möglichkeit keineswegs widerlegt worden, und beruft sich der Advocat hierbei auf Rechtslehrer und die heilige Schrift, *) welche

*) Dergleichen kam damals gar nicht so selten vor. Folgendes ist eine Stelle aus der Beschwerdeschrift der Dreifaltigkeitsgemeinde zu Berlin wider ihren Prediger Stark, der sich in einer Predigt herausgenommen, in gelinden und mäßigen Ausdrücken etwas an der Existenz des Teufels zu zweifeln: „Es ist die größte Unbarmherzigkeit, wenn ein Lehrer des Worts auftritt und die traurige Wahrheit leugnet, daß ein Teufel ist;

die Zauberer, Hexen und Wahrsager zu vertilgen anbefehle. (II. Mos. 22, 8 u. III., 20, 27.) Der gegne-

denn wenn kein Teufel wäre, so nützte uns ja auch Jesus nichts." Leider ist in dem Buch, woraus ich diese Notiz genommen („Bauernphilosophie vom Verfasser des Buchs vom Aberglauben" I. S. 187) die Jahreszahl nicht angeführt. — Im 2. Bändchen wird S. 89 f. eine merkwürdige Geschichte von einem protestantischen Prediger im Niedersächsisch n aus den Neunziger Jahren erzählt, der sich unter den Schutz eines Teufelsbanners gegen Zauberer und Hexen geflüchtet hatte und viele Jahre hindurch von ihm leidlich bewahrt worden war; eben daselbst I. 129 von einem protestantischen Prediger im Mansfeld'schen, der sich in den achtziger Jahren einem Schatzgräber überließ; in der Deutschen Zeitung (Gotha R. Z. Becker) 1789 S. 361 von einem protestantischen Prediger in der Neumark, der sich sammt der Ehegattin einer „klugen Frau" in die Arme warf, um die Hexe, die seine Kühe bezaubert, zu entdecken. Und ist denn der Schritt von der heutzutage so häufig versuchten Wiederherstellung lutherischer Orthodoxie bis zum Vornehmeu solcher Dinge ein so weiter — hat Der, der jenen gethan, nicht schon zu diesem das Bein aufgehoben?

Aber es bietet sich hier auch noch eine andere Betrachtung dar: Jener Drang des Menschengeistes, wovon Band I. S. 360 gesprochen wurde, die Vorliebe zum Glauben an das Wunderbare, findet im Cultus des katholischen Glaubensbekenntnisses, im steten Verkehr mit dem Eudämonium der Heiligen und ihren alten, neueren und neuesten Wunderlegenden, eine gewisse Befriedigung; von diesem Allen und vielem Andren, was aus dem katholischen Ritus, dem alle Künste dienende Schwestern sind, hierher bezogen werden könnte, kommt und kam im protestantischen Gottesdienst nichts vor; es suchte daher der Ungebildete oder Ueberbildete nach Entschädigung und fand und findet sie, je verschieden nach der Eigenthümlichkeit seiner Zeit, innerhalb der vier Pfähle der Symbolik seiner Confession.

rische Sachwalter bemüht sich allen Ernstes, die Gründe, so sein Gegenpart wegen der Möglichkeit eines solchen Bündnisses angebracht, auf das Gründlichste anzufechten und über den Haufen zu werfen. Eisenhart bemerkt, aus den Entscheidungsgründen der Helmstädter Juristenfacultät: der Advocat der Küsterin habe bei seiner Deduction nicht überlegt, welches er doch als ein Rechtsgelehrter zu thun schuldig gewesen, daß das jüdische Gesetz von wegen der Zaubrerausrottung uns heut zu Tage nicht mehr verbinde, auch die Bibel nicht von solchen Hexen und Zauberern rede, so mit dem Teufel ein Bündniß gemacht, sondern von den falschen Propheten, welche das Volk von dem wahren Gott abwendig zu machen suchten. (V. Mos. 18, 11 u. 29.); eben so wenig könne ihm aber auch das Ansehen einiger, in dem peinlichen Recht längst aus der Mode gekommenen Schriftsteller, besonders des Stephani, auf dessen Meinung er sein ganzes Vertrauen gesetzt, etwas helfen; man verehre das Andenken dieser zu ihrer Zeit in großem Rufe gestandenen Männer, und lasse ihren wohlerworbenen Verdiensten gern Gerechtigkeit widerfahren; aber man wüßte auch, daß ihre Lehren mit vielen Irrthümern angefüllt seien und nach dem alten Vorurtheil schmeckten, wovon in den damaligen Zeiten die gelehrtesten Männer eingenommen gewesen, was man nicht sowohl ihnen als der herrschenden Meinung ihrer Zeit zuschreiben müsse; von der Neigung zum Wunderbaren verleitet, von der Leidenschaft, sich hervorzuthun, beseelt, hätten sie lieber eine Menge grober Irrthümer vertheidigt, anstatt, wie es sich wohl geziemt, selbige zu untersuchen und zu prüfen, wozu es ihnen aber an Muth gebrochen. — So viel

sei jedoch richtig, daß der Küster dadurch, daß sein Weib ihn und seinen Vater der Hexerei beschuldigt und sogar bei allen Leuten als einen Menschen verschrieen, der mit dem Teufel ein Bündniß errichtet habe, hart an seiner Ehre angegriffen worden sei; man möchte immerhin sagen, daß Alles, was man von der Hexerei und dergleichen Bündnissen erzähle, blos ein Mährchen sei, so wären doch solche Erzählungen zweifelsohne geeignet, einem unbescholtenen Manne seinen guten Leumund zu entziehen. Die Küsterin habe sich des Namens einer Ehegattin unwürdig gemacht, indem sie ihren Ehemann eines solchen Hauptverbrechens beschuldigt, auf welches die peinliche Halsgerichtsordnung die Todesstrafe (Art. 109) verordnet habe. Doch wird weislich hinzugefügt: „gesetzt, daß man in unsern Zeiten mit mehrer Vorsicht, als unsere Vorfahrer gethan haben, dieses Verbrechen beurtheilt, so ist doch so viel gewiß, daß die Beschuldigung, an und für sich betrachtet, allemal eine der empfindlichsten bleibt, die immer einen ehrlichen Mann treffen kann.“ Auf Ehescheidung ward nur um deswillen nicht erkannt, weil die Frau im Gütetermin die Hand zur Aussöhnung geboten, man hielt aber im Erkenntniß dafür, „daß die Küsterin unter Bedrohung einer schweren Strafe, wie auch der Scheidung von Tisch und Bette, zu ermahnen sei, durch dergleichen Klatschereien ihrem Ehemann künftighin zu einer Beschwerde keine Gelegenheit zu geben.“

Schlußwort.

Welche Wissenschaftsmannigfaltigkeit durchströmt das Studiengebiet der Hexenprocesse! — Physiologie im Reich des Geistigen wie des Sinnfälligen, sowohl in metaphysischen Superlativen und nur zu ahnenden Geheimnissen, als in nachweisbaren und begreiflichen Causalitäts-Entdeckungen; Geschichtskunde bis zur dunklen Tradition hinauf, besonders aber in der Richtung auf Sprachkunde und Sittengeschichte; Theologie in ihren kirchenhistorischen und dogmatischen Abzweigungen und dann auch wieder und vornehmlich in ihrer reineren, höheren Glaubenselevation, in ihrer ascetischen Beziehung zur Moral und Ethik — in Dem, was das Eigentlichste ehrbarer Gottesgelahrtheit: Religionsphilosopie, transcendental und doch im Menschenleben empirisch bewährt; Strafrechtswissenschaft in ihrem ganzen reichen Umfang und nach allen Anknüpfungspunkten ihrer Hülfswissenschaften hin, vor Allem aber in ihrer Beherrschung psychologischer Höhen und Tiefen.

II.

Die Blutgräuel im Heilandswahnsinn zu Wildenspuch.

Das Dorf Wildenspuch, das durch die Schreckensscenen, die dort im Jahre 1823 vorfielen und das Entsetzen von Halb-Europa erregten, eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, liegt im Oberamt Rudolfingen des Cantons Zürich, unweit der Grenzen der Cantone Schaffhausen und Thurgau, am waldigen Saum eines kleinen Berges, die Kohlfirst genannt. Es bestand damals aus 21 Häusern, die von 25 Haushaltungen bewohnt waren, und ist ein eigentliches Dorf, dessen Bewohner keine Fabrikation irgend einer Art, sondern blose Ackernahrung, Weinbau und Obstzucht treiben. So beschäftigen sich die Einwohner also vornehmlich mit der Feldarbeit; im Winter aber bereiten die Männer das Holz und besorgen das Vieh, während die Weiber den selbstgezogenen Flachs und Hanf spinnen. Die Lage des Oertchens ist einsam, indem es von allen umliegenden Dörfern und von dem benachbarten Schaffhausen eine halbe bis zwei Stunden entlegen ist; übrigens ist dasselbe zum Kirchdorfe Trüllikon eingepfarrt, welches eine kleine halbe Stunde davon entfernt liegt, hat aber

eine eigene Schule und ein von den Einwohnern zusammengelegtes Schulgut.

Hier lebte die Familie des Johannes Peter, welche (indem der reine Betrag ihres Vermögens später auf 7600 Gulden ermittelt wurde) eine der wohlhabendsten, zugleich aber auch die einzige in dem ganzen Orte war, welche in dem Rufe stand, daß sie in das in der Umgegend verbreitete Sectenwesen verwickelt sei.

Sie bestand aus dem Vater, einem Sohn und fünf Töchtern, von denen zwei verheirathet waren. Der Vater stand in einem sehr übeln Rufe. Zwar war er, selbst im hohen Alter (er war zur Zeit der Untersuchung 74 Jahre alt war), noch ein eifriger, ordnungsliebender, thätiger Landwirth, aber nach dem Zeugnisse seines Pfarrers „als ein verschlagener, betrügerischer und gewaltthätiger Mann bekannt," namentlich als streit- und proceßsüchtig gefürchtet; auch hatte er seine brave Frau, die er im Jahr 1806 durch den Tod verlor, schmählich mißhandelt. Außerdem war er in seiner Jugend mehre Male von Obrigkeitswegen bestraft worden. Ein Urtheil vom 6. December 1771 condemnirte ihn wegen einer versuchten Betrügerei und Verwundung eines Juden zu einer mehrtägigen Gefängnißstrafe, körperlicher Züchtigung und einer bedeutenden Geldbuße. Fortan klebte ihm, der süddeutschen Volkssitte gemäß, der Spottname des Judenschießers bis an das Ende seiner Tage an. Aber schon im folgenden Jahr wurde er, wegen Mißhandlung eines vierundsiebenzigjährigen Mannes, wieder mit körperlicher Züchtigung und einer Geldbuße bestraft, endlich im Jahr 1800 wiederum wegen einer Schlägerei mit Geldstrafe und einem richterlichen Ver-

weis belegt. Schwere unentdeckte Missethaten sind ihm, obwohl selbst das Zeugniß seines Pfarrers darauf hindeutet, nicht nachgewiesen, wenn man nicht dahin rechnen will, daß Johannes Peter und sein Sohn durch ein Urtheil des Bezirksgerichts zu Winterthur vom 20. Februar 1815 für verdächtig erklärt wurden, daß sie Anleitung zu zauberischen Künsten begehrt hätten, um durch diese eine Person (wahrscheinlich die Ehefrau des Sohnes) aus der Welt zu schaffen. Beide Bezüchtigte stellten dies in Abrede; dagegen war insbesondere der Vater dem im grobgläubigen Christenthum eingenisteten Glauben an Hexen, Gespenster, Zaubermittel ꝛc. eifrig zugethan, und es fand sich unter seinen Papieren eine kurze Anleitung, wie man Die- oder Denjenigen, so eine Kuh behext, entdecken, wie man einen verborgenen Dieb zur Rückgabe der gestohlenen Sache zwingen, endlich wie man seinem Feind durch Nagelschlagen das Leben verkürzen könne. Auch darf bei dieser Charakterschilderung nicht verschwiegen werden, daß (wie das Gutachten des Pfarrers bezeugt) in der drückenden Zeit der großen Theurung das Haus dieses Mannes den Armen verschlossen blieb; „man habe von keinem armen Gemeindegenossen gehört, daß er sich aus dem Peter'schen Hause eines Stückes Brodes zu erfreuen gehabt hätte; im Gegentheil habe dieser harte Mann, wo er noch mehr drücken und drängen gekonnt, es unbeschadet seiner vermeinten höhern Frömmigkeit gethan."

Uebrigens würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, er habe, als er zur Untersuchung gezogen wurde, diese eben geschilderten Fehler des Charakters und die Flecken seines Wandels reuig anerkannt! Nichts

weniger! Er fand sich tief gekränkt durch solche Vorwürfe, besonders durch die Beschuldigung, daß er seine Ehefrau gemißhandelt, daß er ihr untreu gewesen, daß er die Armen hart behandelt habe! Im Gegentheil, er war die Zielscheibe des Hasses und der Verfolgung aller seiner Dorfgenossen und Nachbarn gewesen, von ihnen hatte er ohne Aufhören Kränkungen aller Art erlitten — er, der Unschuldige und Friedfertige, sei lediglich durch sie in Hader und Zank verwickelt worden, sein Benehmen sei blos gerechte Nothwehr gewesen; und nun hätten noch obendrein böse Leute ihn bei seinem Pfarrer und den Vorstehern verleumdet!

Obwohl nun eben dieser Mann durch sein störriges und hartes Wesen wohl geeignet gewesen wäre, seine Umgebungen einzuschüchtern, so scheint es doch, als habe er seinen einzigen Sohn, Kaspar Peter (geb. 1788) nicht bändigen können. Er erklärt, dieser habe ihm durch sein trotziges Benehmen mehr Verdruß, als alle seine übrigen Kinder gemacht. Es hatte sich derselbe im Jahre 1812 verheirathet, war aber schon seit dem März 1815 von seiner Ehefrau, mit der er, obwohl durch ihre Schuld, seit dem Beginn der Ehe im ärgerlichen Unfrieden lebte, geschieden, und war außerdem der Vater eines dreijährigen unehelichen Kindes, welches er unter dem Versprechen der Ehe erzeugt hatte. Sein Pfarrer berichtet über ihn: „daß er, selbst seitdem er sich dem Sectenwesen ergeben, im ganzen Umkreise als ein unzüchtiger, lügenhafter und diebischer Mensch bekannt sei;“ und die Kirchenältesten zu Trüllikon baten, als er sich im Jahre 1820 auf's Neue verehelichen wollte, das Ehegericht auf das Dringendste, ihm die

Eingehung dieser Ehe nicht zu gestatten. Sie legen ihm nächtliches Herumschweifen, Unzucht, Lügen und Betrügen zur Last, und bemerken, wenn ihm die Ehe auf's Neue gestattet werde, so würden „alle die Gottlosigkeiten, die in seiner ersten Ehe vorgingen, wiederholt werden, und es könnte gewiß kein Jahr währen, so würde wieder eine Scheidung verlangt werden."

Nicht viel günstiger lautete das Urtheil über die älteste Tochter, Barbara, geboren 1770, seit 1803 mit Heinrich Baumann, Schmidt in Trüllikon, verheirathet. Diese Ehe ward durch die Theilnahme der Frau an der religiösen Richtung ihrer Familie gestört, womit ihr Mann nicht einverstanden war und dem er sich widersetzte. Das Zeugniß des Pfarrers sagt noch außerdem, daß: „Verschlagenheit, Falschheit und zanksüchtiges Wesen hervorstechende Züge ihres Charakters seien." Insbesondere soll sie ihren Mann auf mannigfaltige Weise bestohlen und das Entwendete in ihr väterliches Haus geschleppt haben. „Sie ließ," heißt es in jenem Zeugniß, „sich einen Schlüssel zum Geldbehältniß ihres Mannes machen und beraubte denselben auch auf diese Weise; ohne daß sie von ihrem Manne weggeschickt wurde, ist sie demselben entlaufen." — Indessen scheint auch der Charakter des Mannes nicht eben geeignet gewesen zu sein, sie in Liebe an sich zu ketten oder auf einen bessern Weg zu leiten, wenigstens hat er sich späterhin, als sie in Haft und Untersuchung sich befand, mit höhnischer Härte gegen sie benommen.

Die anderen Töchter des Johannes Peter waren: Susanna, geboren 1784. Diese soll, ehe sie sich in das Sectenwesen einließ, eine stille, arbeitsame Per-

son gewesen sein, und wird von dem Pfarrer als „rührbar und im hohen Grad gutmüthig" charakterisirt.

Magdalena, geboren 1787, verheirathet seit 1811 mit dem weiter unten zu schildernden Johannes Moser zu Oehrlingen. Die Berichte der Prediger entwerfen freilich auch von ihr ein nachtheiliges Bild, indessen scheinen alle ihr gemachten Vorwürfe sich auf ihre Theilnahme an der schwärmerischen Richtung ihrer Angehörigen zurückführen zu lassen, wenigstens fehlen bestimmte Angaben eines frühern schlechten Lebenswandels.

Elisabeth, die ein Opfer des Sectenglaubens wurde, war geboren 1785. „Sie war," wie sich der Bericht ihres Pfarrers über sie ausdrückt, „als die an Verstandeskräften schwächste bekannt, und führte einen stillen, unklagbaren Wandel."

Das jüngste dieser Kinder war die vom wildesten Fanatismus erfaßte Heldin unserer Geschichte, Margaretha, von den Mitgliedern ihrer Secte die Heilige genannt, zur Zeit der von ihr hervorgerufenen Gräuel 29 Jahre alt. Von ihr, die eine von jenen reich begabten, zur Herrschaft über Andere schon bei ihrer Geburt bestimmten Naturen gewesen zu sein scheint, wird im Lauf dieser Erzählung so oft und viel die Rede sein; sie wird so oft redend eingeführt werden, daß vorläufig hier von jeder Charakteristik derselben Umgang genommen werden kann. Nur die Bemerkung finde hier Statt, daß sie der Liebling ihrer Eltern und auch ihrer Schwestern war, so wie, daß Alle, die sie in früherer Jugend gekannt haben, mit Liebe von ihrem einnehmenden und freundlichen Wesen reden.

Die beiden Dienstboten dieser Familie, welche sich

erst in späterer Zeit zu derselben fanden, als bereits ein entschieden mystischer Ton in ihr herrschte, wird diese Darstellung weiter unten zu schildern Gelegenheit haben.

Diese in ihren einzelnen Mitgliedern charakterisirte Familie war nun in den, in der Einleitung bezeichneten Mysticismus, wie er sich damals in mehreren Gegenden der Schweiz und des südlichen Deutschlands ausbildete, tief verstrickt. Leider müssen wir die so ungemein wichtige Frage: auf welchem Wege, durch welche Personen, mit Hülfe welcher Mittel das Sectenwesen in diese Familie oder diese Familie in das Sectenwesen gerathen sei, unbeantwortet lassen. Die spätere Untersuchung vermochte nicht, über diesen Punkt etwas Sicheres zu ermitteln, da es den Leuten, die mit der Peter'schen Familie lebten, an der Beobachtungsgabe fehlte, die nöthig gewesen wäre, um den Gang zu verfolgen, den das geistige Leben eines Andern nimmt, und da ebenso die pfarramtlichen Berichte hierüber keinen Aufschluß geben. Doch tritt hervor, daß Margaretha schon vom Jahre 1816 an mit den mystischen Sectirern in Schaffhausen in Verbindung stand und ihre dortige Conventikel besucht zu haben scheint, weil die aus der Periode von 1818—21 vorgefundenen, von dorther an sie geschriebenen Briefe den Beweis enthalten, daß sie mit ihren dortigen heilandsvollen Freunden und Freundinnen schon seit längerer Zeit in sehr vertrauten Verhältnissen gestanden, und weil seit dem Jahre 1816 sich dort das Sectenwesen befestigte und ausbreitete.

Der eigentliche Stütz- und Anfangspunkt des Heilandswahnsinns und des von ihm gefärbten Sectenwesens

in der Schweiz war bekanntermaßen Frau **von Krüdener,** jene von einer übersättigten, nachgerade etwas ungangbar gewordenen Buhlerin zur frommen Heiligen promovirte, gottselige Hofdame, die unter dem Schutz geistig wie physisch impotent gewordener Potentaten und im Dienst der noch heiligeren Väter, die zerrüttete Nervensysteme und angefressene Gewissen als geschäftsbringend zu schätzen wissen, damals eine der Runden machte, die in so mannigfacher Weise seit Jahrhunderten aus den Sanctissimis der Congregationsschluchten hervorgegehen. Nächst der Frau von Krüdener steht auf dem Tableau der Wildenspucher Gräuelscenen als geistlicher Häuptling der Pfarrvicar Ganz. Was seine Lebensverhältnisse betrifft, so ist derselbe aus Embrach, einem großen Zürcherischen Dorf, gebürtig, ist im Jahr 1792 geboren, der Sohn armer Eltern und ursprünglich dem Schneiderhandwerk gewidmet gewesen, mit welchem er sich auch bis zum zwanzigsten Jahr beschäftigt hat. Erst von dieser Zeit an hat er sich auf die Wissenschaften gelegt, hat in Basel Theologie studirt, ist dann im Jahr 1816 im Canton Aargau als Vicar angestellt worden, und hat sich als Kanzelredner einen ausgezeichneten Ruf in der ganzen Gegend verschafft. Das Aergerniß, welches seine fanatischen Bußpredigten und sein sonstiges seltsames Benehmen machten, veranlaßte endlich die Aargauische Regierung in Folge eines durchgreifenden Beschlusses, ihn polizeilich aus dem Canton abführen zu lassen. Diese Maßregel wurde beschleunigt durch seinen Kreuzzug nach dem damaligen Aufenthalt der Frau von Krüdener, welche er in Begleitung von 30 Weibspersonen besuchte, so wie durch den Selbst-

mord eines Familienvaters, dem die Predigten des Schwärmers den Kopf verrückt hatten.

Bei dieser Deportation fiel nun der heilige Mann aus seiner Rolle als methodistischer Apostel, jammerte, that Abbitte und versprach in den kriechendsten Ausdrücken Besserung. Im Canton Zürich wurde er unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt; aber wie sehr er noch im Andenken seiner Aargauer Anhänger lebte, beweist ein Zug von zehn schwarzgekleideten Mädchen, die aus dem Ort, wo er zuletzt gewesen, nach Embrach, wo er sich nach seiner Verbannung aufhielt, ihn zu besuchen kamen und händeringend bejammerten, „daß man so gottlos gewesen, ihnen denselben zu entreißen.“ Am nächsten Sonntage kamen sie Alle in feierlichem Zuge in die Kirche. Die Sache machte im Dorfe großes Aufsehen. Ganz verhielt sich aber still, und da er merken mochte, daß seine Pfarrkinder polizeilich möchten entfernt werden, so sorgte er klüglich dafür, daß sie sich zu rechter Zeit aus dem Staube machten. —

Jetzt schloß er sich an die „hohe Predigerin“ — jene Krüdener — an und trieb sich mit ihr auf ihren Sendreisen in der Schweiz herum. Nachdem diese dort ihre Aussaatgeschäfte vollendet hatte, verließ sie die Schweiz, und Ganz wirkte für sich auf eigene Hand, hielt es jedoch der christlichen Klugheit angemessen, einstweilen leise aufzutreten und Alles zu vermeiden, was Aufsehen erregen und sorgfältigere Nachforschungen nach sich ziehen könnte.

Wichtiger, als die Verwerthung seiner Persönlichkeit, ist die Darstellung seiner Lehren. Wir theilen die diesfälligen Actenstücke als unmittelbar zur Sache gehö-

rend hier wörtlich mit und machen den Anfang mit einigen Stellen aus einer von Ganz verfaßten Schrift:

„Das Geheimniß der Gottseligkeit. 8. 27 S. 1820 (ohne Angabe des Druckorts),

welche in 3000 Exemplaren abgedruckt und allenthalben hin versandt wurde, wo sich gedeihliche Empfänglichkeit für diese Lehre verspüren ließ. Sie führt das Motto: „Prüfet euch doch selbst, ob ihr im Glauben seyd! Oder erkennt ihr euch selbst nicht, daß Jesus Christus in euch ist? Es sey denn, daß ihr untüchtig seyd. II. Cor. XIII. 5." Nachdem der Verfasser darin auseinander gesetzt hat, daß Christus in uns das große Geheimniß der Gottseligkeit sei, daß dies das Reich Gottes in uns, das A und das O, der Anfang und das Ende, das Erste und das Letzte sei, — sodann von der „geistlichen Kreuzigung", die er in die „Zernichtigung unserer Selbst-Welt" setzt, gesprochen hat, fährt er also fort:

„Durch diesen Leidens- und Sterbensproceß ist nun der Mensch mit Christo in seinen Tod getauft und begraben, dem Gesetz und der Sünde für immer und ewig abgestorben und von der Strafe frei und los von Sünden; auch das Fortsündigen hat nun bei ihm ein- und allemal aufgehört; er steht unter dem Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu. O! seliger Stand, wo der alte Sünder geschlachtet und abgethan und die Gerechtigkeit, vom Gesetz erfordert, in einem solchen geistlich gestorbenen Menschen erfüllt ist! Nun befindet sich derselbige in einer völligen Todesstille und tiefen Grabesruhe; alle eigene Kraft und Wirksamkeit ist verschwunden, und er

geht nun auch dem Auferstehungsstande Christi entgegen! — Ein Solcher braucht nun kein gesetzliches Wesen mehr, hat auch nicht nöthig, daß ihn Jemand lehre; denn er hat Salbung von Dem, der da heilig ist, und weiß Alles; sie lehret ihn allerlei: er wandelt vor Gott, wie Abraham, und wird vollkommen: er wird selbst eine lebendige Kirche, eine Wohnung Gottes, ein Tempel des heiligen Geistes. — Wenn schon der Teufel diesen glücklichen Seelenzustand beneidet und allerlei Lästerns, Scheltens und Störens erregt, so sind das nur unbedeutende Zuckungen, die dir, o unaussprechlich glückliche Seele! nicht schaden können. — O, meine Geliebten! die ihr von ganzem Herzen neugeboren, neue Creaturen in Christo werden und Gott dienen möchtet in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, wie es vor ihm wohlgefällig ist, wandelt nur den kurzen, einfachen und sichern Weg, der euch im Wort des Herrn vorgeschrieben ist. Wenn ihr stille bliebet, spricht der Herr, so würde euch geholfen; durch Stilleseyn und Hoffen würde euch geholfen; durch Stilleseyn und Hoffen würdet ihr stark sein. (Jes. XXX. 15.) Dieses Stilleseyn besteht in der völligen Ueberlassung unser selbst, und was uns angeht, für Zeit und Ewigkeit, an Gott, daß wir nämlich nicht mehr ängstlich sorgen, nicht in eigener Kraft wirken, sondern mit unsern Sinnen, Gedanken, Wollen und Wirken uns zu Grund versenken, und uns ihm also hingeben zum Opfer und ewigen Eigenthum, damit wir nicht mehr am Wege stehen und seine gnadenreiche Wirkung in uns verhindern! — O! wer doch die ewige, unveränderliche Sabbathsstille in Gott recht verstünde (sic), die tiefe Sab-

bathsruhe, der würde in kurzer Zeit an Geist, Seele und Leib sich verändert fühlen! An diesem Sabbath heilt Christus und macht den ganzen Menschen gesund; an diesem Sabbath legt er den Blinden Koth auf die Augen und öffnet sie! — Als jener Kämmerer aus Mohrenland sich durch Philippus wollte taufen lassen, hieß es: „Und er hieß den Wagen stille halten." So muß eben der Wagen unsers Eigenwirkens, Treibens, Sorgens, Wollens und Laufens stille halten, dann können wir erst mit Feuer und Wasser getauft werden! Ach, wie gut kann man es doch haben, wenn man sich in Demuth Gott aufopfert und sich ihm, wie ein hülfloses Kind, überläßt! Aber sehr Wenige dürfen diesen Schritt wagen; sie fürchten, ihre Seele möchte verloren gehen, sie wollen sie nicht überlassen; darum werden sie einst im Traurigen des Wortes sie lassen müssen. „Wer sein Leben verliert um meinetwillen," heißt es, „der wird es erhalten, und wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren." O! heidnisches Sorgen, Eigenwirken und Zappeln! du mordest Christum im Geist! er kann ja so nicht in dir aufkommen und eine Gestalt in dir gewinnen, wenn du ihn so unterdrückst in bester Wohlmeinheit."

Der Leser wolle diese Stellen nicht etwa für leere, nichtssagende, nicht für harmlos verrückte, frömmelnde Phrasen halten, sie haben, wie sich sogleich näher zeigen wird, einen furchtbar tiefen Sinn und sind für das Interesse unsrer Darstellung von der höchsten praktischen Wichtigkeit. Ganz verlangt nämlich nichts mehr und nichts weniger, als: der Mensch solle den Willen im weitesten Sinn des Worts aufgeben (mithin auch nicht

einmal das Gute wollen, denn auch dieses ist, insofern er es mit seinem menschlichen Willen erreichen will, eben etwas menschlich Gewolltes), er solle alle eigene Kraft, alle Wirksamkeit, alle innere und äußere Thätigkeit aufgeben, er solle, und dies sei die nothwendige Grundbedingung alles Heils, einen völligen Stillstand des Geistes und Willens („eine ewige, unveränderliche Sabbathsstille“) bei sich eintreten lassen. Wenn er diesen Proceß der geistigen Tödtung durchgemacht, so sei er der Gefahr der Sünde überhoben, von dem Gesetze frei, die Gerechtigkeit in ihm erfüllt, und fortan lebe nicht mehr Er, sondern Christus in ihm. Durch diesen wisse und könne er dann Alles, und sein Zustand sei eben kein anderer, als der der ewigen Seligkeit.

Wir sind weit entfernt, die theologische Seite dieser Irrthümer hervorzuheben, sondern wollen uns nur an die unmittelbar praktischen Folgen davon halten. Es ist nach der **christlichen** Moral Aufgabe des Menschen, im irdischen Leben, außer dem Glauben und vertrauensvollen Hingeben an Gott, auch noch die Gebote Gottes zu halten, um in das ewige Leben einzugehen, sein Leben lang gegen die Neigung zur Sünde in seinem eigenen Herzen zu wachen und zu streiten, „seinen Beruf und seine Erwählung,“ nach den Worten des Apostels (II. Petri 1, 10)“ durch gute Werke gewiß zu machen und erst, wenn er getreu bis an's Ende den guten Kampf gekämpft hat, soll er die Krone des Lebens empfangen.“ Ganz kehrt gewissermaßen das Verhältniß um und will damit anfangen, die Ruhe der ewigen, durch keine Sünde getrübten Seligkeit zu anticipiren, um dadurch den

Kampf mit der eigenen Sünde überflüssig zu machen. An sich ist nun aber ein solcher geistiger Stillstand schlechthin nicht zu realisiren, oder er würde mit einem absoluten und bewußtlosen Blödsinn zusammenfallen. Genauer betrachtet, besteht indessen dies ganz geistliche Experiment dieser innern Wiedergeburt, wie es sich in der Wirklichkeit bei dergleichen Sectirern gestaltet, blos darin, daß der Mensch sich selbst überredet und festiglich glaubt, in ihm sei nun Christus wiedergeboren, und die unmittelbare Folge davon ist die, daß er nun wirklich sich einbildet, sein jetziges Thun und Treiben, Denken und Fühlen, Wollen und Handeln sei eben nicht mehr sein eigenes Werk, sondern die Regung des in ihn hineingekommenen Christus. Er beobachtet nun sein Inneres mit geschärfter Aufmerksamkeit, und die Gedanken, welche die ganz gewöhnliche Sinnlichkeit, die sich in das Gewand der heiligen Unschuld gehüllt hat, oder die auch die dämonische Eigenliebe in ihm emportreibt, sind ihm, wenn er einmal jene erste falsche Voraussetzung recht fest gefaßt hat, heilige Worte des inwendigen Gottes; diesen verehrt er und betet also in einer unseligen Selbsttäuschung, bei aller fromm scheinenden Aeußerlichkeit, Niemanden anders als sich selbst an. Was daraus aber entstehe, wenn Jemand in der recht festen Ueberzeugung lebt: „er könne, was er auch thue, nicht mehr sündigen," das werden wir sogleich an den unglücklichen Opfern dieses Wahnes, als an einem lebendigen Beispiele, sehen.

Uebrigens ist es merkwürdig, wie jene Lehre des Vicarius Ganz, in ihrer weitern dialektischen Entwickelung nach einer andern Richtung hin, sich geradezu einem

philosophischen Systeme nähert, welches in mehrfacher Hinsicht als der diametrale Gegensatz des Christenthums, ja sogar aller Religion überhaupt angesehen werden kann*). Der Vicarius Ganz sagt nämlich über sich selbst in seiner Autobiographie, Th. II., S. 55, Folgendes:

„Nun berührt mich weder Lob noch Tadel mehr; ich, als ein Nichts, muß mich stets in das ewige, göttliche All versenken und verlieren; ich sehe weder Anfang noch Ende mehr in diesem gelobten Lande Canaan, worin Milch und Honig fließt. O, du stille Ewigkeit! du unveränderlicher Ruhestand! du stilles Meer, worin ich ewig ruhe! Ich bekümmere mich auch nicht sehr, daß ich mich in einer solchen Sprache ausdrücke; die Stillen im Lande verstehen mich schon. O! wie unbeschreiblich freut es mich, daß alle, alle Gelehrte und Un-

*) In der Schweiz ward die Vermuthung aufgestellt, daß der Vicar Ganz seine Lehre wahrscheinlich aus der des bekannten Thomas Pöschl geschöpft habe. Aber da die Frau von Krüdener den Mystikern im südlichen Deutschlande ebenfalls ihre Richtung gegeben hat und mit Mehren derselben in directer Verbindung stand, Ganz aber mehre Jahre mit ihr im Lande umherzog, so ist kein Grund, anzunehmen, daß er sein System nicht gleich aus der ersten Hand empfangen habe. Derjenige aber, der den Quietismus (die Empfindungs-Abtödtung), welcher sich auch bei manchen indischen Secten findet, zwar nicht erfunden, aber in neuern Zeiten und im christlichen Europa zuerst im Zusammenhang gelehrt hat und als Vater der neuern Quietisten angesehen werden kann, ist der spanische Priester Molinos, dessen Lehre im Jahre 1687 durch eine Bulle des Papstes Innocenz XI. in 68 Sätzen verdammt wurde. Er selbst gerieth in die Hände der Inquisition und in lebenslängliche Haft. Später hat er seine Irrlehre in Gegenwart der Cardinäle und des versammelten Volkes abgeschworen.

gelehrte, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Große und Kleine, Junge und Alte, kurz, alle Menschen auf der Welt mit mir in dieses grundlose Meer der ewigen Gottheit hinabsinken und sich darin auf ewig verlieren müssen, wie Wassertropfen sich im Strom verlieren und nicht mehr unterschieden werden können. Aber, meine Lieben! es kostet euch den ganzen alten Adam; das Kind des Verderbens, das muß verloren gehen, auf daß die Schrift erfüllt werde! Der Cherub steht mit einem flammenden Schwerte vor der Pforte dieses Paradieses der unendlichen Ruhe, um alles Sinnliche, Creatürliche, Bildliche und Eigene abzuschneiden, weil nichts Gemeines und Unreines eingeht in das neue Jerusalem."

Ob er, als er diese Worte schrieb, die Grenze zwischen seinem, alle menschliche Besonderheit und Selbstständigkeit aufhebenden System und dem Atheismus überschritten habe, mag dahingestellt sein, gewiß ist es aber, daß es von dem Standpunkt, wie ihn die eben mitgetheilte Stelle charakterisirt, nur eines leisen Ueberganges bedurfte. Dieser Uebergang trug sich auch wirklich schon in der nächsten Umgebung des Sectirers und an einem seiner Freunde zu. Dieser hatte die von Ganz so häufig gebrauchten Ausdrücke: „o, seliges Nichts!" „o, seliges Versteinertsein!" auf seine eigene Art verstanden, hatte sich von Ganz keine Grenze vorschreiben lassen, bis wie weit er auf diesem Wege gehen dürfe, und war so zu folgenden Behauptungen gediehen: „Gott sei in Allem und Alles sei Gott! — Gott sei in dem Baum, in den Steinen, in den Thieren; kurz, jede

Creatur sei eigentlich Gott. Man könne Gott ehren mit Beten und Nichtbeten, mit Arbeiten und Lustigmachen" u. s. w. Darüber mußte er nun mit seinem Freunde zerfallen, und es ist höchst merkwürdig, wie dieser und die von jenem Kreis schon damals als heilig verehrte Margarethe sich über diese Consequenzen aus ihrem System äußerten, die sie zu theilen nicht im Geringsten geneigt waren. Was Margarethe schreibt, werden wir weiter unten noch kennen lernen, wo von ihrem Charakter überhaupt die Rede sein wird. Der Vicar Ganz aber läßt sich folgendergestalt vernehmen:

„Mein ewig Geliebter in Jesu Christo, gestern und „heute derselbe in alle Ewigkeit! Mein Herz ist ganz „wie zerrissen über die traurigen Nachrichten, die seither „von treuherzigen Seelen deinetwegen eingelaufen! O „wie selig warst du noch, als du mit mir in der gött„lichen und friedensvollen Ordnung einfältig wandeltest! „Wie heilig war dir das ewige Wort Gottes in seiner „unendlichen Kraft! Wie sehr verstandest du den Takt „der Apostelsprache! Wie durchschautest du den Gang „der weisheitsvollen Seelenführung; wußtest, wie ein „Priester, ein Jedes nach seiner Art zu behandeln! Die „Traurigen, die Angefochtenen, Bekümmerten und Betrüb„ten fanden an dir einen Lehrer und väterlichen Führer, „erhielten Trost und Frieden, so daß du meine schwere „Amtslast erleichtertest, und ich dir einen großen Theil „davon anvertrauen und die Seelen sicher übergeben „konnte. Aber nun bist du wirklich gefallen, du schöner „Morgenstern! Du zerreißest mein Herz und Alle, die „vertraulich mit dir umgehen, daß ich dir keine Seele „anvertrauen und zuschicken kann! Wenn du schon nicht

„frei sprichst, so müssen doch Einige aus deinen Aus„sprüchen den Schluß ziehen, als ob kein Gott, kein „Teufel, keine Sünde, keine Seligkeit wäre; wie ich von „einem erleuchteten, einfältigen Schuhknecht in Erfahrung „gebracht, daß er ob dir und deinem atheistischen Wesen „fürchterlich erschrocken, und es mir bekannt gemacht hat, „daß du in den Verdacht des Atheismus verfällst. O! „mein Kind! das ich abermals mit Schmerzen gebäre, „bis Christus eine Gestalt in dir gewinne! O! zwiefach „bitterer Tod! muß ich denn solche Schande erleben! „Wie gut ist's doch, wenn man als ein armer Sünder, „als fluchwürdig zu dem wahren Grund gelangt, statt „auf dem Wege der bloßen Speculation! Wahrlich, „der Herr wird nicht schweigen! Ich mußte seither dei„netwegen viel seufzen; es liegt ein tiefes Gebet in mir „für dich! Du weißt nicht, welch ein armer Tropf du „bist! Du bist ganz blind, jämmerlich und elend und „arm. Gott gebe dir zu erkennen, wie Ich es sehe! „Wie werde ich zu Schanden, daß ich dich gerühmt „habe, wie es auch natürlich war, so lange du treu „warest. Ich wünschte, du möchtest nicht lehren, da dein „Wort nicht mehr rein und kräftig; es hat seine Kraft „verloren, wie ich aus deinem letzten Briefe bemerkte! „Schon lange hatte ich Spuren! Aber aus Schonung „schwieg ich. Ich schließe und schreie: dein ewiger „Freund Ganz."

Daß dieser Brief keine Argumente enthält, leuchtet von selbst ein, auch ist es die Art des Mysticismus nicht, mit Argumenten zu streiten. Beiläufig ist zu erwähnen, daß der Freund, an den er gerichtet war, dadurch nicht wieder für die Sache gewonnen ward, die er

verlassen hatte, sondern sich fortan nur mit tiefer Verachtung über seinen ehemaligen Verbündeten äußerte.

Ehe wir nun zu dem weitern Berichte übergehen, wie die Familie Peter und deren Angehörige für dieses eben geschilderte religiöse System gewonnen wurden, müssen wir zuvörderst die wichtige Frage berühren: wie sich diese Lehre zu den religiösen und theologischen Ansichten verhalte, die, bei der Geistlichkeit des Cantons Zürich wenigstens, als die Regel galten. Vielleicht ließe sich aus diesem Verhältniß die ungeheure Ausbreitung jener mystischen Doctrinen und die Schnelligkeit erklären, mit welcher dieselben dort um sich griffen.

Die Landesreligion des Cantons Zürich ist ursprünglich die Lehre Zwingli's; diese aber nähert sich schon in ihrem ersten Entwurfe Demjenigen nicht unmerklich, was man heutzutage den Rationalismus nennt, weshalb Zwingli noch bei seinen Lebzeiten den Haß der deutschen Reformatoren auf sich lud. Doch kommt es jetzt nicht sowohl auf die Lehre und das kirchliche Leben des 16ten Jahrhunderts, sondern auf den dermaligen Zustand an, wie er sich aus jenen Anfängen hervorgebildet hat. Hier möge zuerst die Aeußerung eines Predigers zu Zürich ihren Platz finden, welche den Standpunkt charakterisirt, von dem aus die Glieder der dort herrschenden Kirche jene Sectirer und ihren Glauben betrachteten. Es äußerte nämlich Conrad Schoch, Pfarrer am Zuchthaus, in seinem Gutachten über die seiner Leitung und Obsorge anvertrauten Wildenspucher Folgendes:

„Bei dem traurigen Ereigniß treten folgende Berufsarten auf: Zwei Schuster, vier Ackerbauer, sieben

Weibspersonen, welche meistens auch mit Feldarbeiten beschäftigt waren. Sollte sich nicht von diesen Berufsarten selbst etwas die unsinnige That Entschuldigendes herleiten lassen, so sehr man auch behaupten muß, daß ein vernünftiger Mensch unter keinen Umständen den Kopf verlieren sollte? Der Landmann hat wenig Veranlassung in seinem Berufe, seine Denkkraft zu üben, und bei den meisten Beschäftigungen desselben kann sein Kopf abwesend sein. Das mag wenig schaden, wenn nicht im Kopfe ein reger Trieb wohnt, zu denken und den Kreis seiner Einsicht zu erweitern, oder wenn nicht Gegenstände, welche die Einbildungskraft sehr beschäftigen, dann diese ganz einnehmen, zum Uebermaß erweitern und den Verstand erdrücken. Beides traf aber bei unsern Unglücklichen zusammen; sie sind regsamen Geistes, und die Margarethe überfüllte ihre Phantasie. Welches Schulfach wäre dem Landmann nöthiger, als die in seinen Beruf eingreifenden Zweige der Naturwissenschaften, diese herrliche Quelle der Gottesverehrung! Dieser Unterricht fehlt; darum steht der Ackerbau in den meisten Ländern unglaublich lange auf der gleichen Stufe. Für keine seiner Verrichtungen weiß der Landmann den Grund anzugeben, bei keiner etwas zu denken; Alles ist nur blinde Praktik; nach dem Orakel des Kalenders. (Um von Tausenden Eins anzuführen, denn mehr gehört nicht hieher, frage man einen Landmann, warum er Gips auf den Klee streue, aber nicht in die Weinreben, so wird nur selten Einer eine ordentliche Antwort wissen.) In diesem Berufe nun ist so Vieles zu denken, und wird so wenig gedacht; darum phantasirt ein lebhafter Geist und

kann endlich, wenn er nicht durch das Tagewerk erdrückt wird, solchen Wahnsinn gebären, wenn derselbe von außen erzeugt wird. Daß die Weibspersonen beim Spinnrad Etwas sprechen müssen, und daß die Einseitigkeit ihres Berufes guten Anlagen zu wenig Stoff gebe, noch weniger, als wenn sie auf dem Felde arbeiten müssen; daß gar der Beruf des Schusters durch die sitzende Lebensart, welche den Kopf erhitzt und außer der Haushaltungsrechnung wenig zu überschlagen giebt, ein fruchtbares Feld zu Träumereien geben könne, läßt sich annehmen und entschuldigen. Wo sollen aber diese Köpfe sich hinwenden? Wären sie Kinder, so würden sie wollen fliegen lernen; aber sie sind erwachsen; darum geht ihr banges Sehnen auf den Flügeln der Phantasie in den Himmel, und sie sterben der Erde ab, oder wollen sich eine neue Welt schaffen, so wenig schöpferisch auch ihr Geist ist. Wird ihr Flug gehemmt, so schleichen sie mit trübseligen Empfindungen in ihre Winkel und erzählen sich wechselseitig ihre Träume. Und wenn Christus jetzt wiederkäme und sich selbst auf die würdigste Weise predigte, würdiger als Die, welche nur einen **Wunden**-Heiland in ihm sehen, sie würden ihn, der gewiß mit zu den tugendhaftesten Lehrern, die unter den Sterblichen auftraten, zu rechnen, schmähen!"

Und auf der andern Seite? — Die tiefste Erbitterung gegen die Geistlichkeit des Cantons Zürich! So apostrophirte dieselbe unter Andren der Vicar Ganz in einer Zugabe zu seinem „Geheimniß der Gottseligkeit" in folgender Weise: „Christus spricht: Alle, die vor mir gekommen sind, die sind Diebe und Mörder gewesen. So warfen sich Tausende zu Lehrern auf, und

lehren, ehe Christus in sie gekommen und in ihnen zum Leben auferstanden ist. Er nennt sie Diebe, weil sie ihm die Ehre rauben, indem sie aus ihrer eigenen Vernunft lehren, statt in Christus Geist. Mörder nennt er sie, weil sie Christum im Geist tödten, in sich selbst und in Andren, und sind also auch Seelenmörder an sich und an Andren!“

Bei diesem gegenseitigen Verhältniß war es nun die „heilige Schrift“, welche den Streit schlichten sollte, ihn aber weder geschlichtet hat, noch auch der Natur der Sache nach ihn schlichten konnte! Schon bei sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen tritt das natürliche Verhältniß ein, daß es durchaus nicht blos auf den wahrzunehmenden Gegenstand, sondern auch auf die persönlichen Eigenschaften und den Standpunkt des Wahrnehmenden ankommt. Eine Landschaft ist und bleibt immer eine und dieselbe, die sie ist; aber wenn ein Kurzsichtiger, ein Anderer, der mit scharfen Augen begabt ist, und ein Dritter, der mit einem Fernrohr sieht, sie betrachtet — wenn der Eine auf einer Anhöhe, der Andere auf der Ebene steht, der Dritte seine Beobachtungen aus der Vogelperspective anstellt, so kann man in Beziehung auf die Sehenden sagen, daß Jeder etwas Anderes gesehen habe; d. h. der Eindruck und das Resultat der Wahrnehmung ist bei einem Jeden verschieden. Ebendasselbe tritt bei Gegenständen der geistigen Erkenntniß ein. In einem Justizcollegium, wo über eine Gesetzstelle discutirt wird, können sich leicht über einen und denselben Gesetzartikel eben so viel Meinungen bilden, als Mitglieder da sind. Natürlich! denn Jeder bringt seine Bildung, seine besonderen (per-

sönlichen) Grundsätze, endlich auch die Ansichten seiner Lehrer und Lieblingsschriftsteller mit. Unter denkenden Juristen ist es daher auch ausgemacht, daß die Theorie und die Praxis ergänzende Stücke des Gesetzbuches und eben so wichtig seien, wie dieses selbst. — Hält man diesen Vergleich fest, so erklärt es sich, warum die heilige Schrift so vielfach auf verschiedene Weise verstanden ist. Sie ist allerdings in vielen Stücken ein ganz tüchtiges und prächtiges Buch, und wenn man behauptet, sie sei ganz klar, so hat dies den richtigen Sinn, daß die Dunkelheit nicht in einem Fehler der Bibel, sondern in den thörichten Menschen liegt. Wenn nun aber schon ein weltliches Gesetzbuch, vor nicht gar langer Zeit, in unserer Sprache, nach den Anforderungen unserer Denkweise geschrieben, in dem engen Kreis eines Gerichtshofes oft so vielfache Auslegung findet, so ist es für den Unbefangenen begreiflich, wie die Bibel (als positives Religions-Gesetzbuch betrachtet), ursprünglich in Sprachen, die seit Jahrhunderten ausgestorben sind, und unter einem Volke niedergeschrieben, welches einen geistigen Gegensatz gegen das occidentalische Leben bildet, wie, sagen wir, die „heilige Schrift", deren zweiter und jüngster Theil beinahe zwei Jahrtausende alt ist, verstanden werden muß, sobald auf sie, als auf ein Alles enthaltendes, Allen zugängliches, Allen verständliches Gesetzbuch provocirt wird. Der Unterschied der Voraussetzungen, der Vorbildung, der individuellen Richtung und Neigung ist in dem großen Publicum der Bibel bei Weitem größer, als in dem oben erwähnten Richtercollegium, und es ist eine unbestrittene Wahrnehmung, daß es noch niemals eine und noch so

widersinnige Lehre (in- und außerhalb der Kirche!) gegeben hat, welche die Anhänger derselben nicht aus der Bibel hätten beweisen wollen. So kann also die Bibel nicht die einzige Quelle des Glaubens sein, und ist es auch nirgends in der wirklichen Welt. Es kommt außer ihr noch immer auf den Standpunkt, d. h. auf die Theorien, die Systeme, die Meinungen, die Voraussetzungen, endlich und hauptsächlich auf den bisherigen Glauben Derer an, die sie auslegen. Die Bibel ist sich selbst gleich, wie jeder andere Gegenstand, aber diese außer ihr liegenden Standpunkte sind unendlich verschieden, und der religiöse und kirchliche Streit betrifft nicht sowohl die Bibel selbst, als vielmehr und hauptsächlich alles Das, was aus den Worten des Textes gefolgert werden soll. — In Hinsicht dieser Interpretation treten aber wieder die verschiedenen theologischen und religiösen Grundprinzipien in Wirksamkeit. Nach dem kirchlichen System muß die Bibel in dem Sinne verstanden, ausgelegt und dem Volke erklärt werden, den die Kirchenlehre vorschreibt, wobei sich dann von selbst versteht, daß in der unmittelbaren Consequenz einer solchen Anforderung (wenn dieselbe nicht schon von vornherein als Das, was sie ist, nämlich als eine menschliche Anmaßung erscheinen und deshalb keinen Gehorsam finden soll!) der Satz liegen muß: „daß die Kirchenlehre der Ausspruch des Geistes der Wahrheit sei.“ Wird dieses System aufgegeben, so ist die Alternative unvermeidlich, daß entweder „das innere Licht“ auch das des ungebildeten Einzelnen, oder die menschliche Wissenschaft als Prinzip der Auslegung angesehen werden muß; in jedem von beiden Fällen kann aber

kaum noch davon die Rede sein, daß die „heilige Schrift" eine objective, göttliche, und dabei doch noch praktische Norm des Glaubens für den Einzelnen sei, da der Inhalt derselben im ersten Falle von einer mindestens höchst problematischen subjectiven Erleuchtung, im letztern Falle von dem ebenfalls subjectiven Dafürhalten einzelner Lehrer oder den wechselnden menschlichen Schul- und Lehrmeinungen abhängig gemacht wird. Diese beiden Richtungen begegneten sich nun im Canton Zürich in einem Kampf auf Leben und Tod. Die Bibel war nicht blos in den Händen unserer Wildenspucher, sondern sie wußten auch einen nicht unbeträchtlichen Theil derselben auswendig, und so wie die Prediger von Amtswegen ihren Angriff auf die „Separatisten" machten, wurden sie mit einem Hagel von Schrifttexten begrüßt, und es zeigte sich, daß die Schwärmer, die schlechterdings verlangten: „aus dem Worte Gottes widerlegt zu werden," um nichts weniger verlegen waren, als um biblische Beweisstellen für ihre Meinungen. Daß sie alle gegen sie der Bibel entnommene Argumente perhorreszirten, verstand sich von selbst. Hatte doch Jeder von ihnen den Geist der alleinrichtigen Auslegung durch seinen Christus in sich, wiewohl Manche (wie z. B. die heilige Margarethe) in einem ganz absonderlichen Maße. Daher waren es namentlich, außer der Offenbarung St. Johannis, Daniels und Ezechiels geheimnißreiche Prophezeiungen, die mit Gier von ihnen verschlungen wurden. Als Beispiel ihrer Bibelauslegung kann aber die oben angeführte Stelle aus einem Brief des Vicar Ganz dienen, wo er aus den Worten der Apostelge-

schichte*): „und er ließ den Wagen stille halten," das System seiner Selbstabtödtung, des Quietismus, rechtfertigt. Auch Margarethe bezog in ihren Predigten die Stelle: 1. Corinth. II. 10—16, wörtlich auf sich, um daraus ihren Beruf als Lehrerin und Auslegerin der heiligen Schrift zu erweisen. Ihre Zuhörer aber waren davon überzeugt: „sie habe es ja," sagten sie, „mit der Schrift erweisen können."

Wir kehren von dieser Schilderung der Secte zu den einzelnen Personen zurück.

Margarethe Peter zog bereits als kleines Kind die Aufmerksamkeit und Bewunderung sowohl ihrer Angehörigen, als fremder Personen auf sich. Ihre Schwester, Barbara, erzählt: „Sie hat etwas Göttliches an sich gehabt, weil sie an Weihnachten geboren. Schon als Kind hat sie große Gnade genossen, indem sie lesen konnte, nachdem sie blos zweimal das A-B-C-Büchlein in die Schule getragen; sie hat den Leuten, die den Vater besuchten, schon im sechsten Jahr aus dem Testament vorgelesen und geweint, wenn sie auf das Leiden Christi kam. In ihrer Jugend ist ihr einst ein Engel erschienen, der ihr die Kräuter angezeigt, deren Gebrauch die Heilung der Magenkrämpfe, an denen sie litt, bewirkte." Ihr Pfarrer sagt von ihr: „Sie war unstreitig die Verständigste unter ihren Geschwistern. Unter der bedeutenden Anzahl von Neu-Communicanten, welche ich im Jahre 1811 zum heiligen Abendmahl unterrichtete, war

*) Cap. 8, Vers 38: „Und er hieß den Wagen halten und stiegen hinab in das Wasser, Beide, Philippus und der Kämmerer; und er taufte ihn."

sie die Geschickteste und Die, welche mit dem herzlichsten Interesse den Religionsunterricht empfing. Ihre treffenden Antworten erweckten oft meine Verwunderung. Wie oft kam sie zu mir, um mir für das Gehörte zu danken! Wie feurig war ihr Versprechen, ihr Lebenlang den ertheilten Belehrungen getreulich nachzufolgen! Ich hatte die beste Hoffnung von ihr, obgleich mir damals schon das eine und andere Ueberspannte nicht entgehen konnte. An öftern Ermahnungen, doch ja nicht aus dem Gleise zu treten, ließ ich es nicht ermangeln. Als das überspannte Wesen immer mehr zunahm, als sie sich zu den Erweckten im Canton Schaffhausen schlug, Visionen erhielt und von einer gewissen Gesellschaft in dieser Stadt als heilige Margarethe betitelt und hochgefeiert wurde, da beschied ich sie und ihre Schwester zu mir, um ihnen mit freundlichem Ernste warnende Vorstellungen zu machen. Die Ueberspannung war aber schon zu hoch gestiegen, als daß meine Ermahnungen und Warnungen noch etwas fruchten konnten. Die Folge dieser Unterredung, in der ich ihnen zeigte, auf welchem gefährlichen Wege sie gingen, war, daß sie das Zutrauen zu ihrem warnenden Seelsorger ganz verloren, in ihren geistigen Angelegenheiten sich anderswohin wendeten und nach und nach so umstrickt wurden, daß sie zuletzt nicht mehr wußten, woran sie in Religionssachen waren. Margarethe gewann bald ein völliges Uebergewicht in ihrem Hause. Alles mußte sich nach ihr richten. Was sie sagte oder aus der Ferne schrieb, mußte als Gottes Wille angenommen werden. Das schreckliche Ende dieser bejammernswürdigen Verirrungen hat meine öfters an diese Leute gethanen War-

nungen leider nur zu sehr gerechtfertigt. Als ich ihnen mehr als einmal sagte, daß, bei Fortsetzung ihres gefährlichen Weges, ihrer, als Verrückten und Wahnsinnigen, noch Fesseln und Bande warten, oder daß vielleicht gar etwas noch Entsetzlicheres daraus entstehen könnte, wurde ich als Unchrist und Heide verlästert."

Ein so reizbares und phantasiereiches Gemüth, wie Margarethe, mußte nun durch die mystischen Schriften, die sich in großer Anzahl bei ihr vorfanden (sie hatte aus mehren Excerpte gemacht), so wie durch die Bekanntschaft mit entschiedenen Mystikern, auf das Aeußerste ergriffen und gespannt werden. Sie kam im Anfang des Jahres 1816 zu ihrem Oheim nach Rudolfingen, bei welchem sie etwas länger als ein Jahr blieb und dem sie in seiner Wirthschaft sehr gute Dienste leistete. Glaubwürdige Personen loben ihre angestrengte Arbeitsamkeit und ihre Ordnungsliebe; indessen muß sie doch auch schon hier Bekanntschaften mit Mitgliedern der oben geschilderten Secte unterhalten haben. Zuweilen war sie tiefsinnig und vergoß Ströme von Thränen. Anfangs glaubte man die Ursache dieses Benehmens im Heimweh zu finden, aber sie versicherte bestimmt und wiederholentlich: „sie sei gern bei ihrem Oheim;" dagegen ließ sie mitunter die Aeußerung fallen: „Gott schließe ihr durch christliche Freunde, die er sie finden lasse, immer mehr das Herz auf, so daß sie mit jedem Tag mehr ihr Sündenelend fühle."

Als sie darauf, im März 1817, in das väterliche Haus zurückkehrte, dauerte diese Traurigkeit eine Zeitlang fort, bald aber trat sie hier als Bußpredigerin auf, richtete, besonders aus Anlaß der damals herrschenden

Theurung, ernste Zusprüche an die Ihrigen und ermahnte sie zur Besserung. Aber an diese, sonst ganz verständigen, an sich sogar löblichen Reden knüpften sich schon ganz wunderliche und dunkle Aeußerungen, die nicht blos von Ueberspanntheit zeugen, sondern deutlich darthun, daß sich die mystischen Vorstellungen in ihr zum System gestalteten, oder vielmehr daß sie sich vorhandenen schwärmerischen Secten und Systemen angeschlossen hatte. „Das Ende aller Dinge," so verkündigte sie, „rücke mit Macht heran*); schon sei der Tag des Gerichts bestimmt, er werde die Unbesorgten wie ein Dieb in der Nacht überfallen; sie sollten also sein wie Knechte und Mägde, die des Herrn warteten, denn wer sich retten wolle, habe hohe Zeit sich zum Herrn zu bekehren, da seine Ankunft vor der Thür wäre."

Bei diesen Prophezeiungen blieb sie nicht stehen; sie sprach häufig von Erscheinungen und Visionen, die sie habe, von ihren Kämpfen mit dem Teufel und den höllischen Geistern, und rühmte sich eines vorzüglich vertrauten Umganges mit Gott, mit Christus und allen Seligen im Himmel. Aber ihr unbewußt mischte sich in diese Predigten und Visionen eine starke Zugabe von Hochmuth. Sie ging nämlich zunächst, wie von einem unumstößlichen Satz, von der Vorstellung aus, an welcher so unzählig Viele, vornehmlich auf dem Gebiet des Glaubens und der kirchlichen Angelegenheiten, Schiffbruch leiden, — von der festen Voraussetzung: daß

*) Diese Meinung war unter den schweizerischen Secten damaliger und späterer Zeit weit verbreitet und wurde, wie auch schon früher von ähnlichen Schwärmern, als ein Schrecken erregendes Mittel zur Aufregung der Gemüther angewendet.

gerade sie zu ganz besondern und außerordentlichen Dingen bestimmt sei. Und wie einem solchen Hochmuth auch der geringfügigste Umstand Nahrung gewährt, so gründete Margarethe diese Meinung vorzüglich darauf, daß sie bei ihrer ersten Communion als Denkspruch die Stelle aus 1. Corinth. II. 9. erhalten hatte: „Was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz aufgestiegen, das hat Gott bereitet Denen, die ihn lieben.“ Daß sie gerade diesen Spruch erhalten, sei eine besondere göttliche Fügung, und sonach hierin ihre Mission als Lehrerin und Prophetin zu erkennen.

Aber mächtiger als dies Alles wirkte der Glaube, den sie fand, auf sie zurück, und an dem blinden Vertrauen, welches ihr entgegenkam, entzündete und kräftigte sich ihr Zutrauen zu sich selbst. In der That bewirkte ihre natürliche Beredsamkeit und ihr sicheres Auftreten, so wie die feste und lebendige eigene Ueberzeugung von Dem, was sie sagte, daß sie über Alle, die sie hörten, zunächst aber über ihre Angehörigen, eine magische Gewalt ausübte. „Ich hätte mir,“ sagt ihre Freundin Ursula Kündig, welche wir sogleich näher kennen lernen werden, „den Vorwurf gemacht, der Stimme Gottes zu trotzen und mich einer schweren Sünde schuldig zu machen, wenn ich ihr nicht unbedingt geglaubt haben würde. Sie wußte Alles, was sie zu uns sprach, mit solcher Wohlredenheit vorzutragen und uns so dringend zu ermahnen, sie stellte jeden aufsteigenden Zweifel mit solcher Heftigkeit als eine Sünde vor, die uns immer auf dem Herzen lasten würde, daß sie zuletzt sicher sein konnte, bei Allen ohne Ausnahme einen unerschütterlichen Glauben an ihre Aussagen zu finden.“

Auf diesem Weg wurde sie nicht blos über ihre Schwestern Herr, sondern auch des Vaters bemächtigte sich ein gewisser Stolz auf diese Tochter. Noch im Gefängniß redete er davon, welch ein herrliches Kind sie gewesen sei, und äußerte ohne Rückhalt: er habe seines Orts stets die Ueberzeugung gehabt: „Gott habe diese Tochter zu etwas Außerordentlichem bestimmt," und weder er, noch die Schwestern zweifelten mehr an der Wahrheit ihrer Offenbarungen. Diese Meinung begann überhaupt sich immer mehr und mehr unter den Geistesverwandten der Margarethe auszubreiten, und ihr Name wurde schon damals (1816 und 1817) unter den Schwärmern in der ganzen Umgegend mit Andacht und Inbrunst genannt.

Im Spätjahr 1817 wallfahrtete Margarethe mit ihrem Schwager Johannes Moser und ihren Schwestern Elisabeth und Susanne nach Lotstätten, einem badenschen, an den Grenzen der Cantone Schaffhausen und Zürich gelegenen Dorf, zur Frau von Krüdener. Durch einige „Erweckte" aus Schaffhausen wurde sie der Letzteren vorgestellt und erhielt bei dieser eine dreistündige Privataudienz. Margarethe rühmte sich hernach, daß die hohe Predigerin ihr sehr lockende Vorschläge gethan habe, ihre Begleiterin zu werden; sie nahm diese aber nicht, sondern nur die Manieren jener Dame an. Uebrigens scheint um jene Zeit ihr geistlicher Hochmuth schon ziemlich ausgebildet gewesen zu sein; sie scheint sich ihren Reden nach theils mit der Frau von Krüdener auf eine Stufe gestellt, theils schon damals als ein von Gott zum Predigen berufenes Rüstzeug betrachtet zu haben. „Jene Dame," äußerte

sie, „führe keine andere Lehre, als sie selbst vortrage; sie predige, wie sie, Jesum den Gekreuzigten.“

Bei diesem Geschäft nun gewann sie an ihrem Schwager, dem Schuster und Landbauer Johannes Moser aus Oehrlingen (geboren 1785, verheirathet seit 1811 mit Magdalena Peter, Vater von vier Kindern) bald einen treuen Gehülfen. Schon vor ihrer Verehelichung soll Moser's Frau sich zur Brüdergemeinde hingeneigt haben, und seit seiner Verheirathung nahm er ebenfalls diese Richtung. In die Versammlungen dieser Gemeinde zu Oehrlingen führte Er seine Schwägerin Margarethe und dann die übrige Familie. Aber auch außerdem war er mit den Sectirern in Schaffhausen seit dem Jahre 1815 in Verbindung getreten und rühmte sich seit dieser Zeit laut seiner Erweckung; jedoch scheint er darüber sein früheres Verhältniß mit den Herrnhutern nicht abgebrochen zu haben, wenigstens fanden sich bei ihm noch Losungsbüchlein derselben von den Jahren 1811, 1817 und 1818. Uebrigens bekundet das Zeugniß des Pfarramtes, daß, seitdem er in das Conventikelwesen verwickelt worden, die Lust am Arbeiten sichtbar bei ihm ab-, Trübsinn und „Inspirations-Grillen“ aber sichtbar zugenommen hätten. Man legt ihm zur Last, er hätte seine alte, wackere Mutter aus dem Haus, wo sie nach dem letzten Willen ihres Mannes ihren Sitz hatte, verdrängt, blos deshalb, weil sie sich der Schwärmerei widersetzte. Jedoch soll besonders die Frau, die mit einer wahren Verbissenheit diesem Sectenwesen ergeben war, den schwachen Mann zu diesem Schritte verleitet haben, den er hernach durch einen Vergleich mit der Mutter wieder gut zu machen suchte.

Noch größern Einfluß gewann nun aber sehr bald auf diesen unglücklichen Mann seine Schwägerin Margarethe und der Vicar Ganz. Wie Dieser mit Moser bekannt geworden, läßt sich mit Sicherheit nicht ausmitteln; aber folgende Briefe von ihm an Moser, die bei Diesem gefunden wurden, sind zu charakteristisch, nicht blos für das innere Leben der Secte, sondern auch für das spezielle Verhältniß dieser beiden Individuen, als daß sie hier nicht mitgetheilt werden sollten.

Embrach, den 9. September 1819.

„Mein in Jesu geliebter Freund!"

„Ich machte nur einen kurzen Besuch bei meinen Leuten in Embrach, sonst hätte ich mir eine große Freude gemacht, zu Euch zu kommen; es wird aber bald geschehen, wenn ich nach Schaffhausen reisen werde. Ich kenne Euch zwar nicht von Person, aber nach Dem, was mein Vetter mir erzählte, erkannte ich an Euch einen Mann, der nach göttlicher, reiner Wahrheit strebt. Gern würde ich mich deswegen mit Euch einmal mündlich unterhalten, und ich hoffe, die Wahrheit selbst werde uns zusammenführen!"

„Es war mein feuriger Ernst, meinen Gott kennen und lieben zu lernen; ich suchte unaufhörlich Den, der meine Seele liebte, und fand zuletzt diesen großen, herrlichen Schatz: Jesum Christum in mir Selbst! Ich halte ihn nun und will ihn ewig nicht lassen. Aber ich kann Jedem sagen, daß man tief graben und Alles um Alles geben muß, wenn man in Gott eingehen will. Nun ist mein Herz gründlich erquickt und göttlich beseligt! Und wer es mit mir wagen, — und sich Gott auf ewig zum Opfer darbringen will, wird auch so selig,

unbeschreiblich selig, vergnügt, selbst mitten in Drangsalen und Leiden! In diesem heiligen, himmlischen Stand begehrt die Seele Nichts mehr, als Gottes Ehre in allen Stücken zu befördern; ja, sie giebt sich ganz gelassen an die ewige Liebe hin, daß sie mit ihr schalten und walten kann nach göttlichem Belieben. Ich tauschte mit keiner Königskrone! Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Der Herr entreiße Euch Allem, was Euch hindert, seine königliche Wohnung in Euch aufzuschlagen! Mein Weg geht wieder nach Basel, werde mich aber in Zürich bei Herrn N. über den Sonntag nach Bettag aufhalten." „Euer ewiger Freund

Ganz, Vicar."

Basel, den 10. December 1819.

„Mein geliebter Freund Johannes!"

„Dein Brief hat mich herzlich gefreut und mich überzeugt, daß die Gnade unseres Herrn unermüdet in Dir fortarbeitet und Dich zu einer neuen Creatur machen will, daß es dann bei Dir heißen wird: das Alte ist vergangen, siehe! es ist Alles neu geworden! und der auf dem Throne sprach: siehe, ich mache Alles neu! — — — Der Herr greift Deinen alten Menschen bei der Wurzel und bei'm Leben an; darum giebt's eine so große Revolution in dem Lande Deiner Leidenschaften. Dies soll Dich aber nicht muthlos machen, mein lieber Johannes! Das sind große Gnadenbeweise; durch die Wunden Jesu werden unsere Wunden geheilt, spricht der Prophet. Du gehst nun mit jenem Mann von Jerusalem nach Jericho, und unterwegs wirst Du von den Mördern, der Sünde, Welt, Fleisch und Blut und Satan, ausgezogen und halb todt geschlagen. Nur ge-

trost! der barmherzige Samariter hat sich aufgemacht, daß er sich Deiner erbarme, Deine geschlagenen Wunden heile und Oel und Wein darein gieße. — — O! mein lieber Johannes! Getrost! getrost! Bete innerlich, kehre oft des Tages einwärts; besuche Deinen gefangenen Göttlichen durch eine sanfte, stille Einkehr in Dein Herz! Gott herrsche mitten unter Deinen Feinden!"

Basel, den 24. Hornung 1820.

„Abermals sage ich: sei getrost! hebe Dein Haupt empor und freue Dich, weil sich Deine Erlösung nahet! Krieg und Kriegsgeschrei hörst Du in Dir; ein Volk erhebt sich in Dir gegen das andere, und ein Königreich gegen das andere! Jerusalem ist mit Heerzügen umgeben, und Deine Feinde schlagen eine Wagenburg um Dich; kein Stein wird auf dem andern gelassen, der nicht zerstört werden soll. Der Gräuel der Verwüstung stehet an heiliger Stätte; in Deiner Seele nämlich, die ja ein Tempel des heiligen Geistes sein soll. Sieh', mein Kind, das Alles mußt Du erfahren. Nur Eins bitte ich Dich inständig, daß Du recht treu seist! O! Lieber! traue nur, traue nur! Laß mit jenem samaritanischen Weibe den Krug, Deinen alten Menschen; bleibe frei und ledig von allen Bildern; kehre still in Deinen Grund, und versenke Dich täglich einige Male in das grundlose Meer Gottes; wolle Nichts, sondern laß Ihn wollen, und bleibe in großer, unendlicher Leerheit vor Gott stehen, daß er diesen Raum ausfüllen kann mit sich selbst! Die Erde war ja wüst und leer, und der Geist Gottes schwebte auf den Wassern! Derselbe

wolle Dir diesen Brief in Deiner Seele lesen, sonst wird er nicht verstanden!'

„Der Gruß von der lieben Margarethe hat mich sehr gefreut, auch der von Ursula; ich grüße Beide von Herzen, so wie die ganze Familie Peter und den lieben Knecht Heinrich! Es kommt Alles zu seiner Zeit, ein Jeder in seiner Ordnung; zuerst Christus, dann die ihm angehören. Nur treu sein, das fordert er von Denen, die ihm angehören und die er mit sich in Gott wieder einführen will, wie Garben in die Scheunen."

Aus einem andern Briefe, datirt:

Basel, den 30. Juni 1820.

„Für Deinen gegenwärtigen Seelenzustand ist mir aufgeschlossen worden, was die Offenbarung spricht, daß der Drach mit seinem Anhang aus dem Himmel verstoßen und auf die Erde herabgeworfen worden, wo er tobe und einen großen Zorn habe, daß seine Zeit nicht mehr lange währe. Dein inwendiger Mensch willigt nicht mehr in die Sünde, darum wüthet der Teufel auf Deiner Erde, indem es Streit und Krieg ist in Deiner Sinnlichkeit und in den Begierden der alten Natur. — — Es ist jetzt die Zeit des Streits und Kampfs, die Versuchsstunde ist für Dich schon gekommen auf Deinem ganzen bewohnten Erdboden. Besitze Deine Seele in Geduld, Du bist Einer von den Auserwählten, die eine harte Zeit haben, daß sie noch könnten verführt werden, wenn es möglich wäre. Es ist gut, wenn der Tag der alten Geburt verflucht wird, sonst beginnt die neue Geburt aus Gott nicht. Gut ist's, wenn Du verloren bist, so kann der Herr Dich dann wiederfinden."

Der letzte, an Moser geschriebene, vorgefundene

Brief ist aus Basel datirt, vom 9. März 1821. Hier schreibt Ganz unter Anderem Folgendes: „Ich freue mich, mein Liebster, über Deine einstweilige Befreiung aus dem eisernen Ofen und Diensthaus Egypten; der stolze Pharao mußte Dich endlich ausziehen lassen, um dem Herrn ein Fest zu feiern und ihm zu dienen in der Wüste. — Du hast jetzt weiter Nichts zu thun, als immerfort zu sterben; Dein Losungswort soll sein: Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. So können wir mit dem Apostel nachsprechen als die Sterbenden: und siehe! wir leben! denn es giebt unzählbare Tode durchzumachen, und jeder Tod bringt neues Leben. — — Grüße mir brüderlich die liebe Margarethe, so wie Deine liebe Frau und die Deinigen alle, nebst der ganzen Familie Peter in Wildenspuch.“

Auch Margarethe hat mehre geistliche Briefe an ihren Schwager geschrieben, die zu ihrer Charakteristik von größter Wichtigkeit sind. Bei dieser Person ist nämlich der Wahnglaube an eine unmittelbare Inspiration in einen Hochmuth übergegangen, der nicht leicht in anderen menschlichen Verhältnissen seines Gleichen finden mag. Sie schreibt an ihren Schwager in einem Brief ohne Datum: „In Leiden und Schmerz leide ich geduldig alle Pfeile des Teufels! Denke, wie ich ohne Unterlaß trinken muß sein feuriges Gift, und so schrecklich verwundet, zerschlagen und zerstochen worden bin von seinen Pfeilen, bis auf den heutigen Tag. Letzten Freitag Abend war ich in einem schrecklichen Kampf. Auf einen Augenblick wurde ich von Millionen Völkern umringt, welche von allen vier Enden der Erde herkamen; nun aber sind sie bald überwunden worden; schon sehe

ich eine kleine Morgendämmerung in allen vier Ecken der Erde! — Dann wird **Christus in Mir** seinen Siegesschall hören lassen, dann wird er König sein, und sonst Keiner auf Erden! Amen!"

Noch ausgebildeter tritt jener Hochmuth in späteren Briefen, aus dem Jahre 1822, hervor. „Alle Tage," schreibt sie, „auferstehet Christus mehr **in Mir** aus der Tiefe; alle Tage fühle ich immer mehr **in Mir** seine Erhöhung, aber nur durch das Kreuz wird er erhöhet in meinem Geiste! aber **ihr** müßt noch warten! **ihr** versteht eben nichts von dem großen Werke meines Vaters **in Mir**! Ihr dürft nicht zweifeln und dem Feinde etwa Gehör geben. Was ich verheißen, muß geschehen und gehalten sein, und sollte der Abgrund reißen! — O! mein innigst geliebtes Kind: bald wird mich mein Gott von dannen nehmen! es ist noch um ein Kleines zu thun, so wird es geschehen! Ob ihr es glauben werdet? — O! nur noch ein wenig Muth! Nur noch ein wenig Treue!"

Nachdem Moser und seine Ehefrau sich der Secte ohne Rückhalt hingegeben hatten, kam die Reihe der Bekehrung an Moser's Bruder, Conrad (geboren 1793, ledigen Standes), einen gutmüthigen, ehrlichen, einfältigen Menschen, und bei dieser Bekehrung tritt schon der gewaltthätige, fanatische Charakter der Secte hervor, der es nicht mehr bei der blosen Ueberredung bewenden ließ, sondern zum offenen Zwang schritt. Sein Pfarrer bezeugt von ihm, daß er immer für einen eingezogenen, thätigen und ehrlichen Menschen gegolten habe. „Er widersetzte sich," sagt Dieser in seinem Zeugniß, „lange den zudringlichen Aufforderungen zur Theilnahme an

jenen Schwärmereien. Als ihm aber die Nahrung immer schmäler zugemessen, mit gänzlicher Entziehung derselben gedroht und immer nachdrücklicher in ihn gedrungen wurde, ließ er sich endlich auch hinreißen und seitdem den Kopf immer mehr mit fanatischem Traumwust anfüllen." Besonders war es seine Schwägerin, die ihn mit großer Härte als einen Menschen behandelte, der in gottloser Verstockung des Herzens sich gefalle und die angebotene Gnade von sich stoße; bis er endlich, ohne recht zu wissen, wie, der Secte sich ergab. Uebrigens ruhte auf ihm allein die Last der Feldarbeit; sein Bruder und seine Schwägerin bekümmerten sich nicht mehr darum; „weil der Tag des Herrn vor der Thür sei, so nütze das Bearbeiten der Felder und Weinberge nichts mehr. Jetzt sei der Tag gekommen, wo das Wort des Herrn anwendbar sei: „Der folgende Tag wird für das Seinige sorgen!" — So mußte also der arme Conrad, bei doppelter Arbeit und halber Kost, sich, so gut es ging, in die Sprache und Gesinnung der Secte hineinfinden, d. h. in ihrem Sinne: sich bekehren, und wir werden weiter unten sehen, wie er in die schreckliche Kreuzigungsgeschichte verwickelt wurde.

Weit leichter wurde es der Margarethe, die zwei Dienstboten in ihrem elterlichen Haus, Heinrich Ernst aus Feldi, Gemeinde Ellikon an der Thur (geboren 1795), und Margaretha Jägyli von Dachsleven, Gemeinde Niederweningen (geboren 1793), für ihren Sectenglauben zu gewinnen. Der Knecht, ein ehrlicher, aber unwissender, selbst im Lesen nicht erfahrener junger Bursche, kam bereits im Jahr 1814 in die Dienste der

Familie. Nachdem er seit seinem elften Jahr sich unter fremden Leuten hatte herumstoßen lassen müssen, wurde er hier gut behandelt, und die „Heilige“ imponirte ihm bald dergestalt, daß er die Stunde pries, wo er in das „Haus des Segens“ gekommen, und sich ihr in unbedingtem Gehorsam ergab. Zuerst wurde er in die Herrnhuter-Conventikel zu Oehrlingen eingeführt, dann zu den Erbauungsstunden, welche Margarethe im Haus hielt, zugelassen. Als er nun sah, welche „vornehme Leute hier zusammenkamen, um von der Prophetin sich das wahre Christenthum predigen zu lassen,“ als auch er, der arme, verlassene Bursche, sich gewürdigt sah, in solcher Gesellschaft sein bescheidenes Plätzchen einzunehmen, — wies er jeden Zweifel als eine Sünde zurück und würde es für einen Frevel gehalten haben, wenn er der Tochter seines Herrn auch nur die entfernteste Fähigkeit, etwas Unrechtes zu thun, zugetraut hätte.

Die Hausmagd, Margaretha Jägyli, war früher eine freche, unzüchtige Dirne, die als solche auch schon im Jahr 1812 von dem Ehegericht bestraft und unter Aufsicht gestellt wurde. Als eine arme Spinnerin, die von ihrem Verdienst kümmerlich lebte, hielt sie sich im Jahr 1820 in der Gemeinde Illnau bei einer Familie auf, in welcher Margarethe Peter als heilige Prophetin bekannt und hoch geachtet war, und litt gerade damals an Gichtern und einem Halskrampf, der sie oft dem Ersticken nahe brachte. Die Prophetin eröffnete ihr bei einem Besuch, daß dies von der Einwirkung böser Geister herrühre, die nur durch gläubiges Gebet vertrieben werden könnten. Alsbald begann sie auch, zu Gott um Vertreibung des Teufels zu schreien,

und gab dann der Kranken die Versicherung, daß ihr geholfen sei. — Diese glaubte, und als sie noch einige Wochen ihre vermeintliche Retterin in Wildenspuch besuchte, wurde sie von dieser freundlich empfangen und benachrichtigt: „es sei Gottes Wille, daß sie bei ihnen bleibe.“ Die brod- und heimathlose Jägyli nahm den Vorschlag mit desto größerer Freude an, als er völlig unerwartet kam, und sie blieb bei der Familie. Wirklich legte sich auch bei der Feldarbeit in freier Luft das Leiden, mit dem sie bisher behaftet gewesen war, und die Gerettete hing nun mit festem und unerschütterlichem Glauben an ihrer Herrin, die sie doppelt, als Retterin des Leibes und der Seele, verehrte.

In diesen beiden erzählten Fällen hatte Margaretha zwei Personen von niederm Stand, sehr eingeschränkten Geistesgaben und noch geringerer Bildung, durch die Bande des Wohlwollens und der Dankbarkeit an sich gekettet. Weit merkwürdiger ist aber die Art und Weise, wie sie mit einer Person bekannt wurde, die mit wirklichen geistigen Gaben ein unleugbar tiefes Gemüth verband, und die durch sie in den Abgrund des Elends gerieth.

Ursula Kündig aus Langwiesen (geb. 1798) war diese Unglückliche. Ihr früheres Leben war nicht blos ohne Makel, sondern nach einstimmigen Zeugnissen sogar lobenswerth. Ihr Pfarrer giebt ihr das Zeugniß, daß sie eingezogen, arbeitsam, gutherzig gegen Arme, dienstfertig gegen Alle, und fromm nach dem Maße ihrer religiösen Bildung gewesen sei. Ihre Mutter hatte sie sehr früh verloren; ihr Vater verehelichte sich zum dritten Mal, und dies brachte zwischen ihm und seiner Tochter,

und zwischen dieser und der Stiefmutter Mißverhältnisse hervor, welche bald zu einer andauernd düstern Stimmung der armen Ursula führten. Zu diesem zerrissenen Familienleben kam noch eine verunglückte Brautschaft. Im Jahr 1817 bewarb sich ein junger Mann um ihre Hand, und sie nahm ohne Vorwissen des Vaters den Trauring von ihm an. Als der Vater dies erfuhr, versprach sie ihm, das Verhältniß abzubrechen, wenn er, bei den damaligen theuren Zeiten, Bedenken tragen würde, in ihre Ehe zu willigen. Aber dennoch dauerte dasselbe durch Vorschub dritter Personen fort, und gegen Ostern machte der Liebhaber dem Mädchen den Vorschlag, mit ihm nach dem ziemlich entfernten Wohnort seiner Eltern zu reisen. Sie weigerte sich, aber er gewann eine Magd im Kündig'schen Hause, und diese erregte in Ursula den Wunsch, in ihrer Begleitung eine Verwandte in Zürich zu besuchen. Als dieses geschah, gesellte sich der Liebhaber unterwegs wie von ungefähr zu ihnen, begleitete sie unter freundlichen Gesprächen bis zu dem Punkt, wo sich der Weg nach seinem Wohnort und die Straße nach Zürich trennen, und hier bestürmte er und die bestochene Magd das überlistete Mädchen so lange mit Bitten, bis sie einwilligte und nicht nach Zürich, sondern mit ihrem Geliebten ging. Aber schon auf dem Weg bereute sie unter heißen Thränen den, ohne Vorwissen des Vaters, gethanen, unbesonnenen Schritt; ihre Bangigkeit stieg, als sie, bei der Familie ihres Geliebten angekommen, merkte, daß man sie erwartet habe, und sie versank in eine tiefe Schwermuth, die durch Nichts weggescherzt werden konnte. Am andern Morgen führte man sie auf den Feldern umher; sie besah Alles gleichgültig, aber

als endlich — es war am Charfreitag — (wie es in dortiger Gegend Sitte ist) die Glocken ertönten, brach der Strom ihrer Thränen unaufhaltsam aus; sie riß sich los, sie floh, sie sank trostlos in einem nahen Wäldchen zusammen, sie drang, ohne den dringendsten Bitten Gehör zu geben, auf ihre Heimreise und hob das Verhältniß mit ihrem bisherigen Liebhaber für immer auf, dem sie fast gewaltsam den Trauring wiedergeben wollte, dessen Annahme er eben so beharrlich verweigerte. Sie kehrte sofort über Zürich nach Hause zurück, wo der Vater zwar schon Alles erfahren hatte, aber der Tochter nicht blos verzieh, sondern sogar seine Einwilligung zu der beabsichtigten Heirath ertheilte, wenn Ursula mit ihrem Geliebten glücklich zu werden hoffe. Aber diesmal war es die Tochter, welche sich den Schritt, der ihre jungfräuliche Würde verletzt hatte, nicht vergeben konnte; sie blieb auf ihrer Weigerung, selbst dann, als ihr Verlobter klagbar, und sie, wegen des gebrochenen Eheversprechens, als schuldiger Theil, zu einer Geldbuße verurtheilt wurde; denn sie glaubte, daß nur eine gänzliche Enthaltung von einer solchen Verbindung das Mittel wäre, ihre Schuld zu sühnen.

Diese traurige Geschichte trug vornehmlich dazu bei, das gekränkte und verstimmte Mädchen auf ihr eigenes Inneres zu beschränken, und nur ihrer älteren Schwester bewies sie einiges Vertrauen. Je weniger Reiz ihr die Welt bot, desto mehr sehnte sie sich nach Dem, was über dem irdischen Treiben liegt; aber wer sollte ihr den Weg zeigen! Da führte ihr der Zufall ein älteres mystisches Buch in die Hand, und hier las sie eine Erzählung von einem Jüngling, der im Gefühl seines Sündenelendes

Gott um einen Freund gebeten, und dem dann ein ehrwürdiger Greis erschienen, der ihn den Weg des Heils geführt. Hätte doch auch sie eine gleichgestimmte Freundin! — Das war ihr lebhaftester Wunsch, und diesen vertraute sie ihrer Schwester.

Eines Tages, bald nach Schlichtung des eben erwähnten Prozesses, traf diese zufällig auf der Brücke von Schaffhausen eine Person an, mit der sie über das damalige schlechte Wetter in ein Gespräch gerieth, und dabei die Theurung und das Elend der ärmern Klasse beklagte. Wie erstaunte sie, als die Unbekannte erwiederte: „Das sei im Gegentheil eine herrliche Zeit, indem diese Noth viele Seelen dem Herrn zuführe.“ — Im weitern Gespräch erfuhr sie ihren Namen; es war Margaretha Peter. Dies wäre eine Freundin für ihre Schwester, — dachte und äußerte das erfreute Mädchen, und Margarethe erwiederte, sie wolle dieselbe in Wildenspuch erwarten. — Hochbeglückt, den sehnlichsten Wunsch der armen Ursula erfüllen zu können, begleitete ihre Schwester die neue Freundin noch eine Strecke lang und eilte dann nach Haus, wo Ursula freudig dieses Ereigniß als eine besondere Führung Gottes pries, und, um der Leitung des Höchsten nicht ungehorsam zu sein, gleich den nächsten Sonntag zu einem Besuch in Wildenspuch bestimmte. Margarethe empfing sie freundlich und zuvorkommend, und führte sie schon am nächsten Tag „als eine heilsbegierige Seele“ in die Herrnhuter Versammlung in Oehrlingen ein.

Von diesem Augenblick an aber war die unheilbringende Verbindung geschlossen. Ursula wurde mit den unter den Sektirern gangbaren schwärmerischen Büchern

versorgt, und besuchte von nun an etwa drei Jahre hindurch alle vierzehn Tage ihre Freundin Margarethe, an der sie mit unerschütterlichem Glauben und Vertrauen hing, ungeachtet ihr Vater den Wildenspucher Frommen nicht viel zutraute und jene Besuche sehr ungern sah. Merkwürdig ist es übrigens, daß die ältere Schwester der Ursula sich nicht an die Freundin hielt, welche sie selbst ihrer Schwester zugeführt hatte, obschon auch sie die Herrnhuter Versammlungen zu Oehrlingen besuchte. Ein Beispiel des Gehorsams der Ursula gegen Margarethe möge aber Folgendes sein: Im Mai 1821 begleitete Ursula sie nach Baden im Canton Aargau. Ihr Vater hatte ihr die Erlaubniß gegeben, dort 12 bis 14 Tage zu bleiben, um ihrer Gesundheit halber die warmen Bäder zu gebrauchen, obschon er es ungern sah, daß sie grade mit der berüchtigten Schwärmerin die Reise machen wollte. Kaum hatten sie aber einige Tage in Baden die Bäder gebraucht, als Margarethe erklärte: „sie spüre einen Zug des Geistes nach Basel hin," und ihre Gefährtin überredete, mit ihr nach Basel zu reisen, „wo der Herr ein großes Volk habe." Ursula's Bedenken, ob sie eine solche Reise ohne Erlaubniß ihres Vaters wagen dürfe, schlug sie mit den Bibeltexten nieder, „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen," und „wer Vater und Mutter mehr als mich liebt, ist meiner nicht werth." So hätte also Ursula wider den heiligen Geist zu sündigen geglaubt, wenn sie ihrer Lehrerin nicht unbedingten Gehorsam geleistet hätte; sie folgte ihr nach Basel und blieb acht Tage dort, bei welcher Gelegenheit sie mehren „gottseligen Freunden und Freundinnen" vorgestellt wurde. Hier ist nur noch zu

bemerken, daß Ursula vom Jahre 1820 an, wo die frommen Reisen der Margarethe begannen, ihren beständigen Wohnsitz im Peter'schen Hause zu Wildenspuch aufschlug, um für ihre Freundin die Haus- und Feldarbeiten zu besorgen, zu welchen diese seit ihrer Berufung zum Predigtamte keine Zeit mehr fand. Zwar war Ursula's Vater damit sehr unzufrieden, holte sie auch einmal sogar nach Haus, aber hier fiel diese in tiefe Schwermuth, und eine neue Zwistigkeit mit der Stiefmutter diente ihr auf's Neue zur Veranlassung (im Juli des Jahres 1821) wieder nach Wildenspuch zu eilen, wo sie auch bis zur unglücklichen Veranlassung ihrer Verhaftung (März 1823) blieb.

Von ihr kehren wir zur entsetzlichen Heldin unserer Geschichte zurück. Vom Jahr 1817 bis 1818 besuchte Margarethe mit den beiden Moser, ihrer Familie und Ursula Kündig die Herrnhuter Conventikel in Oehrlingen, denen damals ein Schneider vorstand. Hier wurden Predigten verlesen, die von Zürich und besonders von Basel her eingeliefert wurden; auch erfreute sich die kleine Gemeinde zuweilen des Besuches von Herren und Damen aus Schaffhausen, und wurde von Zeit zu Zeit durch zwei herrnhutische Missionarien visitirt.

Von dieser Gesellschaft aber hat Margarethe sich späterhin bald getrennt. Sie vermochte auch den Grad von Gehorsam, der ihr dort auferlegt wurde, nicht zu tragen, und klagte die Herrnhuter an: „es sind in ihren Versammlungen Seelen, die keine wahre Liebe besitzen; Leute, die keine wahre Gerechtigkeit suchen, sondern nur eigene Gerechtigkeit und nicht die Ehre Gottes;" sie tadelte besonders an ihnen das frömmelnde, schleichende

und herrschsüchtige Wesen; aber vornehmlich war es eine Vision gewesen, in der der Herr ihr geheißen: „von diesem Volk auszuziehen," auch „ziehe der Trieb ihres Herzens sie zur Einsamkeit hin," in Wahrheit aber wollte sie herrschen und nicht als Glied einer Kette dienen.

In der That wuchs auch ihr Ruhm bis zum Frühling des Jahres 1821, wo sie sich aus unten anzugebenden Gründen in die Verborgenheit zurückzog, von Tag zu Tag, und aus der Nähe und Ferne wallfahrtete eine „heilsbegierige" Menge aus allen und selbst aus den höchsten Ständen zu ihr. Diesen predigte und erklärte sie die heilige Schrift; aber sie erzählte ihnen auch, und dieß war das wirksamste Mittel sie zu fesseln, ihre Visionen. Von diesen letztern müssen wir hier, als unmittelbar zur Sache gehörend, einige wiedergeben. Margarethe erzählte „Jesus Christus sei ihr in Schaffhausen und Wildenspuch erschienen, in der Rechten ein zweischneidiges Schwert haltend, um ihr anzuzeigen, er werde bald erscheinen um die Welt zu richten; vorher aber müsse sie in den Himmel aufgenommen werden*) Ein anderes Mal habe Er sich, mit „einem Chor von Engeln umgeben, nur ihren erleuchteten Augen sichtbar, gezeigt um sie beim heiligen Abendmahle mit Brot und Wein zu bedienen." — Ueberhaupt hatte sich bei ihr die eigentliche Grundidee ihrer Secte („**Christus in uns**") in der eigenthümlichen Weise ausgebildet, daß sie glaubte, Christus müsse in ihr neugeboren werden, müsse dann in ihr und mit ihr am Kreuz wiederum sterben, auf-

---

*) Es wird sich weiter unten zeigen, wie an diese Vorstellung sich die entsetzliche Kreuzigungsgeschichte knüpfte.

erstehn und in den Himmel fahren. In diesem Sinn hatte sie also unter andern noch folgende Vision: im Jahr 1821 glaubte sie sich entrückt vor den Thron Gottes, den sie umgeben von Engeln und Patriarchen, von David, von Elias und andern Männern Gottes sah. Die zwölf Apostel saßen auf den zwölf Stühlen Israel. Von Gott erging nun die Aufforderung an sie, neuerdings Christum in ihr leiden zu lassen; „allein die „Apostel machten dagegen lebhafte Einwendungen, welche „aber sogleich niedergeschlagen wurden. Da ferner Mar„garethe zwischen Gott dem Vater und dem heiligen Geist „Gott den Sohn nicht erblickte, so erhielt sie auf ihre „Anfrage den Aufschluß, der Letztere sei nun in ihr, um „mit ihr zu leben, zu leiden, zu sterben, und werde so „lange in ihr bleiben, bis sie selbst in den Himmel werde „aufgenommen werden." — Bei dieser Gelegenheit besuchte sie auch die Hölle, wo ihr die bösen Geister zuerst den Eingang streitig machten, bald aber weichen mußten Hier sah sie denn in den Klüften viele tausend arme Seelen, auch die des Verräthers Judas, und erhielt dabei die Offenbarung, sie werde ihn erretten können. Wie denn ein andres Mal ihr ein verstorbener Nachbar ihres Vaters erschien, ihr anzeigte, daß er Marksteine zum Nachtheil des Letztern auf dem Feld verrückt habe, und sie um ihre Fürbitte bat.

Hier reihe sich die Frage ein: sind diese Visionen Heuchelei oder Selbstbetrug? Je nachdem das Eine oder das Andere behauptet wird, muß sich wie natürlich auch das Urtheil über die Heldin dieser Geschichte verschieden gestalten. Während ein tiefer Einblick hier erst möglich ist, wenn man die unten zu erzählende Ka-

tastrophe mit in Anschlag bringt, ist hier nur vorläufig zu erwähnen, daß sich vielleicht (denn absolute Gewißheit ist hier nicht möglich!) der Schlüssel zum Charakter dieser Person darin finden läßt, wenn man annimmt, daß beide Zustände sich in sie getheilt haben, daß sie in einem nicht somnambulen, sondern wachen und gewöhnlichen Zustand, sich willkührlich und bewußt mit ihrer Phantasie dergleichen Bilder vormalte, — Bilder, in denen ihr Hochmuth eine Nahrung fand, — daß sie dann diese ihre Träume, die sie freilich durch ihren freien Willen gehabt oder sich gemacht hatte, Andern als wirkliche Visionen erzählte, (— und wie viel hängt hierbei von der Weise des Ausdrucks ab! —) daß sie auf diesem Wege endlich dahin gedieh, an ihre rein subjectiven und freiwilligen Einbildungen selbst als an etwas Gegenständliches zu glauben, wobei man noch obendrein die Sitte und den Glauben dieser Sectirer in Anschlag bringen muß, kraft welcher sie sich selbst auf das Genaueste beobachteten und jede innere Regung für die Sprache und Offenbarung des inwendigen Gottes hielten. Uebrigens bedarf es keines Beweises, daß ein solcher Zustand nur eine Uebergangsstufe zum Wahnsinn ist, und unmerklich in diesen hinüberspielt.

Von Seiten der Umgebung Margarethen's geschah inzwischen alles Mögliche, um ihren Hochmuth auf die äußerste Spitze zu treiben. Von vielen Seiten her erhielt sie Briefe, voll jenes mystischen Gallimathias der Secte, in denen ihr zum Theil die seltsamsten, süßlichsten und schmeichelhaftesten Titel beigelegt wurden, z. B. „Wegweiserin zur Seligkeit! Wahres Glaubenskind Gottes! Auserwähltes Werkzeug zur Ehre des hochgelob-

ten Gottes und seines Sohnes Jesu Christi! In unserm gebenedeiten Herrn geliebte Mitschwester!" In vielen Briefen, die sie von Solchen erhielt, die sie zu ihrer Secte bekehrt hatte, wird sie als ein Werkzeug der Erlösung gepriesen. So z. B. heißt es in einem Brief aus Schaffhausen vom 29. Dec. 1818: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen! Dieß, liebe Freundin, ist der Gruß, womit ich Euch in den letzten Tagen dieses Jahres noch zu grüßen gedrungen bin. Und Gottlob, daß mich der Herr gewürdigt hat, in diesen Lobgesang der Engel einzustimmen! Zwar bin ich, wie ihr wohl wisset, noch nicht so weit, daß ich mit der Schwester Margaretha jubeln und hüpfen könnte! Aber doch kann ich mich darüber freuen, daß Gott solches Lob in den Seinen bereitet hat. Seine Gnade ist in Allen mächtig; das haben wir über das begangene Fest auch erfahren; welches wir in unsern christbrüderlichen Versammlungen feierten." — Ein anderer „christlicher Freund" schreibt im Januar 1820: „In Gott erkannte Schwester! Ich armer und verdammungswürdiger Sünder komme mit ein paar Zeilen an Dich, um Dir zu zeigen, was des Herrn Gnade durch Dich an mir Elenden wunderbarlich that, seit ich bei Dir gewesen. Ich empfehle mich in Dein Gebet! Alle, die Dich kennen, bitten Dich um Deine Fürbitte bei dem Herrn!" Eine „gottselige Freundin" beginnt ihren Brief an diese begnadigte Prophetin folgendergestalt: „Sei mir gesegnet, Schwesterchen, im Lande der stillen Ewigkeit. O! wie wirst Du Dich mit mir freuen, daß wieder eins gerettet ist, in die Veste Zions und des Heils; Du mußtest vom Herrn gesandt kommen, meine theuerste

Schwester, meiner Sehnsucht das verborgene einfältige Pförtchen zu eröffnen in das Land der lange gewünschten Ruhe!"

Zum Beweis endlich, daß diese Art von Mystik auch in manche Theile des katholischen Deutschlandes hinübergegriffen hatte, mögen hier einige Stellen aus den Briefen eines katholischen Priesters an Margaretha dienen. Er nennt die hochmüthige Schwärmerin: „In dem theuersten Namen Jesus Immanuel, vorzüglich theure Schwester und Freundin!" und schreibt unter der Adresse „unsere geliebte Schwester," in einem Brief vom Junius 1820 Folgendes: „Wie es für mich eine Uebung in der Geduld und Ergebung sein mußte, Sie in Zürich nicht sehen zu können, so herzlich freute mich Ihr Brief vom 6. Juni!" — und im zweiten Brief, vom October desselben Jahres heißt es: „Warum mußt' ich Sie doch auch die vorige Woche nicht sehen und sprechen können?! Großentheils, um diese Freude zu haben, bin ich die letzte Woche aus dem obern Theile des Cantons Zürich über Steinheim nach Schaffhausen gegangen, und was geschah? Ohne mich zu erkennen zu geben, oder sonst etwas merken zu lassen, gehe ich den Weg nach Wildenspuch, und erhalte auf meine Frage, welchen Weg ich dahin nehmen müsse, die Antwort von einem unbekannten Mann: „„Sie wollen gewiß die Margarethe besuchen? Sie ist aber schon vor ein paar Stunden nach Ober-Steinheim zugegangen."" Jetzt verdoppelte ich meine Schritte, um bald Schaffhausen, wo ich Sie vermuthete, zu erreichen; aber auch da waren Sie nicht mehr zu finden!" Er schließt endlich mit den Worten: „Ihr sich in Ihre Fürbitte empfehlender, Sie herzlich grüßender, durch viel Unge-

mach wandernder, aber nicht verlassener, und wie ich hoffe, für die Ewigkeit mit Ihnen verbundener Bruder und Freund."

Die Prophetin begnügte sich aber nicht blos damit, dergleichen Wallfahrer zu empfangen, sondern sie empfand auch häufig „den Zug des Geistes" bald in dieses, bald in jenes näher oder entfernter liegende Dorf. In Bezug auf eine dieser Missionsreisen schreibt ihr eine christliche Freundin unter dem 25. Juni 1825: „Dein Gang in den Hirzel" (ein Bergdorf im Oberamte Wädenschweil), „geliebte Schwester, war nicht ohne Segen; die Geliebte, die Du kennen gelernt hast, ist ganz ergriffen von dem so einfältigen Wege des Stillstehens und Aufhörens;" (den wir oben schon kennen lernten!) „sie war jüngster Tage bei uns, o! es steht herrlich um sie!" — Aeußerungen, welche deutlich genug den Zweck und Erfolg dieser Wanderungen bezeichnen, welche das dreiste Bauermädchen auch nach Zürich selbst unternahm. Sie fand hier Obdach bei einem „gottseligen Freund", der das Heil, welches durch diesen Besuch seinem Hause widerfahren, so hoch anschlug, daß er, gleichsam zum ewigen Gedächtniß desselben, in einem himmelblau eingebundenen Liederbüchlein folgende Notiz niederschrieb: „Anna Margaretha Peter von Wildenspuch traf bei uns ein auf ihrer Missionsreise Sonntag Mittag den 8. November 1820, und verabschiedete sich von uns Mittwoch den 10. Jenner 1821." Sie selbst aber schreibt aus diesem Aufenthaltsort Folgendes an ihre Familie: „Schreibet mir doch, da ich noch in Zürich bin — dem lieben Ganz habe ich vor acht Tagen geschrieben; wenn er meinen Brief noch nicht erhalten, so wird er ihn wohl

erhalten. Grüßet mir ihn herzlich! O! wie viel hätte ich mit ihm zu sprechen! Der Herr wird uns aber schon zu rechter Zeit zusammenführen. Hier ist viel zu thun. Aber freuet euch: mitten und in allen vier Ecken der Stadt Zürich ist der wahre ewige Gottes-Grund angenommen, und die ihn angenommen, denen giebt er jetzt Gewalt, Kinder Gottes zu werden."

In der That hatte sie in Zürich in mehren Häusern freien Zutritt; aber als sie die Stadt verlassen hatte, und sich ohne Beruf und Geschäft im Lande herumtrieb, wurde sie von der Polizei aufgegriffen und nach Hause geführt — was natürlich auf sie keinen besondern Eindruck machte, außer daß sie neue Veranlassung hatte, sich zu rühmen: daß sie gewürdigt worden, um des Herrn willen Schmach zu leiden. Noch weniger richteten bei ihr die warnenden Erinnerungen des Predigers ihrer Gemeinde aus; sie entgegnete ihm: „daß man in solchen heiligen Dingen, wie die wären, welche sie zu betreiben berufen sei, die bestehenden Ordnungen, als menschliches Machwerk, nicht achten müsse." Aehnliche Warnungen von Seiten ihres „Seelsorgers" waren auch an Ursula Kündig verloren. Sie berief sich, den freundschaftlichen Zurechtweisungen gegenüber, auf ihre „innere Geistesstimme", oder beantwortete seine Aufforderungen mit einem „wenn der Herr will." Daß auch sie sich dem öffentlichen Gottesdienst entzog, versteht sich von selbst.

Unter den Bekanntschaften, welche Margarethe während dieser Periode machte, verdient die Verbindung mit dem Vicarius Ganz eine besondere Erwähnung. Schon im Jahr 1819 schreibt dieser an seinen Freund Morf, (von dem weiter unten die Rede) folgende Auslassung:

„O was habe ich auf meiner jetzigen Reise erfahren! Ich muß nur staunen und abermals staunen! Auch ist Margaretha Peter von dem **stillen** Gott der Ewigkeit verschlungen worden, und wohnet im Lande des **Nichts**, wo Gott Alles in Allem ist! Wir müssen am Ende alle in den stillen Grund, da treffen wir uns an, und sehen dann, daß wir auf ewig am rechten Orte sind. Seelen, die schon in diesem Leben zu ihrem ursprünglichen Glück gelangen sollen, haben keine Ruhe, bis sie im stillen Meere der ewigen Liebe ruhen. O Lieber! eile! der Engel hat das Wasser im Teiche Bethesda bewegt; steige eiligst hinein! Wenn du es versäumest, so kommt ein Anderer und du mußt liegen bleiben!“ —

Im Sommer 1820 besuchte Ganz seine Freundin in Wildenspuch und hierbei soll diese augenblicklich im Geist die Offenbarung erhalten haben, wen der Herr ihr zuführe, d. h. den Gast erkannt haben, noch ehe sie wußte, wer er war. Sie selbst besuchte ihn dann in Basel im Mai 1821, und es entstand zwischen Beiden ein sehr enges freundschaftliches Verhältniß. Sie half ihm seine Schrift (das Geheimniß der Gottseligkeit) auszustreuen, wie unter andern aus folgendem Brief hervorgeht, den sie von einem christlichen Freund erhielt: „Meine liebe Freundin! (schreibt dieser unter dem 30. Januar 1821) Wirklich mit den Versendungen der Ganzischen Schrift beschäftigt, kann ich nicht ermangeln, mitkommende 30 Exemplare an dich zu übermachen, als etwas, das du Seelen, die allenfalls zu dir auf Besuch kommen, mit nach Haus schenken kannst; sie werden umsonst mit-

getheilt, und nur etwa von Vermöglichen, die expreß etwas geben wollen, Bezahlung genommen."

Für diese Gefälligkeit ergießt sich Ganz in vielen Briefen in Lobsprüchen über „die in die Stille der durchgebrochenen Seelen und in den ewigen Gottesgrund versunkene Margaretha." — Diese aber nahm sich dieses Verbündeten tapfer an, unter andern auch, als jener oben bereits erwähnte Schwärmer zum Atheismus überging. Sie schreibt darüber unter dem 24. Mai 1821 an Morf: „Der liebe Ganz hat neulich seinem gewesenen Freund in Rafz vier Briefe geschrieben, deren Inhalt von seinem gänzlichen Abfall lautet; aber er hat noch keine Antwort von ihm erhalten. O! welch furchtbarer Mensch ist das! Anstatt einem Kind Gottes, ist er ein wahrer Lucifer worden. O! mein Gott, mein Gott! Ich darf es nicht sagen, es ist schauerlich, was ich nebst der lieben Ursula bei ihm vernehmen mußte. Aber nicht lange wird er mehr bleiben vor dem Herrn! Ein Heiliger ist vom Himmel herabgekommen, und hat mit lauter Stimme geschrieen: Hauet den Baum um, dessen Höhe reichet bis an den Himmel und dessen Aeste bis an das Ende der Erde. Du hast Erlaubniß von mir, von ihm die Wahrheit zu unsern Freunden zu sagen, die seinen Lügen geglaubt, da der Vater der Lügen in ihm sich festgesetzt hat. Ich aber will noch säuberlich verfahren mit dem Knaben Absolon, damit sein Geist wieder errettet werde, sein Fleisch aber ist zu übergeben dem Satan zum Verderben."

Erst jetzt wenden wir uns zur Schilderung eines Mannes, dessen Bekanntschaft dem Leben der im Lande umherziehenden Predigerin eine andere Richtung gab, und

zu einem Verhältniß führte, welches jene furchtbaren Kreuzigungsscenen zunächst vorbereitete.

Jakob Morf aus Ober-Illnau, geboren 1789, Vater von zwei ehelichen Kindern und von Profession ein Schuster, war nach dem Zeugniß seines Pfarrers einer der sittsamern Leute seiner Gemeinde, und es ließ sich gegen seinen durchaus ehrbaren Wandel nicht das Geringste einwenden. Wohl aber zeigte sich bei ihm, wie dieses Zeugniß sagt, „seit Jahren ein etwelcher Hang zur Schwermuth", und um sich von diesem drückenden Gefühl zu befreien, schloß er sich an die Separatisten oder sogenannten Neugläubigen an. Als aber einige Jahre zuvor zu Unter-Illnau eine Versammlung derselben sich zusammenthat und sich mit der Brüdergemeinde in Verbindung setzte, so gesellte er sich zu dieser. Während dieser Zeit war nichts Schwärmerisches an ihm zu bemerken; er besuchte fleißig den Gottesdienst, arbeitete emsig in seinem Beruf, und gab durchaus keinen Stoff zur Klage. Er selbst erzählt in seinen Verhören: daß er schon seit einigen Jahren in eine ihm unerklärliche Traurigkeit versunken, und daß er sehr nervenschwach gewesen sei; er sei seit den letzten 7 Jahren in seinem Gemüth sehr angegriffen gewesen, und von großen Bangigkeiten oft unbeschreiblich heimgesucht worden; er habe sich indeß angestrengt, um seine Haushaltung mit Gott und Ehren durchbringen zu können. Während er dann eben so den ganzen Tag auf seiner Profession, als Schuster auf seinem Schemel sitzend, gearbeitet, habe ihn Alles, was um ihn her vorgegangen, empfindlich gereizt; so sei z. B. oft jeder Ton des Spinnrades seiner Frau gleich einem Stich ihm in's Herz gegangen, und obschon er

sich keiner schlechten Handlung bewußt gewesen, so habe ihn doch der Gedanke immerfort gepeinigt, daß er ein verfluchter Sünder sei, und wiedergeboren werden müsse. Dazu sei noch der Umstand gekommen, daß er in einem beständigen Kampf mit seiner Natur und seinen ehelichen Pflichten gerathen, wegen verschiedener Stellen der heiligen Schrift, z. B. daß Diejenigen, welche Christus angehören, ihr Fleisch und ihre Gelüste gekreuzigt haben, so daß er oft ganze Nächte unter den größten Peinigungen zugebracht hätte. Aus diesen Gründen habe er sich, da mit Ostern 1818 in Unter-Illnau sich eine Gesellschaft Auferweckte gezeigt, die sich dann an die dortige Herrnhutergemeinde angeschlossen, mit dieser verbunden und anderthalb Jahre lang die Versammlungen besucht, ohne daß aber seine Leiden von ihm gewichen wären." Auch erzählt er, daß „Christus ihm Tag und Nacht vor Augen geschwebt"; so daß ich mir, setzt er hinzu, „bildlich vorstellen konnte, wie er am Kreuz geblutet habe und gestorben sei; wo ich immer hinging, erblickte ich denselben und flehte ihn um Linderung meiner Leiden an."

Auf diesem Standpunct stand Morf, als er die Bekanntschaft des Vicarius Ganz machte, der sich damals (im Herbst 1819) nach seiner Deportation aus dem Canton Aargau meistens in Basel aufhielt und von da aus seine heimlichen Missionsreisen unternahm. Auf einer dieser Reisen kam er auch nach Unter-Illnau zu einem dortigen Freund, dessen Wohnung an die des Schusters Jakob Morf stößt; durch diesen wurde Morf mit dem Vicarius bekannt, welcher, obwohl sein Besuch nur von Freitag Nachmittag bis Sonntag dauerte, sofort schon

das Netz seiner Lehre nach dem nervenschwachen, aber redlichen und das Heil seiner Seele suchenden Schuster auswarf. Dieser äußerte dem vagirenden Apostel: „er stelle sich Christus bildlich vor, und bete ihn auch so an"; aber Ganz entgegnete: „der Mensch dürfe keine Bilder haben, um zur reinen Erkenntniß zu gelangen". Morf berief sich auf die Stelle im Evangelium Johannis Cap. 3, V. 14 u. 15, als auf welche sich seine bildliche Vorstellung von Christo gründe; aber darauf belehrte ihn Ganz: „Er befände sich noch in der Wüste, die Israeliten wären jedoch nicht bei der ehernen Schlange geblieben, sondern hätten dieselbe zurückgelassen und vorwärts gestrebt", — worauf Morf wieder entgegnete: „wenn er (Morf) ihm glauben würde, so hätte er nichts mehr, woran er sich halten könnte". Indem er nun diese Worte sprach, so war es ihm, wie er sagt, als wenn er in eine helle Weite blicke, und als ob das Kreuz Christi in der Ferne nach und nach zur Erde sänke. „Dieser Anblick, bemerkte er später im Verhör, habe ihn so sehr erschüttert, daß er sich viele Tage hernach noch geschwächt gefühlt hätte. Von diesem Augenblick an habe er sich Christum nicht mehr deutlich vorstellen können und dadurch für lange allen Trost verloren" — Ganz empfahl ihm dagegen, sich unmittelbar und ohne alle Bilder Gott zu übergeben; zu diesem Ende müsse Christus in ihm geboren werden, und er (Ganz) wolle ihm dabei behülflich sein. — Die Zuversicht und Beredsamkeit des Vicars siegte über den schwachen Morf, und dieser ergab sich ihm mit unbedingtem Vertrauen; Ganz dagegen versprach ihm, oft zu schreiben.

Er hielt dieses Versprechen auch in der That, und

schrieb dem Neubekehrten mehre Briefe, die ein wichtiges Licht auf seine Lehre werfen. Im Jahre 1819 erhielt Morf zwei Briefe von Ganz. In dem ersten, vom 26. November, kommt folgende Stelle vor:

„Mein Lieber! Gott Lob, ich sehe, daß dich Gott „mit seiner Liebe magnetisch anzieht und dich verfolget „mit seiner Liebe, um dich in das ewige Nichts zu ver„senken. O! mein theurer Morf! Du mußt, du mußt „in den ewigen Urgrund hineinsinken, du magst dich weh„ren wie du willst; es muß in dieses grenzenlose, weite „Land der Ewigkeit hinabgesunken werden, damit Gott „wieder Alles in Allem sei. Je länger du wartest, desto „heißer machst du deine Qualen. Du bist dazu berufen, „ein inneres verborgenes Leben mit Christo zu führen; „gieb ihm also die Ehre, und ergieb dich ihm auf ewig. „Es ist sonst doch keine Ruhe; gieb dich der Liebe; Gott „ist die Liebe! dann hast du das Ziel erreicht. Dieser „Brief ist für dich und die so in dem nämlichen Zustand „sind; andere, die noch nicht zubereitet sind, könnten diese „starke Speise noch nicht vertragen; einst kommen sie alle „mit Mir in die stille Ewigkeit".

Das nächstfolgende Schreiben vom 25. December ist deshalb merkwürdig, weil Ganz in diesem den Punct berührt, wo das System des Quietismus sich der Wahrheit zu nähern scheint, eben deswegen aber auch unbewachten Gemüthern doppelt gefährlich wird. Er schreibt nämlich:

„Selig ist Der, in dessen Herzen immerwährendes „ewiges Amen aufsteigt! Verstehst du mich, mein Lieber! Es „ist nicht nöthig, daß man viel davon rede und schreibe, „wenn man nur in einer steten Uebergabe und stillen

„Unterwerfung unter den Willen Gottes daher wandelt, „so spricht man beständig Amen zu Allem, was sich zu„trägt nach Gottes Ordnung in der ganzen Welt und in „sich selbst jeden Augenblick! O! möchtest du diese Wahr„heit in ihrer Tiefe erkennen! Ich will es aber glauben, „du seiest seit einiger Zeit näher zu deinem ewigen „Glück geschritten. Oder sitzest du etwa noch auf der „Erde deiner Selbstheit, da doch ein Engel mitten durch „deinen religiösen Himmel geflogen ist, und dir das ewige „Evangelium verkündet hat!"

Vom Jahr 1820 fanden sich vier Briefe vor. In dem ersten vom 25. September steht folgende Stelle:

„Christus führt nun Krieg in dir mit allem ungött„lichen Wesen und fleischlichen Lüsten, die wider die Seele „streiten; denn das muß ganz und gar weg; es fährt „niemand gen Himmel als des Menschen Sohn, der vom „Himmel ist. Darum siehe, was sein Geist aus dir „machen will, und wirklich in allem Thun ist. Leide nur „geduldig und standhaft; er ist nun in dir ein willig „leidendes Lamm Gottes, welches deine Sünden trägt; „gieb dich nur hin, so wird er den Sündenmenschen gänz„lich tödten und umbringen, und am dritten Tag des „heiligen Geistes wird Christus in dir auferstehen, siegreich „wie ein Löwe zu deiner großen und ewigen Freude."

In folgendem Schreiben tritt aber die ganze tolle verkehrte Richtung dieser Secte hervor, und wir machen besonders auf den Grundsatz aufmerksam, der sich auch bei vielen ältern Schwärmern findet: daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes, in der Ehe, etwas absolut Sündhaftes sei; eine Meinung, die auf dem Mißverständniß einer biblischen Aeußerung beruht: daß die Keusch-

heit und Reinigkeit des jungfräulichen Standes vorzüglicher sei, als die Ehe. Dieses Actenstück lautet wie folgt:

„Mein Liebster! Auch die Creatur soll frei werden „vom Dienst der Eitelkeit und des vergänglichen We„sens, spricht der Apostel; denn die Creatur ängstigt sich „noch immerdar; sie soll zur herrlichen Freiheit der Kin„der Gottes erhoben werden. Ich bitte dich zu lesen „das 6., 7. und 8. Capitel an die Römer, und sprich „du mit Paulus über den Zustand; er wird dir satt„samen Bericht über Alles geben. Zugleich sage ich dir, „daß der fleischliche Umgang und Vermischung nach thie„rischer Weise ganz und gar nicht von Gott ist. Was „vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was vom „Geist geboren ist, das ist Geist; siehe, da scheidet sich „Alles und geht jedes in sein Centrum. Wohl ist „und wird Alles Gott; aber nur was von ihm ist, „und aber leider verderbt worden ist durch den Sünden„Fall. Der fleischliche Beischlaf ist eine höchst traurige „Folge unsers Sündenfalles, und wer da wieder zu sei„nem ersten ursprünglichen paradiesischen Glück gelangen „will, der muß nothwendig den alten Saumenschen aus„ziehen mit seinen Werken, und den neuen Menschen an„ziehen. Und von diesem lesen wir nicht, daß er so et„was gemacht habe; vielmehr war er rein, unschuldig „und unbefleckt, welcher ist unser theuerster Jesus Christus, „dessen Natur wir Alle anziehen müssen, ja in ihn ganz „verwandelt werden.“

„Und sie sangen wieder ein nenes Lied, welches nie„mand lernen konnte als 144,000, die von der Erden „erkauft sind, die sich mit Weibern nicht befleckt haben, und „in deren Mund kein unsträfliches Wort erfunden worden.

„Sieh, wenn es vor Gott recht wäre, so hättest du keine „Vorwürfe, Streit und Unruhe im Schrein deines Her„zens. Deine Frau ist also in dem Stück dir vorgeloffen, „welches mich sehr freut und für dich eine große Gnade „ist, daß du desto besser davon los werdest. Der Herr „will dich wirklich davon erlösen; er ist in allem Thun; „du hast nichts dabei zu thun, als dich von Neuem ihm „aufzuopfern und hinzugeben, daß er diesen wüsten alten „Adam tödten, und zum Brandopfer schlachten, und ihn „ganz und gar abthun kann. Sei mir hierin treu und „behalte dies für dich, sonst versündigst du dich am Hei„land, der diese Wahrheit ankündigen läßt. Ich will „ihn für dich bitten, thue du auch dasselbe. Wenn je „zwei oder drei eins werden um eine Sache, und „was es auch sein mag, so wird es geschehen, verheißt „Christus. Glaube diesem Wort. Wenn die Fleisches„lust erwacht, so stelle dich plötzlich in die Allgegenwart „Gottes, und übergieb dich ihm dann ernstlich; das wird „dir dienen, den Satan mit seinen feurigen Pfeilen weg„zuschlagen. O liebes Kind! mein Herz brennt vor Liebe „zu dir. O! welch eine göttlich reine, himmlische Liebe „ist Das, gegen die Fleischesliebe!"

„Der Braut ist nichts als süße Lust bewußt,
Gott weidet sich an ihrer Schönheit Lust,
Sie glänzet wie die Sonne.
Ihr Jesus führt sie in den Brautpalast,
In's Freudenhaus, zur süßen Brautnacht-Rast,
Zu ihres Königs Wonne!
Klagen — Zagen, Sonnenhitze, Donnerblitze
Sind verschwunden;
Gottes Lamm hat überwunden —
Dies bekunden
Blutumstrahlt der Brautnacht Wunden!"

„Ja! du sollst, und mußt, und wirst noch frei wer„den! Aber folge jetzt deinem Bruder. Könnte ich „mündlich mit dir reden, so würde ich dir manches in „deinen Schooß legen, worüber du dich verwundern wür„dest. Du müßtest nicht umsonst deinen Geburtstag ver„fluchen, wenn dies seinem Wesen nach Gott wäre; auch „würdest du nicht von innen angetrieben werden, es zu „verfluchen. Wehe den Schwangern und Säugenden in „denselbigen Tagen! Sieh, du gehörst jetzt auch zu die„ser Klasse: da bist du nun auch schwanger und verlangst „entbunden zu werden mit dem Knäblein des neuen Men„schen, das der Heiland der Welt ist, und eben noch von dem „falschen Adam deiner Sinnlichkeit gefangen ist! Dieser „große Drache steht vor dir; aber sei getrost und fürchte „dich nicht; hebe dein Haupt fröhlich auf, und wisse, daß „sich deine Erlösung naht. O Lieber! sei versichert, daß „es nicht eigene Gerechtigkeit ist, die so wünscht los zu „werden von der Gesetzeslast, sondern es ist Christus „in dir, der gerne los wäre und hervorbrechen möchte. „Er mag nicht länger unter den Schweinen sein, die in „dir wohnen; er macht eben jetzt eine Geißel aus Stricken „und will damit deinen Herzenstempel reinigen, die Käu„fer und Verkäufer austreiben, um einzig darin zu woh„nen, und als König zu regieren. Verstehst du mich?"

Morf verstand ihn in der That, aber er kannte weder sich selbst, noch das menschliche Herz; und der Wahn, daß die bestehende gültige Ehe und deren rechtmäßiger Gebrauch etwas Sündhaftes sei, rächte sich auch in diesem Falle furchtbar und führte zu einem schimpflichen tiefen Falle, zugleich aber auch zu einer Katastrophe, wie sie sich in der Geschichte älterer und neuerer Secten

dieser Art unzählige Male wiederholt hat, indem bei ihnen stets die ganz gewöhnliche sinnliche Geschlechtslust, aber eingehüllt in den Mantel der Heiligkeit und fast übermenschlicher Frömmigkeit, eine sehr bedeutende Rolle spielt.

Morf wurde nämlich von Ganz auf Margaretha Peter aufmerksam gemacht. Im Mai des Jahres 1820 sah und sprach sie Morf zum ersten Mal, als sie auf einer ihrer Missionsreisen nach Illnau kam, und dort bei seinem Nachbar, einem zum Heil Erkohrnen, einkehrte. Drei Wochen später besuchte sie Morf in Wildenspuch, als er nach Schaffhausen ging, im Vorbeigehen, sowohl auf dem Hinwege als auf der Rückkehr. Er wiederholte diesen Besuch im September. Dieses Mal traf er mehre heilsbegierige Seelen bei ihr an, denen sie die Bibel auslegte, und mit welchen sie eine Betstunde hielt. Morf wurde eingeladen, in Wildenspuch zu übernachten, und am folgenden Morgen erzählte ihm Margarethe ihre furchtbaren Kämpfe mit dem Satan und ihre eigenen früheren Leiden, „so daß (wie Morf erzählt), es ihm war, als spreche sie aus seinem eigenen Herzen, und er vor Freude habe weinen müssen im Bewußtsein, daß es noch Menschen gebe, die Empfindungen hätten wie er."

Im December 1820 war Morf zu seinem Schwager nach Zürich gereist, und besuchte auf dem Rückweg Margaretha, die sich damals gerade bei einem christlichen Freund in der Nähe von Zürich aufhielt. Hier blieb er fünf Tage mit ihr unter einem Dache; und zwar auf das Geheiß der Prophetin völlig unthätig. Am fünften Tag erklärte sie ihm, sein Geist sei nun durch ihren Kampf erlöst, und alsobald ging nun, wie er erzählt,

auf eine wunderbare Weise eine unaussprechliche Liebe aus ihrem Herzen in das seinige über; zugleich kam ihm der Spruch in den Sinn: „wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ Denn solche geistige Ströme seien nun von ihr aus auf ihn übergegangen, und er nahm deßhalb keinen Anstand, unbekümmert um seine Frau, bei der neuen Freundin zu bleiben. Als endlich die Frau sich tiefbekümmert in Zürich einstellte, um sich zu erkundigen, wo ihr Mann bleibe, suchte er sie durch die Hoffnung zufrieden zu stellen, daß es sich nun mit ihm bessern werde, weil Margarethe durch ihr Gebet auf seine Seele wirke; nur durch dringendes Bitten seiner Frau konnte er bewogen werden, mit ihr nach Hause zu gehen.

Ungefähr drei Wochen darauf (Januar 1821) kam aber Margarethe nach Illnau, und Morf begleitete sie zurück nach Wildenspuch, wo er zehn Tage blieb, und an den dort abgehaltenen Betstunden Theil nahm. Zu Ostern und Pfingsten wurden diese Besuche wiederholt, auch hatte sich seit dem December des vorigen Jahres ein Briefwechsel zwischen Beiden gebildet, der, neben den gewöhnlichen Redensarten jener Secte, so unzweideutige Geständnisse einer wechselseitigen Liebe enthielt, daß Morf's Frau, die nicht zu den „Erweckten“ gehörte, davon behauptete: „es seien Liebesbriefe,“ wogegen Morf sie bedeutete: „dies bedeute nur eine geistige Liebe.“ — Daß aber diese geistige Liebe, wenn auch vielleicht (was jedoch um des Späteren willen nicht wohl zu glauben) den Liebenden unbewußt, schon damals mit einer gewöhnlichen Liebschaft in Fleisch und Blut zusammengefallen sein mußte, geht aus nachfolgenden Proben jenes Briefwechsels

hervor. Margarethe nämlich schreibt „ihrem geliebten Kinde Morf" unter Andrem Folgendes: „Ach, warum bist du mir denn so unbeschreiblich lieb? warum liebt dich die Liebe in mir so sehr! Den Freitag nach unserm Abschied bin ich auf denselben Berg gegangen und mußte dann lange nach deiner Heimath schauen; ich erkannte das Schloß Kyburg, und nachher bin ich oft wieder in die nämliche liebe Wehmuth gefallen! — — O! du mein Herz, du Kind der Liebe, du bist ja aus Gott geboren, der die Liebe ist! Darum kannst du mir nicht entwendet werden von der Liebe, du mein Kind!" In einem andern Brief schreibt sie: „O! du mein ewig geliebtestes Herz! unter vielen Tausenden und aber Tausenden mir erkohren! Ach! wie muß ich mit dir sprechen? O, was soll ich thun mit dir, du mein Herz und mein Schatz?" —

Einer solchen Liebe wurde bald die Trennung von ihrem Gegenstande unerträglich; an eine Bekämpfung der Leidenschaft, an die einfache, compact-prosaische Erwägung: daß Morf verheirathet sei, war natürlich bei einer Person nicht zu denken, die sich für das Gefäß des lebendigen Gottes und alle in ihr aufsteigenden Gedanken für dessen Stimme hielt. So darf man sich also nicht wundern, wenn sie einen „Zug des Geistes zu ihm" verspürte und am 13. Juli 1821 unangemeldet bei Morf erschien, um, wie sie sagte, etwa 14 Tage bei ihm zu bleiben. Aber sie blieb Wochen und Monate. Nach sechs Wochen erklärte sie ihrem Freund: „es sei ihr ein Engel erschienen, der ihr geoffenbaret, Gott werde sie und ihn mit einander bei lebendigem Leibe von der Erde gen Himmel nehmen, gleich wie er dem Enoch und Elias

gethan hätte!“ Hierauf zeigte sie ihm an einem Donnerstag (der Donnerstag ist nun einmal obligater Himmelfahrtstag) früh morgens an, „der wichtige Tag sei nun erschienen und befahl ihm, seine Sonntagskleider anzuziehen, indem auch sie die ihrigen angezogen hätte.“ Aber nachdem Beide den ganzen Tag in ihren Sonntagskleidern vergebens auf ihre Himmelfahrt gewartet, erklärte Margarethe: so eben erhalte sie eine neue Offenbarung, wonach die Auffahrt später vor sich gehen werde. Zugleich befahl sie, daß die Schwester des Morf zu den Ihrigen nach Wildenspuch gehen sollte, um dieselben zu sich einzuladen, damit sie, bevor sie in den Himmel aufgenommen werde, von ihnen Abschied nehmen könne. Gehorsam diesem Befehl machte sich schon am andern Tag ihre Schwester Elisabeth und Ursula Kündig von Wildenspuch nach Illnau auf den Weg. Die Letztere blieb vier bis fünf Wochen, die erstere vierzehn Monate (bis zur Rückkehr nach Wildenspuch am 11. Januar 1823) bei ihrer Schwester. Auch erhielt diese von ihrem Vater und den übrigen Hausgenossen zu verschiedenen Zeiten Besuche, welchen Allen sie ihre Offenbarung mittheilte, und insbesondere noch ihre Freundin Ursula und ihren Schwager Moser zu Zeugen ihrer Auffahrt erwählte, um dann dieselbige aller Welt zu verkündigen. Keiner hatte natürlich den geringsten Zweifel an der Wahrheit dieser Offenbarungen.

So hatte also Margarethe wenigstens einstweilen ihren „Zug des Geistes“ gestillt und wohnte umd lebte bei ihrem Geliebten. Gearbeitet hat sie während dieser Zeit gar nicht, ihre Schwester nur wenig. Einstimmig bekunden die Zeugen, sie sei immer in sich selbst versenkt

gewesen, habe sich immer mit Gott beschäftigt, Christus in ihr habe unaufhörlich mit dem Satan gekämpft, oft sei sie in die Aeußerung ausgebrochen, **daß jetzt bald der Zeitpunkt da sei, wo große Dinge sich ereignen würden;** auch habe sie sich zuweilen mit Morf über Bibelstellen unterhalten, oder sich mit ihm „über ihre beiderseitigen Angelegenheiten“ besprochen, nebenbei aber sich an ihrer leiblichen Pflege nichts entzogen, auch der Ehefrau des Morf empfohlen: daß sie ihrem Mann doch ja nichts abgehen lassen möge, weil er nun bald die Welt werde verlassen müssen. Jedoch blieb Morf nicht ohne Entschädigung wegen der Kosten, welche ihm dieser Aufenthält der beiden Schwestern verursachte; er erhielt nach und nach in kleinen Zahlungen 120 Gulden und Lebensmittel. Aber dieses Alles konnte den Ausbruch eines häuslichen Ungewitters nicht aufhalten. Die Rechte der Frau vom Hause waren zu sehr durch diesen Besuch geschmälert, als daß sie nicht endlich hätte ungeduldig werden und der Heiligen rundheraus erklären sollen, daß ihr eitles Geschwätz ihren, bisher arbeitsam gewesenen Mann zum Müssiggänger mache und vom öffentlichen Gottesdienste entferne, daß sie nichts von ihren mystischen Redensarten halte, und z. B. nicht wisse, was das bedeuten solle: „der menschliche Geist müsse sich mit seinem Urgeist verschmelzen,“ und daß sie ihres Orts bei ihrem alten Glauben bleibe. — Ueber solche Vorwürfe aber erhob die bibelfeste Margarethe ein Weh- und Zetergeschrei über das andre, rief des Himmels Fluch herab über solche gottlose Verstocktheit, und verglich die, ihre Gerechtsame vertheidigende, Hausfrau mit den Kindern Israels, welche um ihrer Hartnäckigkeit

willen in der Wüste gestorben wären, und erklärte auf den Vorwurf: daß sie den Hausfrieden störe, „sie wäre nicht in dieses Haus gekommen, um Frieden zu bringen, sondern um Krieg zu führen," so daß die von solcher Heimsuchung gequälte Morf später sagte, „daß sie während dieser Zeit von der Margarethe gekreuziget worden, ehe diese sich selbst gekreuziget habe." — Uebrigens haben beide Schwestern, denen von der Polizei nachgeforscht wurde, sich die ganze Zeit hindurch in strengster Verborgenheit bei Morf aufgehalten und niemals dessen Haus verlassen. Morf läugnete, als er vom Ortspfarrer befragt wurde, ihre Anwesenheit. Eben so behauptete der alte Peter mit größter Hartnäckigkeit, daß er nicht wisse, wo seine Töchter sich aufhielten, weil er nicht wissen könne, wo der Geist sie hingeführt habe.

Ehe wir nun den Vorfall erzählen, der den Wendepunct der Geschichte der Margarethe und ihrer Anhänger ausmacht, müssen wir noch einige factische Umstände vorausschicken. Nach glaubwürdigen Berichten benahm sich die Heilige nicht allemal auf ihren Missionsreisen nach den Regeln der Ehrbarkeit; ferner ging schon im August 1821 (als auch damals geistliche und weltliche Behörden ihrem Aufenthalte, der von ihr und den Ihrigen geflissentlich verheimlicht wurde, nachspürten) das Gerücht, daß eine heimliche Niederkunft die Ursache ihres Verschwindens sei. Das wichtigste Factum dieser Art besteht aber darin, daß Margarethe im Mai 1821 auf einer ihrer Missionsreisen bei einem „christlichen Freund," der seines Gewerbes ein Arzt war, übernachtete und daß dieser in seiner spätern gerichtlichen Aussage behauptet: „er habe damals auffallende Spuren einer vorgerückten Schwangerschaft an

ihr bemerkt." — Jedoch ist die geheime Geschichte des frühern Lebens der Margarethe mit Nacht und Dunkel bedeckt. Dagegen ist es gewiß, daß sie die jungfräuliche Reinigkeit an sich und Andern als das Preiswürdigste rühmte, und insbesondere von sich oft und gern lobte, daß sie alle Gelüste der Sinnlichkeit gründlich überwunden habe.

Am 10. Januar 1823 klagte nun diese vergeistigte Margarethe über heftige Krämpfe. Morf eilte nach dem Pfarrhaus, gab dort vor, seine Frau sei krank, und holte Arznei. Aber die Krämpfe vermehrten sich, und schon schickte er sich an, einen Arzt zu holen, als Margarethe eines gesunden Kindes weiblichen Geschlechts genas.

Dieses Ereigniß kam Allen unerwartet. Das etwa vorherbedachte Auskunftsmittel, sich als eine der Beschattung des heiligen Geistes unterlegene Jungfrau Maria zu präsentiren, konnte sie, überrascht von der Geburt und noch dazu eines weiblichen Kindes, nun nicht ergreifen. Ihre (oben erwähnten) Verkündigungen großer Dinge mögen eine solche Heilandsgebärung in petto gehabt haben. Sie hatte den Hausgenossen triumphirend erzählt, „ihre Reinigung sei schon seit längerer Zeit ausgeblieben, und sie freue sich darüber, indem dieß ein Zeichen sei, daß ihre Natur geistiger werde." Eben dasselbe hatte sie ihren Anverwandten, von denen sie von Zeit zu Zeit besucht wurde, als den sichersten Beweis erzählt, daß ihre zu höhern Dingen berufene Seele jetzt über die weibliche Natur den Sieg davon zu tragen anfange — Aeußerungen, an welchen natürlich Niemand zu zweifeln sich erlaubte. Jetzt aber war die Bestürzung um so größer, und als die Schwester der

Margarethe zuerst fragte: „wer doch der Vater dieses Kindes sein möge?“ und dann zu Morf gewandt: „ob er der Vater sei?“ gestand Morf sogleich und bat seine Frau flehentlich ihm zu verzeihen, was sie ihm auch versprach.

Zeugen des ganzen Herganges waren, außer den Morf'schen Eheleuten, der Bruder, die Schwester und die alte Mutter des Morf, die nun sämmtlich an den Berathschlagungen über Das, was, die Ehre des Hauses zu retten, jetzt geschehen müsse, Theil nahmen.

Die Ehefrau des Morf benahm sich am Wackersten; sie machte weder ihrem Mann noch der heiligen Ehebrecherin Vorwürfe, sondern besorgte ein Bettchen und verpflegte das neugeborne Kind mit mütterlicher Sorgfalt. Desto ungeberdiger bezeigte sich aber die Heilige. „Sie habe, sagt die Morf, zu lamentiren und gleichsam mit Gott zu rechten angefangen, und unter andern ausgerufen: Warum, mein Vater im Himmel, hast Du deinem Kind diese Last aufgelegt, die es zu Boden drückt? Habe ich nicht ohnedies schon genug Leiden erduldet? Warum hast Du gerade mich ausgewählt, den Ungläubigen zum Gespött zu werden?“

Ueber den Hergang bei ihrer Schwängerung wurde erst nach ihrem und ihrer Schwester Tod etwas Näheres ermittelt. Morf wurde nämlich beim Anblick des Leichnams der Margarethe so ergriffen, daß er folgendes reumüthige Geständniß ablegte, dessen Wahrhaftigkeit in einigen seiner einzelnen Umstände freilich nicht geprüft werden konnte: „Zu einer Zeit, erzählte er, wo ihm die Unterdrückung seiner sinnlichen Lust viel zu schaffen gemacht, sei Margarethe eines Morgens früh in leichter

Kleidung und mit freundlichem Wort an sein Bett gekommen, und, von sinnlicher Lust gereizt, seien Beide der Verführung unterlegen." Den Zeitpunct dieses Vorfalls setzte er zuerst in die erste oder zweite Woche nach Neujahr 1822, später in die erste oder zweite Woche nach Ostern desselben Jahres. „Beide," fährt er fort, „hätten nach verübter That vor Schaam nichts sagen dürfen; dieser unglückliche Augenblick sei indessen bald vergessen gewesen, indem sie sich in stillschweigender Uebereinstimmung mit dem Gedanken getröstet hätten, daß die Sache keine Folgen haben werde." Uebrigens versicherte er mit der Zumuthung es zu glauben, daß er sich mit Ausnahme jenes unglücklichen Augenblicks weder früher noch später mit ihr vergangen habe.

Als nun die Niederkunft erfolgt war, kam man nach gepflogener Berathschlagung auf das Resultat: „daß die Ehefrau des Morf in Begleitung der Elisabeth das Kind nach Wildenspuch tragen, die Wöchnerin aber etwas später dahin abgehen solle." Aber unmittelbar vor der Abreise erklärte Elisabeth, sie werde sich nicht von der Schwester trennen, und machte der Morf den Vorschlag: sie möge sich für die Mutter des Kindes ausgeben, sie (die beiden Schwestern) wollten dafür sorgen. Als die erstaunte Frau dieses geradezu abschlug, wurde sie von ihrem Mann und der Margarethe, so wie von Elisabeth, welche sich vor ihr auf die Kniee niederwarf, so lange mit Bitten bestürmt, bis sie nachgab, sich statt der Margarethe in das Bett legte, den Säugling an die Brust nahm und die Hebamme rufen ließ, während welcher Zeit die beiden Schwestern in einem andern Theil der Wohnung versteckt wurden. In der That glückte der Betrug; die Hebamme

ließ sich, da sie die vorgeblich Entbundene als eine rechtliche Frau kannte, trotz ihres anfänglichen Erstaunens über die plötzliche Niederkunft beschwichtigen, und der Pfarrer schöpfte ebenfalls keinen Verdacht, als Morf ihm den andern Tag die vorgebliche Niederkunft seiner Frau meldete und ihn bat, das Kind den nächsten Sonntag zu taufen.

Aber zugleich leuchtete jetzt die unumgängliche Nothwendigkeit ein, die beiden Schwestern schleunigst und noch vor der Kindtaufe zu entfernen, da sie jetzt, nachdem die Aufmerksamkeit der Bewohner des Dorfs durch die unerwartete Niederkunft auf das Haus des Morf gelenkt war, nicht länger verheimlicht werden konnten. Auch wirkte dazu die Nachricht mit, daß die Obrigkeit, welche den beiden verschwundenen Töchtern des Peter schon lange nachspürte, endlich zu vermuthen anfange, daß sie bei Morf verborgen seien. So wurde also an demselben Tag noch der Bruder des Morf mit einem Brief der Margarethe nach Oehrlingen an ihren Schwager Johannes Moser gesendet, in welchem sie meldete: „sie fühle einen Zug nach Hause und befehle also, daß man sie und ihre Schwester unverzüglich in einem mit einem warmen Bette versehenen Fuhrwerk abhole." In Wildenspuch leistete man pünktlich den gewohnten Gehorsam: um alles Aufsehen zu vermeiden, wurden die Bettstücke in Säcke verpackt, und Moser begab sich mit dem Knecht Ernst unverweilt nach Illnau. Bekannte, denen sie unterwegs begegneten, wurden auf ihre Frage: wohin die Reise so spät gehen solle? durch die Ausflucht getäuscht, daß man Hafer für den Schwiegervater Moser's holen wolle, und so kamen Beide unbemerkt am Sonnabend

den 11. Januar spät Abends bei Morf an. Der Knecht blieb bei den Pferden, Moser eilte zu seinen Schwägerinnen; diese nahmen mit Thränen Abschied, und so langten Alle, nachdem sie die Reise eilig in der kalten Winternacht zurückgelegt hatten, am 12. Januar so früh im väterlichen Hause an, daß Niemand in Wildenspuch etwas von ihrer Ankunft bemerkte.

Wenige Tage darauf schrieb Margarethe an Morf folgenden Brief:

„Mein Herzlichgeliebter!"

„Ich habe Deinen Brief richtig erhalten; der Herr „hat uns glücklich nach Hause geführt. Aber wie der „Teufel ein erschrecklich angsthaftes Wesen in uns ge„gossen, wie wir durch die Thür waren! Aber unser „himmlischer Vater zog vor uns her! Es geht mir so „gut mit der Gesundheit. O! es ist unbeschreiblich, wie „sich mein himmlischer Vater gegen mich erzeiget, in sei„ner großen Liebe. Erschrecklich fährt er in seiner Macht „daher in unserm Hause, und das Reich des Satans ist „von der Macht des Herrn gefallen unter Mir. Ich „bin nicht mehr so verwirrt, so verfinstert und gefangen „davon; auch die Geister in unserm Hause haben keine „Macht mehr an mich! Aber auf die liebe Elisabeth „fahren sie heftig daher! — Aber, nun? was muß ich „sagen? soll ich anfangen von unserm unverhofften Jam„mergeschrei? von unserm unverhofften Trauermeer? Ach! „soll ich mich nochmals in die Lage versetzen, wo der „Himmel trauern möchte, und die Erde Leid tragen, wo „die Mauern bluten möchten und die Steine schreien ob „diesem unverhofften, unwissenden, unerwarte„ten Zufall? Aber sehr gut ist es noch, daß mein

„Vater mir solchen so tief verborgen, sonst hätte es ja
„das größte Unglück geben können; dieweil ich es fast
„nicht von ihm annehmen konnte. O! wie erschrecklich
„kommt es mir seither vor, wenn ich daran gedenke, wie
„ich reden mußte: das ist vom Teufel, das hat er ge-
„than! Aber wie einen erschrecklichen Zorn hat nicht
„der Teufel in mich gegossen, daß ich beide hätte tödten
„können! Aber wie mit einer erschrecklichen Drohung
„kam mir mein himmlischer Vater entgegen, und bestrafte
„mich ernstlich, und sagte mir, daß es ihm angehöre und
„nicht dem Satan, und er ließe mir den Satan sehen,
„wie er es durchdringete mit seinem Wesen und Anspruch
„machte auf das arme Schäfchen; aber ich mußte den
„Satan wieder heimschicken, und das arme Schäfchen mei-
„nem Vater in die Arme geben. Aber weder mein Vater
„noch ihr könnet mir solches verdenken! Nun bin ich
„aber ruhig; denn ich bin nun überzeugt, daß
„**Er** Das gethan, und solches von **Ihm** gesche-
„hen sei, und er hat auch die liebe Elisabeth überzeugt,
„die mit mir ein Herz und ein Geist ist. Nun muß ich
„euch sagen, ihr Geliebten, als mich nun mein Vater so
„vollkommen überzeugt hatte, bald darauf überfielen mich
„geistliche Geburtswehen für das liebe Schäfchen von
„Gott; die dauerten lange Zeit, bis ich sahe, daß es
„ganz aus Gott geboren war. Nun gedenke ich nicht
„mehr an die Angst, um der Freude willen, daß ein Mensch
„in das Reich Gottes geboren ist."

Dieser Brief enthält den zwar merkwürdigen, aber nicht frappirenden, Versuch, die schmachvoll demüthigende Begebenheit in den Kreis der mystischen Vorstellungen der Secte einzurangiren. Aber leider war Alles zu

natürlich zugegangen, und das peinigende Bewußtsein: auf eine ganz gemeine und gewöhnliche Weise zu Falle gekommen zu sein, trug am Ende doch den Sieg davon und raubte der Schwärmerin wenigstens in einzelnen Momenten, mochte sie sich es auch nicht eingestehen, vor ihrem eigenen innern Richterstuhl den Heiligenschein. — Diese nicht reuige, sondern finstere und mit Gott schmollende Stimmung zieht sich insbesondere durch den nächsten Brief vom 14. Februar 1823. In diesem heißt es:

„Ach! daß doch mein Vater das beschlossen von „Ewigkeit her! Ach! er hatte doch noch tausend und „abermal tausend andere Kreuzmittel! Ach! ich hätte „doch alle andern Leidenschulen erwählt, wenn er es mir „gesagt, und mich hätte erwählen lassen; aber wirklich „das, was ich nicht erwählt hätte, hat er beschlossen über „mich, mir zum großen Schmerz und Kreuzigung. Nein! „von der Grundlegung der Welt an, ließ er keine seiner „Heiligen so zurichten und zu Schanden werden, wie „uns vor unsern Feinden. Aber nun weiß ich und sage „es Dir, mein ewig geliebtes Herz, wie groß unsere „Kreuzigung und unerträglich unsere Schande war vor „unsern Feinden, so unbeschreiblich wird bald unsere „Herrlichkeit sein zu der Rechten unsers Vaters!“

Wir nehmen hier die Fragen auf, die wir oben nur im Vorbeigehen hinwarfen: War diese Person eine Heuchlerin oder Schwärmerin? War sie eine Betrügerin oder Betrogene?

Je häufiger diese Worte („Heuchelei“ und „Schwärmerei“) gebraucht werden, ohne daß man einen streng gedachten Begriff damit verbindet, desto nothwendiger ist

es für die psychologische Aufgabe unserer Darstellung, ihren Sinn hier näher zu bestimmen, um dann zu untersuchen, ob und in wie weit sie auf Margarethe Peter eine Anwendung erleiden.

Ein Heuchler ist Der, welcher wissentlich und absichtlich eine gewisse religiöse Ueberzeugung oder individuelle Frömmigkeit und Tugend vorspiegelt, die er nicht hat. Die Heuchelei ist mithin immer eine Lüge. — Der Schwärmer dagegen ist wahr und redlich, und seine aus Ueberspannung und Aberglauben hervorgegangene falsche Religion ist wirklich seine wahrhafte und aufrichtige Ueberzeugung.

Wenden wir diese einfachen Grundsätze auf Margarethe Peter an, so stehen zunächst folgende Facta fest. Sie verliebt sich in Morf, sie schlägt ihren Wohnsitz in seinem Hause auf, sie gibt sich ihm hin und wird schwanger; aber bis zum Moment der Niederkunft spielt sie die Heilige und Prophetin, preist ihre jungfräuliche Reinigkeit und triumphirt über ein zweideutiges Zeichen der letztern: über das Ausbleiben ihrer Periode.

Ihr Benehmen steht also mit sich selbst, ihre Aeußerungen und die Ansprüche auf Verehrung, welche sie macht, mit der geheimen Nachtseite ihres Betragens im schreienden Widerspruch. Diese objective Seite der Heuchelei ist also ohne Schwierigkeit bewiesen. Aber damit ist die weitere Frage noch nicht beantwortet: war sie sich dieses Widerspruches bewußt? Diese Frage scheint lächerlich, aber nur beim ersten Anblick. Sie war es, kann man sagen, welche die Heilige spielte, sie war es auch, die, im wachen Zustand, geschwängert war; das Bewußtsein dieser letztern Begebenheit aber

mußte, weil sie mit Niemanden anders als mit ihr selbst vorgegangen war, ihr nothwendig beiwohnen, folglich **mußte** sie sich auch jenes Widerspruches bewußt sein. — Gegen diese an sich richtige Argumentation ist, in Beziehung auf die Individualität des Falls, Folgendes zu bemerken.

Es mag zugegeben werden, daß Margarethe eine Lügnerin, daß sie in ihrem innersten Wesen unwahr war. Allein man erwäge auch die, so häufig bei vielen Lügnern vorkommende, höchst merkwürdige und doch so wenig beachtete Erscheinung, daß sie, nach und nach, endlich dahin kommen, ihre eigene Lüge fest zu glauben. — Margarethen's Grundton aber war der, bis auf sein höchstes Extrem gesteigerte, Hochmuth der Secte, und identisch mit diesem ist der Glaube an die eigene Unsündhaftigkeit und Heiligkeit. Man würde die Natur eines solchen Hochmuthes nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß sich ein solcher Mensch durch seine eigenen Fehler, auch wenn sie noch so augenscheinlich hervortreten, in diesem seinem Glauben irre machen ließe, und zuverlässig hat auch Margarethe sich allmählig jenen Vorfall, der ihre Schwangerschaft herbeiführte, auf irgend eine Weise dahin construirt, daß sie dabei sich selbst immer noch ganz rein und unschuldig vorkam. Denn das eben ist die furchtbare, dämonische Natur der Lüge, daß sie zuletzt sich selbst nicht mehr erkennt, und in ihrer zweiten Potenz sich zum guten Glauben an ihre eigenen Vorspiegelungen erhebt. Freilich mag bei jedem Lügner dann und wann noch die Mahnung seines Gewissens an sein Herz klopfen: „es sei doch Alles gelogen", — aber wenn diese Mahnung erstickt, wenn die Lüge hartnäckig

festgehalten wird, so wird kein Seelenkundiger bezweifeln, daß sie am Ende in die ungestörte, vollkommene und feste eigene Ueberzeugung übergehen könne.

Zuvörderst darf man nun mit Bestimmtheit verneinen, daß Margarethe, als sie ihre Visionen erzählte, ihre Reinigkeit pries u. s. w., dabei den klaren und bestimmten Gedanken hatte: sie wolle Diejenigen hinter das Licht führen, welche an sie glauben würden. Man darf vielmehr annehmen, daß sie sich selbst für vollkommen rein, unschuldig und heilig nicht bloß ausgegeben, sondern auch sich sebst in ihrem Innern dafür gehalten habe. — Ob sie dabei die Erinnerung an die Stunde, von der sie schwanger wurde, ganz unterdrückt und ausgerottet, oder ob sie, im Sinne und in der Sprache ihrer Secte, was in jener Stunde vor sich ging für ein bloßes „Teufelswerk" (nicht für ihre eigene Schuld) gehalten habe, muß unentschieden bleiben; aber es scheint ausgemacht, daß sie ihren Betrug, dessen Motiv ein dämonischer Hochmuth war, zuerst bei sich selbst anfing und daß gerade **Sie** die Erste war, bei der ihr diese Täuschung glückte. Diese Art der Erklärung ihres Benehmens rechtfertigt sich auch vollkommen aus jenen beiden (eben mitgetheilten) Briefen an Morf. Sie ist bloß darüber ungewiß, ob sie den „unverhofften, unwissenden, unerwarteten Zufall" Gott zuschreiben, oder dem Teufel in die Schuhe schieben soll; und wie sie sich endlich zu dem erstern entschließt, rechtet sie mit Gott in dem letzten Brief auf eine höchst charakteristische Weise, und wirft ihm vor: daß er sie, wie noch keine seiner Heiligen, habe zu Schanden werden lassen. Sich selbst anzuklagen, in sich und allenfalls in ihrem Liebhaber die einfache

Ursache ihrer Schande zu suchen, fällt ihr auch nicht von ferne ein, und genau genommen, handelt sie hierin dem Geist und der Lehre ihrer Secte gemäß; denn wenn in dem „Wiedergebornen" nur Christus, in jedem Andern nur der Teufel herrscht, der Mensch in jedem von beiden Fällen nur ein todtes Instrument ist, auf welchem wie es kommt und geht bald die göttliche, bald die finstere Gewalt musicirt; wenn des Menschen freier Wille in jedem von beiden Fällen nicht da, nicht dabei ist, — — ei, so kann auch von einer Zurechnung für die Davonbetroffenen nicht mehr die Rede sein, und die Schande des Erfolgs fällt auf den, außer ihm stehenden, eigentlichen Urheber zurück.

Auch nach ihrer Rückkehr hielt sich Margarethe im Haus ihres Vaters verborgen; sie erklärte, sie wolle jetzt in der Stille leben, und sich auf das große Ereigniß vorbereiten, welches bald sich zutragen werde, gebot aber auch zugleich ihren Hausgenossen auf das Strengste und bei dem Heil ihrer Seele, sich ja nichts von ihrer Ankunft merken zu lassen, weil sie, wenn sie dieses thäten, gegen Gott streiten würden. „Bald aber", setzte sie hinzu, „werdet ihr erfahren, was Gott Wunderbares durch mich ausführen wird." Hierbei erzählte sie neue Visionen, wo auch die Seelen Verstorbener sich an sie gewendet und dringend um ihre Fürbitte beim Heiland gebeten hätten, worauf sie denn eine ganze Nacht durch im Gebet gekämpft, und am folgenden Morgen die Offenbarung erhalten, jene armen Seelen seien nun wirklich erlöst. Auch erhielt sie bald nach ihrer Rückkehr auf's Neue Gelegenheit, ihre höhern Gnadengaben vor den Ihrigen

leuchten zu lassen. Acht oder zehn Tage nämlich, ehe sie nach Hause zurückkehrte, saßen Ursala Kündig und die Magd Jägglin am Spinnrad bei einander am Ofen. Auf einmal läßt sich ein Knall hören, die beiden Mädchen erschrecken; ihr erster Gedanke ist an den Teufel (von dessen unmittelbarer Einwirkung jene Secte überhaupt jeden Schrecken, Schabernack oder Schaden herleitete), und die Jägglin behauptete, er poche an das Fenster und werde sie nun wegnehmen. Von diesem Augenblick an wurde sie wieder von ihren Krämpfen befallen, die sich bis in den März hinein in den fürchterlichsten Paroxismen äußerten, in welchen sie schäumte, sich die Haare ausriß und so tobte, daß vier Personen sie kaum bändigen konnten. Zuweilen aber bat sie flehentlich die Margarethe, ihr doch durch ihr Gebet zu helfen, worauf denn diese anfing, „mit dem Teufel und seinen Legionen zu ringen", d. h. sie verdrehte auch ihrerseits die Augen, schlug sich bald auf die Brust, bald auf den Kopf, bald um sich herum, stieß unverständliche Töne aus und brüllte Fluchreden gegen den Teufel, wie folgende: „Wie, du in's höllische Feuer Verfluchter, du Seelenmörder, willst du mir ein Schäflein entreißen, für das ich mich verbürget habe!" 2c. 2c. Einst standen Margarethe, Elisabeth, Susanna, Ursula Kündig, Johannes Moser und der Vater Peter um das Bett der Jägglin. Margarethe kämpfte wieder mit dem Satan und geberdete sich fast so arg, als die Kranke. Plötzlich rief sie: „sie habe eine Erscheinung, sie sehe vor Gottes Thron den Teufel stehen, der ein Buch in der Hand halte, in welchem die Sünden aller Menschen verzeichnet seien; der Teufel begehre die Seele der Jägglin, allein ihr

Sündenregister werde in diesem Augenblick von den Engeln zerrissen." Gewiß ist auch von dieser Vision Dasselbe zu wiederholen, was oben über Margarethens Charakter im Allgemeinen gesagt wurde. Ueberspannung und Lüge hatten sich in ihr zu einem Conglomerat vermischt, welches sich nicht mehr in seine Bestandtheile auflösen läßt. Aber merkwürdig ist es, daß sich derselbe Geist auch plötzlich des danebenstehenden Moser's bemächtigte, der plötzlich eben diese Vision hatte, ja sogar noch bemerkte, daß eine Menge rother Striche durch das Sündenregister der Jägglin gezogen wären.

Diese Ereignisse waren die Vorboten bei weitem fürchterlicherer Scenen. — Ehe wir diese erzählen, müssen wir noch vorläufig bemerken, daß die Niederkunft der Margarethe, wie wenigstens die späterhin Verhafteten einstimmig aussagen, den Ihrigen in Wildenspuch unbekannt geblieben war, und daß die beiden Schwestern seit ihrer Rückkehr von Illnau sich fortwährend in der strengsten Verborgenheit im elterlichen Haus versteckt gehalten hatten. „Heilsbegierige Seelen", welche dann und wann erschienen und nach der Margarethe fragten, wurden abgewiesen. Sie aber sprach zu den Ihrigen im Tone des festen Vertrauens, Gott werde sie jetzt bald erhöhen, bezog dabei mehre Stellen der heiligen Schrift wieder auf sich, und beschied und beschwichtigte die Ihrigen, wenn diese die Details der Dinge, die da kommen sollten, zu erfahren wünschten, mit Aeußerungen wie folgende sind: „Euch gebühret nicht zu wissen die Zeit, welche sich der Vater vorbehalten hat", oder: „große Dinge stehen allerdings bevor, allein Gott der Vater hat mir noch nicht geoffenbaret, welche" u. s. w. Nur etwa 10 Tage vor

ihrer Kreuzigung offenbarte sie den Ihrigen: „der alte Napoleon werde wieder kommen, die Menschheit zu züchtigen, dann werde an seine Stelle der junge Napoleon treten, und dieser sei der eigentliche Antichrist. Sie müsse kämpfen, damit derselbe nicht Meister werde; der offene Streit werde aber bald losbrechen." — Während der ganzen Zeit blieb sie aber meistens in ihrer Kammer, und ihre Schwester Elisabeth verließ sie keinen Augenblick; nur wenn es allzukalt war, kamen die Schwestern herunter in die Stube, um sich zu wärmen. Aber weil Beide „stets in sich selbst versenkt sein" mußten, arbeiteten sie nicht, und Ursula Kündig versah nach wie vor die Hauswirthschaft.

Kurz vor Ostern äußerte Margarethe: „die Ihrigen sollten nun doppelt auf der Hut gegen den bösen Feind sein, weil das heilige Ostern nahe wäre, und um diese Zeit etwas Außerordentliches sich ereignen könnte." — Es scheint während der 9 Wochen, die sie seit ihrer Rückkehr von Illnau bis zum 12. März zubrachte, sich ein Gedanke in ihrer Seele weiter ausgebildet zu haben, dessen Keime schon seit Jahren in ihr lagen, ein Gedanke, den wir eher den Bildern der Fata Morgana vergleichen, als einen bestimmten, berechneten und berechnenden Plan nennen möchten. — Der Grundgedanke, der sich durch alle ihre Visionen hinzieht, war nämlich der in seiner rohesten und materiellsten Bedeutung aufgefaßte Satz: „Christus in uns." Hatte sie doch schon im Jahre 1821 die Vision: „daß Christus in ihr leben, leiden und sterben müsse", um wieder in ihr aufzustehen, und auf dieser Basis beruht ihr späteres wild-

entsetzliches Beginnen. Hatte sich bei Johanna Southcote (einer ähnlichen Schwärmerin in England, welche im Jahre 1814 starb) eben dieses Princip („Christus in uns") dahin ausgebildet, daß sie den Messias gebären wollte, so hielt Margarethe, sich selbst mehr mit Christo identificirend, die andere Seite, die des Leidens und Sterbens fest. Wie aber dieser Gedanke während dieser 9 Wochen sich in seinen einzelnen Nuancirungen und Uebergängen in ihr entwickelt und gestaltet, war nach dem Tod der Schwärmerin um so weniger mit Sicherheit zu ermitteln, als sie darüber sich selbst gegen ihre vertrauteste Freundin Ursula nicht ausgelassen hat. Nur so viel scheint gewiß zu sein, daß sich dieser Gedanke in ihr nicht bloß erst seit ihrer Rückkunft von Illnau festgesetzt habe, sondern in den ganzen Zusammenhang auch ihres frühern geistigen Lebens hineingehört, obwohl auf der andern Seite nicht zu läugnen ist, daß der innere Aerger über ihre Niederkunft Vieles dazu beigetragen haben mag, daß ihre Vorstellungen gerade diese trübe Farbe annahmen *).

*) Der „Leutpriester" am großen Münster, Pfarrer Mayer in Zürich, macht in seiner Schrift („Schwärmerische Gräuelscenen 2c. 2c. Zürich 1824.") den Versuch, den ganzen Vorfall aus körperlichen Gründen, die bei der Schwärmerin obgewaltet haben sollen, zu erklären. Aerzte möchten entscheiden, meint er, ob nicht die Reise in einer kalten Winternacht, so kurz nach der Niederkunft, einen Wahnsinn erzeugt haben möchte. — Aber er scheint hierbei nicht berücksichtigt zu haben, daß der religiöse Wahnsinn der Margarethe durch die von ihm selbst erzählten Thatsachen aus ihrem frühern geistigen Leben viel leichter erklärt wird, als durch die Annahme einer Erkältung, und daß, wenn diese Letztere zum Schlüssel der sogleich zu erzählenden

Während dieser neun Wochen hatte sich Morf einige Male, indessen so heimlich als möglich, nach Wildenspuch begeben, war bei zwei Besuchen dort jedesmal acht Tage geblieben, und hatte diese Zeit meistens in Gesellschaft der beiden Schwestern und in ihrer Kammer zugebracht. „Ihre Gespräche hatten sich", behauptete Morf, „nur auf geistige Angelegenheiten bezogen; zuweilen wäre freilich auch von dem neugebornen Kind die Rede gewesen. Bei einem solchen Besuch sei ihm von den Schwestern, nebst ein paar Thalern, einiges Weißzeug zu Windeln gegeben worden. Susanna, welches dies bemerkt und ihr Befremden darüber geäußert, sei von Elisabeth mit einer Ausrede abgewiesen worden, auf welche sie sich auch beruhigt; „er für seine Person sei, da Margarethe ihn in der Erwartung ihrer gemeinschaftlichen Aufnahme in den Himmel bestärkt hätte, auch damals noch in der Ueberzeugung gewesen, daß der Zeitpunkt sich nahe, wo sich dieses Wunder ereignen werde."

Wir gehen jetzt zur Geschichte der wilden Greuel über, unter denen Margarethe und Elisabeth sich mit der fanatischen Seelenwollust grassen Heilandswahnsinns hin-

---

Vorfälle erhoben werden soll, das Benehmen der Elisabeth, welche nicht niedergekommen war, und sich dennoch kreuzigen ließ, und der andern zehn Personen, die an der Kreuzigung thätigen Antheil nahmen, und sich erweislich nicht erkältet hatten, sich dann noch viel weniger erklären läßt. „Aerzte" würden allerdings bezeugen können, daß eine Reise in einer kalten Winternacht für eine unlängst Entbundene sehr schädlich, ja sogar tödtlich werden könne, — ja wir glauben sogar, daß diese Behauptung auch ohne ein solches Zeugniß nicht leicht einen Widerspruch finden dürfte, aber ein Resultat für den gegenwärtigen Fall springt nirgends daraus hervor.

metzeln ließen. Vor uns liegt die auf vorstehender Seite in der Note erwähnte Meyer'sche Schrift, und wir werden, so weit es (bei der Geschmacklosigkeit und der schleppenden Langweiligkeit dieser pfarrlichen Darstellung und ihrem unnöthigen Aufwand geistlicher Entrüstung!) thunlich ist, sie unserer Erzählung zu Grunde legen. Ein geübter Leser wird die hier und da aus ihr aufgenommenen Stellen, wenn sie auch nicht mit Anführungszeichen versehen sind, leicht aus dem Nachstehenden herausfinden, wenn es ihm darum zu thun ist.

In der ersten Woche des Märzmonats (1823) erhielt Morf einen Brief von Margarethe, worin sie ihn bat, eilends nach Wildenspuch zu kommen. Dieser Brief hat sich nicht vorgefunden, und somit bleibt es unausgemittelt, ob die Schwärmerin ihrem vertrautesten Freund eine bestimmte Anzeige gemacht habe, daß nun etwas Außerordentliches stattfinden würde. Morf selbst behauptete, ohne die geringste Veränderung in seiner diesfälligen Aussage, ökonomische Geschäfte hätten ihn damals nach Wildenspuch geführt, und er habe von Dem, was darauf vorgefallen sei, nicht die mindeste Ahnung gehabt. Wie dem nun auch sei, genug, er verließ Illnau am 8. März, indem er bei den Seinigen als Ursache seiner Reise vorschützte: daß er mit dem alten Peter einen Kauf berichtigen müsse, jedoch unverweilt zurückkommen werde. Margarethe klagte den Vertrauten, wie sie seit mehren Tagen einen furchtbaren Kampf mit dem Satan bestanden hätte, und gerieth auch in seinem Beisein in ihre Krämpfe. Montags den 11ten kam auch Johannes Moser, ob gerufen oder nicht, bleibt ungewiß. Er selbst sagte aus, er wäre einzig in der Absicht, seinen Schwiegervater

zu besuchen, an diesem Tage nach Wildenspuch gegangen, um sich von da nach dem nahen Thurgauischen Städtchen Dießenhofen am Rhein zu begeben. Allein da seine Schwägerin ihn gebeten zu bleiben, um ihr in ihrem heißen Kampf mit Satan beizustehen, so hätte er es für Pflicht gehalten, ihrer Bitte zu entsprechen. Mittwoch Abends ließ er durch seine Frau, die ihn unterdessen besucht hatte, seinen Bruder Konrad auffordern, ebenfalls nach Wildenspuch zu kommen, was derselbe auch that.

Johannes Moser wurde von Margarethe mit vielem Feuer zur Treue an ihr ermahnt. Sie ernannte ihn neuerdings zum Zeugen ihrer Himmelsfahrt, indem sie ihm mit einem der beiden Zeugen verglich, deren im 11. Kapitel der Offenbarung Johannes gedacht wird, mit dem Beisatz, wie sie besonders von ihm erwarte, *daß er sich nicht an ihr ärgern werde*. Auch in seiner Gegenwart wiederholte sie, was sie schon öfters erklärt hatte: „Es sei hohe Zeit zur Besserung. Etwas Großes stehe bevor; sie sollten doch wachen und beten, denn der Versucher sei nahe; sie sollten *Christum* bekennen und *sie* nicht verläugnen.“ Ferner: „sie sehe Satans höllisches Heer immer mehr gegen sie heraufziehen, und es drohe ihr, sie zu überwinden, darum müsse sie auch so große Kämpfe bestehen. Jetzt sei ihre Seele bekümmert! Allein sie ermuntere sich im Hinblick auf ihre baldige Erhöhung.“

Nach den übereinstimmenden Aussagen sämmtlicher Hausgenossen, ging der Montag und Dienstag ruhig vorüber. Margarethe saß, wie Johannes Moser berichtet, meistens auf einem Bette in ihrer Kammer oder auf der Ofenbank in der Stube, starr vor sich hinblickend;

zuweilen unterbrach sie dieses finstere Stillschweigen mit der Klage, wie schwer ihr der Kampf mit Satan werde, da er die Seelen, die sie durch Christum retten müsse, durchaus nicht losgeben wolle; und doch seien unter diesen solche, die seit zwei- bis dreihundert Jahren sich in seiner Gewalt befänden. Von Blutvergießen aber war damals, wie Moser und die Andern einstimmig bezeugen, noch kein Wort gesprochen worden.

Dies Alles erzeugte in dem Peterschen Haus eine absonderliche Stimmung. Keines sprach viel mit dem Andern. Auch blieben Alle nur wenige Zeit beim Mittag- oder Nachtessen, und besorgten blos die nöthigsten Geschäfte. Sie beteten mit Margarethe um die Errettung so vieler Seelen, und gebrauchten dazu Alles was sie von Liedern und Stoßgebeten kannten, oder nahmen ihre Zuflucht zum Psalmenbuch, aus welchem ihnen Verse in Menge bekannt waren. Uebrigens war das Haus wohl verschlossen. Die Herausgehenden zogen die Thüre sorgfältig hinter sich zu, so daß selbst Bekannte anpochen mußten, wenn sie den Ort nicht wußten, wo die Klinke verborgen lag. Dienstags begaben sich Alle früh zur Ruhe.

Am Mittwoch versammelte Margarethe zwischen sieben und acht Uhr Morgens Alle um sich her, um ihnen anzuzeigen, daß sie in der Nacht eine außerordentliche Offenbarung erhalten hätte, welcher zufolge Alle ohne Unterschied mit ihr gegen den Teufel streiten müßten, damit derselbe nicht Christum überwinde. Zugleich erklärte sie, daß der Geist sie mächtig ergreife; sie warf die Arme heftig um sich, indem sie ausrief: „Ich muß kämpfen, damit Eure und so vieler Verdammten Seelen

errettet werden; kämpfet auch Ihr mit mir!" Hierauf schlug sie unter dem häufig wiederholten Ausrufe: „Du Schelm, du Seelenmörder!" mit der Faust bald an die Wand, bald auf den Tisch und die Stühle, sodann ergriff sie einen Hammer, mit dem sie heftig an die Wand klopfte. Bald schien sie wieder zu sich selbst zu kommen, und nun gab sie den Versammelten Befehl, mit nach der obern Kammer zu kommen. Alle folgten. Hier setzte sie sich auf das Bett und begann abermals Kämpfen mit dem Teufel. Dann befahl sie Allen, sich auf den Boden zu werfen und mit ihr Gott anzuflehen, daß er die gefangenen Seelen der Gewalt Satans entreißen möchte. Dies daüerte bis gegen zwei Uhr Nachmittags, wo sich Alle wieder in die Stube begaben und etwas Speise zu sich nahmen. Hierauf wurden, auf Befehl der Margarethe, alle Stubenfenster, so wie auch die der obern Kammer mit Tüchern verhängt, und während dies von den Einen besorgt ward, trugen die Andern, ihrem Befehl gemäß, Stücke von Baumstämmen, Aexte, Hämmer, Keile und andere Schlagwerkzeuge vor die Thüre dieser Kammer, und schlugen dann mit grimmiger Wuth auf diese Holzstücke los, um dadurch den Seelenfeind zurückzutreiben. Dieses Schlagen hielt bis gegen neun Uhr an, während die Uebrigen bei der Margarethe unten in der Stube blieben und ihrem Kämpfen mit Satan anwohnten. Um neun Uhr ließ diese, nachdem man zu Nacht gegessen, Alle wieder in die obere Kammer kommen, und forderte sie abermals zum lauten Gebete auf für ihre eigenen Seelen sowohl als für diejenigen, die noch in unterirdischen Klüften auf die Erlösung harrten." Dieses mit Wehklagen und gegen den Teufel gerichteten Drohungen

untermischte Gebet dauerte bis um Mitternacht, wo Alle, von den Anstrengungen erschöpft sich zur Ruhe begaben.

Der Lärm, der in dem Peterschen Haus, in welchem seit so langer Zeit eine tiefe Stille geherrscht hatte, an diesem Mittwoch sich hören ließ, zog eine Menge Leute vor dasselbe, die sich über die Ursachen dieses unheimlichen Getöses besprachen. Man rief, man pochte an den Fenstern, allein Niemand gab Antwort; zur Hausthür selbst konnte man nicht gelangen, weil der Zugang von einem grimmigen Kettenhund bewacht wurde, in dessen Bereich die vor der Hausthür befindliche kleine Treppe lag, und der durch sein Gebell Jedermann abhielt, näher zu kommen. Da es gegen Abend in der verschlossenen Wohnung etwas ruhiger wurde, so wollten die Ortsvorsteher, ehe sie mit Gewalt die Thüre öffnen ließen, noch warten, was der Donnerstag mit sich bringen würde.

Der Donnerstag Morgen ging ruhig vorüber. Conrad Moser, der nun auch kam, wurde hineingelassen; und da er hörte, daß die beiden Schwestern sich in der Kammer befänden, und mit Satan kämpften, so begab er sich dahin. Alle waren in der Spannung des Geistes, in welcher man etwas ganz Außerordentliches erwartet. Die Jägglin hatte starke Anfälle, sprach vom Teufel, wie er bald in ihrem Kopfe, bald in ihrer Brust wüthe, und schlug um sich her. Jeden Augenblick behauptete sie, Satan stehe vor dem Fenster und klopfe an demselben. Gegen zehn Uhr hieß Margarethe Alle in die Stube gehen; man setzte sich, um gemeinschaftlich das Mittagsessen einzunehmen. Während desselben schrie die Schwärmerin, sie habe den letzten Kampf mit dem Teufel vor, und Alle müßten ihr mit verstärkter Kraft kämpfen

helfen, damit Christus in ihr nicht überwunden werde. Hierauf sprang sie auf, fing wieder an gegen die Wand zu schlagen, und nachdem sie dies eine Zeit lang getrieben, befohl sie den Mannspersonen, noch mehrere Holzklötze, nebst so vielen Schlagwerkzeugen, als sie nur immer bei der Hand hätten, in die Kammer hinaufzutragen, indem dort der große Kampf müsse ausgekämpft werden. Die Männer gehorchten, und nun bewegte sich der ganze Zug nach der Kammer hinauf.

Hier eröffnete nun die Schwärmerin ausführlich, was sie früher nur angedeutet hatte. Gott der Herr, habe ihr geoffenbaret, was in der Zukunft begegnen werde. Es werde nämlich Napoleons Sohn in der Gestalt des Sohnes Gottes auftreten, und die Welt auf seine Seite zu ziehen suchen; allein er sei nur der Antichrist, und werde einen großen Kampf zu bestehen haben. Der Erfolg sei ihr freilich zur Stunde noch unbekannt. Indessen habe ihr Gott verheißen, ein geistiges Zeugniß von Dem zu geben, was er ihr geoffenbaret. Jetzt (erzählte Ursula Kündig) sei ein geistiger Monarch, oder ein Thronfürst der Hölle in die Elisabeth gefahren, worauf diese mit ungewöhnlichen Geberden, wie ein großer Kriegsmann, gegen Margarethe hingetreten, die ihr aber erklärt, es sei ein böser Geist in sie gefahren, der sie überwinden wolle, sie solle ihm nicht unterliegen. Hierauf habe Margarethe geistig gegen diesen Feind gekämpft, und ihn auch überwunden. Die Elisabeth sei nun wieder zur Besinnung gekommen, und habe gesagt, sie sei ihrer selbst nicht mehr mächtig gewesen, und habe nichts von sich gewußt. Margarethe hätte darauf bemerkt, daß dies Alles die Erfüllung dessen sei, was das neunte

Kapitel in der Offenbarung Johannis enthalte, wo das Thier aus dem Abgrund steige, das auf hebräisch Abaddon, auf griechisch Apollyon heiße!

Johannes Moser erzählt dies in folgender Weise: Margarethe hätte ihnen erklärt, jetzt sei es darum zu thun, daß der Satan überwunden werde, damit Christus seine Kirche sammeln könne, um den Antichrist zu bekämpfen. Wenn nun Christus seine Kirche werde gesammelt haben, so werde nach 1260 Tagen laut Offenbarung Johannis der Antichrist in menschlicher Gestalt auftreten, und mit lieblichem Wesen und mancherlei Ueberredungskünsten, z. B. daß Zehnten und Grundzinsen abgeschafft werden sollten, die Menschen zu verführen trachten. Allein die wahren Christen würden ihm nicht anhängen, sondern Christum getreu bleiben. Zugleich habe Margarethe ihnen bemerkt: geistig sei der Antichrist schon unter ihnen, worauf er denselben wirklich selbst empfunden, und innerlich gespürt, daß ein liebliches Wesen auf ihn einzuwirken trachte; allein da er sein Gebet verdoppelt, seien die Empfindungen von ihm gewichen.

Jetzt begann nun auf den Befehl der Margarethe der letzte entscheidende Kampf gegen den Teufel und seine höllischen „Cohorten". Sie selbst nahm ihren Platz stehend auf dem Bett ein, und ermunterte mit lauter Stimme alle Anwesenden zuzuschlagen und Alles zu zertrümmern, damit der böse Geist überwunden werde. Sogleich schlugen die Männer und Weiber theils auf die Holzblöcke, theils auf den Fußboden, so daß derselbe in Kurzem zerhauen war. Am Tollsten ging es von zwölf bis vier Uhr zu, in welcher Zeit das Fachwerk in den Hofraum hinunter fiel, und man auf dem Platz vor dem Haus

das Herabstürzen eines Theiles der oberen Kammer sehr deutlich hören konnte. Während die Männer und Weibspersonen so zuschlugen, rief Margarethe mit kreischender Stimme: „Haut zu, er ist ein Schelm, ein Seelenmörder — wehrt euch, bis auf's Blut — schlaget zu im Namen Gottes — laßt euer Leben für Christus! — schlagt zu, bis ihr Blut schwitzt; wer sein Leben in Christo verliert, wird es gewinnen; wer es behalten will, wird es verlieren!" Zuweilen sprang sie vom Bett herunter zu dem Einen oder Andern hin, der, ermüdet, nicht mehr schlug, und ermunterte ihn, sich wieder aufzuraffen, indem, wenn sie nicht den Kampf fortsetzten, der Teufel siegen würde. Dann ertönte wieder ihre Stimme: „Seht ihr ihn da, den Seelenmörder!" und sogleich wandte sich die rasende Schaar nach der angedeuteten Stelle, um hier den Teufel von dannen zu treiben. „Ich sehe den Geist meiner Mutter!" rief Margarethe, „ich sehe Jesum Christum in der Klarheit!" Auch Johannes Moser sah ihn, und schlug um so rasender zu, da er nun den Beistand sah, den ihm Margarethe versprochen. Ein nicht minder wüthendes Geschrei erhoben auch Elisabeth und die Jägglin.

Diese Scene hielt ununterbrochen von zehn Uhr Vormittags bis gegen halb acht Uhr Abends an, so daß unter den zahllosen Axthieben der Fußboden zertrümmert wurde, und in großen Stücken in die Wohnstube herunterfiel, die mit Schutt und Holzsplittern bedeckt wurde. Durch die Oeffnung, welche das Herabstürzen eines Theils des Fachwerks gemacht hatte, sahen die tollen Kämpfer die Menge Menschen, die sich aus der ganzen Umgegend und sogar aus dem benachbarten Kanton Thurgau um das Haus versammelt hatte. Margarethe rief: „Das ist des

Teufels Heer, fürchtet euch nicht! ihr werdet es doch überwinden!" Der Lärm vermehrte sich immer mehr; allein Niemand wagte es, die Thür einzuschlagen und in dem Haus nachzusehen, was daselbst getrieben werde. Da kam gegen fünf Uhr Abends ein Landjäger nach Wildenspuch; er machte einen Versuch, sich das Haus öffnen zu lassen. Als der alte Peter und Johannes Moser auf sein Anklopfen am Fenster erschienen und ihn um sein Gesuch fragten, forderte er sie auf zu sagen, was das Gelärm zu bedeuten habe. Allein Beide wiesen, unter Berufung auf das Hausrecht, ihn mit der Antwort ab: „er habe sich darum nicht zu bekümmern. Der Landjäger begab sich weg und zeigte den Vorfall dem Ortsvorsteher des Dorfes Rudolfingen an, durch welchen der Oberamtmann Abends acht Uhr den ersten Bericht erhielt. Sogleich beorderte er zwei Landjäger nach Wildenspuch mit dem Befehl, Niemand aus dem Peterschen Haus gehen zu lassen, und eben so auch Jedermann den Zutritt in dasselbe zu verwehren.

Er selbst langte Abends um zehn Uhr dort an. Jetzt war aber Alles still, nur hörte man in der Wohnstube ein Gemurmel von vielen Stimmen mit einzelnen Ausrufungen. Da der Oberamtmann erfuhr, daß der Lärm schon seit halb acht Uhr aufgehört hätte, und daß die Lichter ausgelöscht seien, so hielt er es für gut, einstweilen nähere Erkundigungen einzuziehen. Diese wurden jedoch bald unterbrochen durch die Ankunft eines Landjägers, der ihm zwei Personen zuführte, die man bei dem Versuch in das bewachte Haus zu kommen ergriffen hatte. Die eine war Magdalene Peter, Ehefrau des Johannes Moser; die andere war Jakob Morf. Dieser

erklärte, mit dem alten Peter ein dringendes Geschäft zu haben, aber unterwegs aufgehalten worden zu sein. Magdalene Moser wurde nach Oerlingen zurückgeschickt, Morf aber bis auf den folgenden Tag in einem benachbarten Haus untergebracht.

Nachdem das Schlagen und Streiten bis gegen halb acht Uhr fortgedauert hatte, und die Kämpfenden vor Anstrengung nicht mehr aufrecht stehen konnten, rief auf einmal Margarethe: „Christus hat überwunden!" und sogleich hörte das Kämpfen mit Satan auf. Sie befahl hierauf den Anwesenden, ihr in die Stube zu folgen. Sie thaten es. Ein einziges Kerzenlicht erleuchtete düster das Zimmer. Hier befahl nun Margarethe, daß Alle sich niederwerfen sollten, um Gott die Ehre zu geben, und ihm für seinen Beistand zu danken. Dieser Umstand, den alle Gefangenen aussagten, scheint, so sehr er die Exaltation der Schwärmer beweis't, wenigstens die Anklage zu widerlegen, als ob sie sich mit Wein und Branntwein berauscht hätten, die sich auch übrigens nicht erwies. Allein bald begann wieder das tolle Treiben. Margarethe fing an, mit geballten Händen auf Elisabeth loszuschlagen, um die Geister, die in ihr wären, zu vertreiben; und als diese vor Schmerzen zu ächzen anfing, sprach sie: „Dies ist der Zorn Gottes!" Auch die Jäglin begehrte von Margarethe geschlagen zu werden; allein diese schlug es ab, befahl ihr aber, so wie allen Andern, sich aus Leibeskräften mit eigenen Fäusten auf Kopf und Brust zu schlagen. Sie gehorchten; und als der alte Peter seiner Tochter nicht stark genug auf sich zu schlagen schien, so kam sie auf ihn zu und machte ihm den Vorwurf: „Vater du schlägst dich nicht genug!"

Und nun begann sie selbst auf ihn loszuschlagen, und zwar, wie Konrad Moser, an dessen Seite der Vater lag, und die Ursula Kündig wiederholt behauptet haben, und er selbst zugab, gar derb und tüchtig. Der Alte ächzte vor Schmerz; allein dies hinderte sie nicht, fortzufahren, indem sie sagte: „Es ist nur dein alter Adam der nicht weichen will; dies wird dir aber nichts thun!"

Dieser tolle Spuk konnte nicht ohne neues starkes Gelärm getrieben werden. Es wurde gegen Mitternacht wieder so heftig, daß die vor dem Haus stehende Menge deutlich Ausrufungen vernehmen konnte. Das Geschrei der Jägglin, die einmal über das andere: „Herr erbarme dich!" oder: „Fort du Seelenmörder!" ausrief, die Ausrufungen der Elisabeth und die verworrenen Stimmen der Andern schallten durch die verschlossenen Fenster. In der Ungewißheit, ob hier nicht Mord und Todtschlag stattfinde, befahl nun der Oberamtmann, da alles Zureden von außen her umsonst war, die Hausthür mit Gewalt zu öffnen. Es geschah; allein die Stubenthür blieb fest verschlossen. Durch eine eingeschlagene Fensterscheibe sah man bei einer hinein gehaltenen brennenden Kerze die Versammelten beiderlei Geschlechts gruppenweise, zwar angekleidet, aber in den seltsamsten Stellungen, einander sich drängen, und unter wüthendem Geschrei sich selbst schlagen. Besonders fiel eine Weibsperson auf, die auf eine andere am Boden liegende, unter dem steten Ausruf: Erbarme dich, o Gott! gewaltig zuschlug.

Weil gütliche Aufforderungen vergeblich waren, so forderte man mit Androhung von Gewalt die Schwärmer auf, die Stubenthüre zu öffnen; allein vergebens. Auch hier mußte also Gewalt angewendet werden. Conrad

Moser hatte sich zwar, wie er aussagte, aufgerafft, um die Thür zu öffnen; allein Margarethe eilte auf ihn zu, und mit dem Ausrufe: „Wie! willst Du denn dem Teufel öffnen?“ hinderte sie ihn, den Vorsatz auszuführen. Sie forderte nun die Einen auf, die Thüre zuzuhalten, die Andern fortzubeten, während sie selbst auf Elisabeth zu schlagen fortfuhr. Da wurde die Stubenthüre gesprengt, und die Hineindrängenden bemächtigten sich zuerst der Margarethe und der Elisabeth. Beide wurden aber von den Andern ihnen wieder entrissen, und in diesem Kampf erhielt Johannes Moser von einem Landjäger einen Säbelhieb auf den Kopf, daß er zurücktaumelte. Der alte Peter wurde ergriffen und fortgeschleppt unter dem wilden Geschrei der Margarethe: „Vater, wehre dich, gieb keine Antwort, laß dein Leben um Christi willen, laßt uns sterben! ich lasse mein Leben um Christi willen!“ Endlich gelang es die Rasenden zu überwältigen. Die beiden Töchter wurden nebst den andern Weibspersonen in die Küche gebracht, wo sie nun über einander zu liegen kamen, und abermals mit Gewalt aus einander gerissen werden mußten. Die Männer wurden in der Stube bewacht, wohin später auch die Frauen geführt wurden. Moser blutete stark aus seiner Hiebwunde; allein er wollte sich nicht verbinden lassen. „Laß immerhin bluten“, sagte er, „ich leide gern um Christi willen; dies bringt mir Ehre. Selig, die um Christi willen verfolgt werden, und Schmach leiden!“

Da die Bewachenden Befehl hatten, die Gefangenen mit möglichster Schonung zu behandeln, so konnte auch der Befehl, sie nicht laut sprechen zu lassen, nicht genau befolgt werden. Margarethe machte sich dies zu

Nutze. Sie rief: „es sei nun geschehen, was einst in Gethsemane; die Pharisäer seien mit Soldaten gekommen, die mit Schwertern und Stangen bewaffnet wären. Johannes Moser sei glücklich, daß er verwundet worden; denn darob freuten sich die Seligen im Himmel.“ Als der Knecht Ernst, der mit einem Andern sprechen wollte, von einem Landjäger mit harten Worten angefahren wurde, prieß sie ihn glücklich, daß er um Christi willen Schmach leide, mit dem Beisatze: „Die Heiligen im Himmel sähen jetzt mit Freuden auf sie herab, und auf die Schande, die sie zu leiden berufen wären.“ Die sämmtlichen Personen wurden nun über die jüngsten Hergänge vernommen, in welchen vorläufigen Verhören die Aussagen Aller, bis auf geringfügige Umstände, sich ziemlich entsprachen.

Jacob Morf erhielt vom Oberamtmann die Weisung, sogleich nach seiner Heimath zurückzukehren. Allein er ging heimlich nach Oehrlingen, und kam dort Freitag Nachmittags um zwei Uhr an, wo er die beiden Brüder Moser in ihrer Wohnung erwartete. Johannes zeigte sich in dem Verhör als ein exaltirter Schwärmer. Der alte Peter entschuldigte sich, daß er seine Töchter so lange in Illnau gelassen, und sie dann in seinem Hause verborgen gehalten, so wie, daß er diese Tollheiten gestattet, ja daran Theil genommen habe, mit Dem was er später ohne Aufhören wiederholte: „Margarethe habe gesagt, der Geist Gottes ziehe sie von Hause, damit sie anderswo in der Stille dem Herrn dienen könne, was sie nicht mehr ungestört bei Hause zu thun im Stande wäre, da man sie in den Gliedern ihrer Gemeinde verfolge.“ In Bezug auf das tolle Schlagen wußte er nichts anzu-

führen, als das Wort seiner Tochter: „Dies sei Gottes Wille.“ Indessen erklärte er doch, es wäre ihm nicht lieb gewesen, daß sein Haus so beschädiget werde; allein er habe es nicht hindern wollen, damit der böse Geist dasselbe verlassen möge. Elisabeth und die Jägglin benahmen sich wie Personen, die in einem momentanen Zustand von Verrücktheit sind, und sprachen nur davon, wie der Teufel sie immer angreifen wolle. Auch Ursula Kündig zeigte viele Exaltation, und erklärte ebenfalls, daß sie das Geschehene für Gottes Willen halte.

Der Oberamtmann befahl den Brüdern Moser, sogleich nach Oehrlingen heim zu gehen, und dort des Weitern gewärtig zu sein. Ursula Kündig erhielt ebenfalls den Befehl, nach Langwiesen heimzukehren; allein sie blieb in dem Peterschen Haus auf den Befehl der Margarethe, die sie abermals mit der Drohung schreckte: „Wer mich vor den Menschen verläugnet, den werde ich auch vor Gott verläugnen!“

In Bezug auf Margarethe und ihre Schwester Elisabeth ordnete der Oberamtmann an, daß dieselben auf die erste Citation vor ihm erscheinen sollten, und machte den Vater dafür verantwortlich, so wie auch dafür, daß in seinem Haus alles weitere Gelärm aufhöre, daß er auf die zurückbleibenden Hausgenossen achte, und den Uebrigen, die an dem Unfug Theil genommen hätten, den Eintritt in die Wohnung verbiete, wobei ihm die Ortsvorsteher, welchen Aufsicht empfohlen wurde, an die Hand gehen sollten.

In einem ausführlichen Schreiben an die Cantons-Polizei-Commission berichtete der Oberamtmann den Verlauf der Sache und bat um Verhaltungsregeln.

Hier traf man sogleich Anstalt, daß die Leute, namentlich die beiden Schwestern, in das Irrenhaus gebracht werden sollten, und beauftragte den Vollziehungsbeamten, dieselben unverweilt mit sicherm Geleit nach Zürich führen zu lassen. Allein der entsetzliche Auftritt, der am darauf folgenden Tag Beiden das Leben kostete, vereitelte diese Maßnahme.

Wie exaltirt diese Leute, namentlich Johannes Moser und Jakob Morf waren, ergiebt sich aus Folgendem. Als die beiden Brüder Moser nach Hause gekommen, fanden sie Morf dort; er speiste mit ihnen zu Nacht, um sich dann nach Illnau zu begeben. Ihr Gespräch hatte, wie begreiflich, die Vorfälle, welche sich in den zwei letzten Tagen ereignet hatten, zum Gegenstand. Johannes sprach zu Morf mit feurigem Enthusiasmus von den Erscheinungen, die er in der Kammer gehabt, wie er Jesum Christum in seiner Klarheit gesehen hätte u. s. w. Einer erhitzte den Andern noch mehr, so daß Beide diese Erscheinung auch jetzt zu haben wähnten. Bald rief nun der Eine, bald der Andere aus: „Ich sehe Jesum Christum in seiner Klarheit zur Rechten Gottes!" Conrad staunte, und wußte nicht, was er von diesen Ausrufungen halten sollte. — Morf nahm nun Abschied, und Conrad gab ihm das Geleit bis nach Andelfingen, wo er für seinen verwundeten Bruder das Nöthige bei dem Arzt holen wollte. Auf dem Wege trieb Morf sein Visionsspiel fort: „Siehst Du jene Klarheit gegen Zürich hin?" dann wieder: „Ich sehe Christum! Ich sehe die Klarheit Gottes!" Conrad blickte zum sternenhellen Himmel empor; allein er sah nichts; vergebens strengte er sein Gesicht an, diese Herrlichkeiten

wollten sich seinen Augen nicht entdecken! „Doch", so sprach er in der Einfalt seines Herzens, „da Morf so schön redete, wie ich es nie hätte können, glaubte ich, daß dem wohl so sein werde!"

Die nähere Besichtigung der Wohnung zeigte im obern und untern Stockwerk die Spuren der gewaltsamsten Zerstörung. Der Kammerboden oberhalb der Wohnstube war mit tausenden von Axthieben so zerhackt, daß man sich nicht getrauen durfte, auf die Balken zu treten; auch die Wände und Pfosten des Fachwerkes waren mit einer Menge von Hieben bezeichnet. Vor der Thüre und in der Kammer lagen Baumstöcke, an denen ebenfalls unzählige Hiebe sichtbar waren.

Als Margarethe (am Freitag) aus dem Verhör zurückgekommen, war sie, wie die Ursala Kündig erzählt, ziemlich niedergeschlagen; sie begab sich mit ihrer Schwester Elisabeth nach der Kammer, die man wieder durch hingelegte Bretter für den Augenblick brauchbar gemacht hatte. Gegen 5 Uhr Abends kam sie herunter; sie befand sich in einer ganz außerordentlichen Gemüthsbewegung, und redete mit noch ungleich größerer Heftigkeit als den Tag vorher, von der dringenden Nothwendigkeit gegen Satan zu kämpfen. In gleichem gespanntem Zustand waren auch Elisabeth und die Jäggl in, welche die Margarethe bat, sie solle sie schlagen, wie sie die vorige Nacht die Elisabeth geschlagen hätte, die übrigens sehr erschöpft durch die Brustschmerzen war, die ihr die erhaltenen Streiche verursachten. Die exaltirte Schwärmerin war natürlich gleich dazu bereitwillig, und sollte es im Keller vor sich gehen. Allein Ursula Kündig bat dringend die Jägglin zu verschonen, und bot sich selbst

statt ihrer an. Nach einigem Wortwechsel unterblieb die Sache.

Der Aussage Caspar Peter's zufolge, welche zum Theil auch Ursula Kündig bestätigte, hatte Margarethe die im Hause Anwesenden, zu denen sich auch Barbara Baumann gesellte, gegen 9 Uhr dieses Abends aufgefordert, sich mit ihr in die Kammer zu verfügen, wo sie ihnen eröffnete: „es stehe nun der letzte Kampf bevor, der Seelenfeind habe seine ganz Macht aufgeboten, sie sollten ihr also helfen im Gebet zu kämpfen, sonst sei Alles verloren.“ Zuweilen stellte sie sich auf das Bett hin und rief aus: „Ich sehe die vielen Seelen, die mich um Erlösung anflehen; diesen muß geholfen werden; wenn Christus mir ein Schwert gäbe, so wollte ich für dieselben kämpfen!“ Hierbei schlug sie mit dem rechten Arm um sich her, wie wenn sie wirklich ein Schwert in der Hand hielt. Dieses Gebet dauerte die Nacht hindurch bis zum Tagesanbruch, wo Margaretha ausrief: „Das Lamm hat überwunden, geht nun an eure Arbeit!“

Unter solchen Vorspielen kam der Sonnabend Morgen, an dem in diesem Hause die gräßlichste Greulscene stattfinden sollte, deren Möglichkeit Niemand ahnte.

Etwa um 8 Uhr erklärte Margarethe, wenn Christus siegen und Satan völlig überwunden werden solle, so sei nothwendig, daß Blut fließe. Ob ihr eigenes, oder das eines Andern, darüber äußerte sie sich noch nicht. „Zudem“, sagte sie, „habe ihr Gott der Herr diese Nacht große Dinge geoffenbart, die nun heute zu Stande kommen müßten; sie habe sich für viele Seelen verbürgt, für die ihres Vaters und die ihres Bruders aber ganz besonders. Es sei nun die Zeit vorhanden,

da sich Keines weigern dürfe, sein Leben für Christus zu lassen." Sodann befahl sie, die beiden Moser und die Magdalena auf der Stelle herbeikommen zu lassen, indem diese Personen schlechterdings gegenwärtig sein müßten. Dies geschah. Ein Bote wurde nach Oehrlingen abgesendet, um sie nach Wildenspuch zu bieten. Der Bote langte vor 9 Uhr in Oehrlingen an, und noch vor 10 Uhr waren die drei Entbotenen in Wildenspuch.

Bei ihrer Ankunft fanden sie die übrigen Hausgenossen bereits in der obern Kammer versammelt. Die beiden Schwestern saßen auf dem Bett; Elisabeth still vor sich hinstarrend, Margarethe in heftiger Gemüthsbewegung. Folgende zehn Personen waren um die beiden zur Selbstaufopferung entschlossenen fanatischen Mädchen versammelt: der Vater, der Bruder (Caspar), die drei Schwestern (Barbara, Magdalena und Susanna), Ursula Kündig und die beiden Dienstboten.

Alle waren in der gespanntesten Erwartung Dessen, was geschehen werde; Alle sahen auf Margarethe, und harrten auf Das, was sie beginnen würde. Sie staunten die in wahnsinniger Verzückung sprechende Schwärmerin an, die mit gebieterischen Worten auch in ihrer Todesstunde die bethörten Ihrigen beherrschte, und mit unbeschränktem Ansehen die Einen zwang sich selbst zu verwunden und verwunden zu lassen, die Andern aber sie und Elisabeth umzubringen.

Als Margarethe Alle, die sie zu Zeugen der Blutglorien, die nun beginnen sollten, bestimmt hatte, um sich her in der Kammer versammelt sah, eröffnete sie ihnen Folgendes: „Die wichtige Stunde ist gekommen, wo Blut

fließen muß, damit viele tausend Seelen errettet werden mögen! Ich selbst habe für viele Seelen mich verbürgt, für die ich gern sterben will, damit der Satan sich gezwungen sehe, sie los zu geben; unter diesen Seelen ist aber gerade die erste die meines Bruders Caspar." Sie befahl hierauf den Anwesenden, sich auf die Brust und an die Stirn mit Fäusten zu schlagen, damit durch diese vorläufige Bußübung dem Teufel die Gewalt über sie benommen werde. Caspar war etwas später als die Andern in die Kammer gekommen, und hatte von ihr Vorwürfe hören müssen, daß er sich gesäumt habe, indem der böse Feind auf die Einzelnen mehr Macht hätte, und ergriffe, wen er zuerst haschen könnte. Hierauf wurde er von ihr gegen das Bett mit Gewalt hingezogen. „Siehst du Caspar", rief sie ihm zu, „der böse Feind will deine Seele", und versetzte ihm hierbei mit einem eisernen Keil mehre Streiche auf die Brust. Dies fortsetzend rief sie „geh, Satan, du Feind des Heils, du sollst diese Seele nicht haben, die Christus mit seinem Blute erkauft hat, eher lasse ich mein Leben, als daß eine einzige Seele verloren gehen sollte." Die mit gewaltiger Wuth geführten Schläge verwundeten den Bruder stark am Kopf und auf der Brust, so daß er heftig zu bluten anfing. Er hielt diese Mißhandlung aus, ohne den geringsten Widerstand zu thun. „Es sei ihm vorgekommen (äußerte er sich im Verhör), Margarethe habe übernatürliche Kräfte in jenem Augenblick gehabt; er wenigstens hätte sich außer Stand gefühlt sich zu vertheidigen."

Auch die Uebrigen thaten nichts, um ihr zu wehren, nur ihr Vater und der Knecht Ernst sagten, sie

möchte doch nicht gar zu stark schlagen, indem sonst ein Unglück entstehen könnte. Allein Margarethe ließ sich nicht abwendig machen, und mit den Worten: „dies wird ihm nichts thun, es wird ihm im Gegentheil zum Heile dienen," wiederholte sie die Schläge, bis Kaspar ohnmächtig zu werden begann. Er behielt indeß noch so viel Kräfte, daß er sich von seinem Vater und der Magd Jägglin in die untere Stube führen lassen konnte.

Unter den Streichen, welche Margarethe dem Bruder versetzte, rief sie den Umstehenden zu: „Sehet, wie der Teufel die Hörner aus Kaspar's Kopf hervordrängen will, — sehet, wie sie zur Brust herauskommen!" Die Umstehenden glaubten dies auch zu sehen; ja, einige derselben bezeugten noch im Gefängniß, daß gewiß Etwas an der Sache gewesen sei. Besonders beharrte der alte Peter auf der Behauptung, der Teufel hätte damals eine besondere Gewalt über seinen Sohn gehabt.

Jetzt erklärte Elisabeth, daß auch sie sich für Kaspar's Seele verbürgt hätte und für die Rettung derselben zu sterben bereit sei. Sogleich versetzte ihr Margarethe einen Schlag auf den Kopf, von dem sie blutrünstig wurde. Die Reihe kam hierauf an Ursula Kündig und an Johannes Moser, welche Beide von ihr mit einem hölzernen Hammer einige Streiche auf die Köpfe erhielten. Sie tröstete dieselben mit den Worten: „sie sollten nur ruhig sein, denn davon würden sie nicht sterben, sondern leben." Johannes Moser hatte schon vorher von seiner Ehefrau und der Jägglin auf Befehl der Margarethe mehrere Schläge auf die Brust erhalten, sowie dieser von dem Hausknechte Ernst auf ihr Be-

gehren mehrere Streiche auf die Brust versetzt worden waren.

Doch dies Alles war nur das Vorspiel zu noch wilderen Entsetzlichkeiten. Margarethe erklärte, „das Geschehene sei noch lange nicht genug; wenn alle die Tausende von Seelen, für welche sie sich verbürgt habe, sollten erlöset werden, so müsse noch mehr Blut fließen; sie müsse ihr Leben lassen für Christus und wolle auch gern sich opfern.“ Dann befragte sie die Umstehenden, ob auch sie für die vielen armen Seelen sterben wollten. Alle antworteten mit Ja, besonders aber Ursula und Elisabeth. Allein Margarethe erwiederte der Ursula: „es sei ihr geoffenbart, daß sie das Leben nicht lassen müsse, wohl aber Elisabeth, an die sie sich nun mit der bestimmten Frage wendete, ob sie sich opfern wollte. Sogleich bezeigte sich diese zum Tode bereit und erklärte abermals, sich ebenfalls für viele Seelen verbürgt zu haben, vorzüglich aber für die ihres Vaters und ihres Bruders; gern wolle auch sie sterben, damit der Satan nicht siege. Mit diesen Worten versetzte sie sich selbst mehrere Schläge mit einem hölzernen Schlägel, legte sich dann quer über das Bett hin, mit der Aufforderung, man solle sie jetzt in des Dreieinigen Namen todtschlagen. Margarethe versetzte ihr nun mit einem eisernen Hammer einen Schlag auf den Kopf und befahl dann der Ursula, das Weitere zu vollziehen. Die Weigerung derselben schlug sie mit den Worten nieder: „sie werde die Schwester auferwecken, sowie auch sie selbst am dritten Tage wieder auferstehen werde; sie solle also nur ihr folgen, der Vater im Himmel fordere dieses; sie müsse es thun, wenn sie nicht wolle, daß der

Satan über Christus Meister werde!" — Von Angst und Verzweiflung überwältigt, ergriff nun Ursula einen eisernen Keil, mit dessen breitem Theil sie so lange auf die Elisabeth zuschlug, bis diese den Geist aufgab. Ohne einen einzigen Schmerzenslaut von sich zu geben, litt sie die Schläge, die ihr das Haupt zerschmetterten, und starb mit den Worten: „Ich lasse mein Leben für Christus." An ihrer Tödtung nahmen auch, wie dies die späteren Geständnisse darthaten, der Knecht Ernst und ihre Schwester Susanne Antheil. Diese versetzte ihr mehrere Streiche mit einem Stemmeisen; Jener schlug auf den Kopf der Sterbenden mit einem Stück Bret.

Sowie der Anblick des Blutes reißende Thiere noch gieriger macht, so ging es auch hier. Während die Schwester unter den tödtenden Streichen ihr Leben aushauchte, saß Margarethe neben der Sterbenden und schlug sich an die Seiten ihres Kopfs mit einem eisernen Keil, daß das Blut ihr über das Gesicht herunterfloß. Als Elisabeth verschieden war, verlangte Margarethe von Ursula, jetzt ihr den Kopf einzuschlagen — „erst jetzt sei es an der Hauptsache; Christus in ihr habe gegen seinen Vater für so viele tausend Seelen Bürgschaft versprochen — darum müßte auch sie sterben." Als Ursula zögerte, herrschte sie ihr zu: „Wie! Du willst Nichts für Christus thun? — Schlag' zu, Gott wird Deinen Arm stärken!" Jetzt gehorchte Ursula Der, deren Wort ihr über Alles ging, und versetzte ihr mit dem eisernen Keile mehrere Schläge auf den Kopf, worauf das Blut in Strömen floß. Da begehrte Margarethe ein Becken mit Milch, ließ einige Minuten lang das Blut in dasselbe fließen und sprach: „Dieses Blut

wird zur Rettung von tausend nnd aber tausend Seelen vergossen." Hierauf verlangte sie ein Scheermesser, um damit die Haut am Halse sich lösen zu lassen. Susanna ging, um ein solches in einer untern Kammer zu holen. Sie gab es sodann dem Johannes Moser und dieser der Ursula. Nun verlangte Margarethe von dieser, sie solle ihr einen Kreisschnitt um den Hals machen und einen Kreuzschnitt auf die Stirn. Beides geschah. Margarethe äußerte nicht den geringsten Schmerz und munterte die Freundin auf, ihr Werk zu thun, indem sie ihr zurief: „Gott stärke Deinen Arm! Nun werden die Seelen erlöst und der Satan überwunden!"

Auf diese Gräuelscenen folgten nun die letzten entsetzlichsten. Margarethe erklärte den Anwesenden, sie wolle sich jetzt kreuzigen lassen, und verlangte von ihrer Freundin, daß sie ihr diese Marter anthun solle. Dieser Befehl setzte die Unglückliche in Verzweiflung. Vergebens war es, daß sie sich dagegen sträubte und unter einem Strom von Thränen flehte, sie hiermit zu verschonen. Allein Margarethe ließ nicht nach mit Befehlen; „die Stunde nahe," redete sie die Freundin an; „ob sie es ihr abschlagen dürfe, Gottes Werk zu thun? Ob sie die Seelen auf ihrem Gewissen haben wolle, die unerlöst blieben, wenn sie die Kreuzigung nicht vornähme?" Als Ursula ihr erwiederte: „Aber, um Gottes willen, muß ich also es thun?" antwortete ihr die Schwärmerin: „Ja! Du mußt es! Hätte mich die Obrigkeit getödtet, so müßtest Du es nicht thun; nun aber ist meine Stunde gekommen, und diese kann nicht versäumt werden!" Sie befahl, Nägel zu holen; ein eiserner Hammer war schon da, und während Susanna

einige große Nägel holte, ließ Margarethe die Holzblöcke, welche herumlagen, in das Bett, auf welches sie der Länge nach sich hinstreckte, legen, wobei Johannes Moser ihr zwei Stücke Holz unter die Füße legen mußte. Wiederholt verlangte jetzt Margarethe die Annagelung der Hände und Füße und ermunterte abermals die zögernde Ursula mit den Worten: „Gott stärke Deinen Arm! Ich werde die Schwester auferwecken und in drei Tagen selbst auferstehn!“ So wurden ihr nun die Nägel geschlagen durch die Füße, die Hände und durch jedes Beingelenk, sowie in die beiden Brüste. Als die gebrachten Nägel nicht ausreichten, holte Conrad Moser noch einige herbei, und als Ursula einmal verzweifelnd ausrief: „muß ich denn Alles allein thun?“ nahm auch Susanna einen Nagel zur Hand, mit dem sie das rechte Armgelenk an die Bettlade heftete, wozu ihr Ursula den Hammer über das Bett hinreichte.

Während Ursula die Nägel schlug, munterte es Margarethe unaufhörlich mit dem Zurufe auf: „Gott stärke Deinen Arm, ich fühle keinen Schmerz! Es ist mir unaussprechlich wohl! Sei Du nur stark, damit Christus überwinde!“ Obwohl angenagelt an Händen und Füßen, durchbohrt in den Armgelenken und Brüsten, und durch Schnitte und Streiche schwer verwundet, äußerte sie, nach aller Zeugen übereinstimmender Behauptung, auch nicht das geringste Zeichen des Schmerzes, wohl aber Freude und Triumph. „Freuet Euch mit mir!“ rief sie, „Gott im Himmel freuet sich auch mit Euch!“ Ferner: „So wie eine Gebärende die Geburt des Kindes nicht verschieben kann, ebenso nothwendig muß auch

mein Tod erfolgen, damit die Seelen, die so lange in der Gewalt des Satans gewesen, endlich gerettet werden!" Mehremale, als Conrad Moser ihr sagte: „es werde denn doch jetzt genug sein," antwortete sie: „sie wolle schon sagen, wenn es genug sei; sie sollten nur thun, was sie befehle!" Sie forderte hierauf, man solle ihr einen Nagel in's Herz schlagen oder ihr den Kopf spalten. Ursula versuchte also, ein Messer ihr in den Kopf zu stecken; allein da es sich krümmte, so stand sie davon ab, rief aber, indem sie den jüngern Moser ansah, abermals in verzweifelndem Schmerz: „Wie! muß ich auch jetzt Alles thun, will mir denn Niemand helfen?" Als nun Margarethe gleich darauf begehrte, man solle ihr den Kopf einschlagen, so ergriff Conrad Moser ein Stemmeisen, mit dem er der Schwärmerin, gemeinschaftlich mit Ursula, den Schädel zerschlug. Sie röchelte, und in wenigen Minuten hatte sie ihren Geist ausgehaucht.

Die Leichen der beiden Schwestern blieben bis Sonntag Nachts unberührt liegen. Spät, um 10 Uhr Abends, begleitete der Hausknecht Ernst die Ursula in die Kammer hinauf. Beim Schein eines Kerzenlichtes zogen Beide, um den Schwestern das Auferstehn zu erleichtern, die Nägel aus den Wunden, und legten dann die Leichen neben einander auf das Bett, das sie mit einem Tuch bedeckten. So blieben sie liegen bis Dienstag, weil sie immer erwarteten, die Schwestern würden wieder lebendig werden. Unterdessen war auch Morf, dem man von dem Ereigniß Kenntniß gegeben hatte, von Illnau gekommen. Am Sonntag Mittag traf der Knecht Ernst, von Johannes

Moser gesandt, bei ihm ein, und zeigte ihm an, er müsse unverzüglich mit ihm nach Wildenspuch kommen, da Wunder bei ihnen vorgingen. Morf machte sich sogleich reisefertig; allein so sehr er unterwegs in den Knecht drang, ihm zu sagen, worin diese Wunder beständen, so konnte er von ihm doch Nichts mehr herausbringen, als die Antwort, er würde es schon sehen. Bei seiner Ankunft in Wildenspuch erfuhr er zu seinem großen Schrecken den Tod der beiden Schwestern; der Anblick ihrer Leichen erfüllte ihn mit Entsetzen. Jedoch blieb er die Nacht über in Wildenspuch, in welcher Niemand zu Bette ging, sondern Alle beteten, daß Gott doch die gehoffte Auferstehung bewirken möchte. Morgens darauf, früh um 4 Uhr, begab sich Morf wieder weg.

Da nun bis Dienstag Morgen um 10 Uhr die Auferstehung nicht erfolgte, so begab sich der alte Peter nach Trüllikon, um dem Pfarrer die Anzeige zu machen, daß Elisabeth Samstags um 11, Margarethe um 12 Uhr gestorben wäre. Auf der Stelle erstattete der Pfarrer von dieser Anzeige Bericht an den Oberamtmann, der sich sogleich nach Wildenspuch begab. Ursula Kündig und Johannes Moser erklärten ohne Rückhalt, daß sie die Thäter wären; „sie hätten," sagten sie, „nur den Willen Gottes erfüllt und würden mit Freuden Alles leiden, was nun über sie verhängt werden möge; sie dankten Gott, der sie würdige, um Christi willen Schmach zu leiden, und übrigens glaubten sie, daß die Verheißung der Margarethe, sie werde wieder auferstehn, sich dennoch erfüllen würde, wenngleich dieses Wunder an dem bestimmten dritten Tag nicht stattgefunden hätte."

Der Oberamtmann traf Anstalten, daß sämmtliche Personen, die unmittelbaren Antheil an der Tödtung gehabt hatten, nach Zürich abgeführt wurden.

So weit die actenmäßige Geschichte des Vorfalles, der die Untersuchung nach sich zog. Diese begann ungesäumt und wurde nicht blos von den Gerichten, son- auch von mehren Zürcherischen Predigern geführt; wenigstens arbeiteten mehre derselben an der „Bekehrung" der Schwärmer und statteten dann am Schluß der Untersuchung den Gerichten einen gutachtlichen Bericht über den Ausgang ihrer Bemühungen ab.

Bevor wir jedoch die Resultate derselben mittheilen, wollen wir festzustellen suchen, in welcher geistigen Verfassung Margarethe Peter während dieser von ihr herbeigeführten Gräuel war. Wie entstand in ihr diese Stimmung? — Wie kam es gerade zu diesem Ausbruch?

Ehe wir den Versuch machen, diese Fragen zu beantworten, müssen wir zuerst eine Auslegung entschieden abweisen, die damals von der Geistlichkeit in Umlauf gesetzt wurde: Margarethe sei eine consequente hochmüthige Heuchlerin gewesen; sie habe gewollt, von ihrer Sekte als eine Heldin und Blutzeugin gepriesen zu werden, zudem die Entdeckung ihres Fehltritts gefürchtet und nun mit kluger Berechnung diese Mittel und Wege gewählt, um auf eine, nach ihrer Meinung, glorreiche Art aus der Welt abzutreten.

Wer den Tod der Schwärmerin so auffaßt, hat gewiß ihr ganzes Wesen falsch verstanden. Er hält, um den Irrthum mit einem Worte zu bezeichnen, den

Wahnsinn für List und kluge Berechnung, er glaubt an eine Verstellung, wo die furchtbare Wahrheit selbst den richtigen Schlüssel liefert, und stellt eine Hypothese auf, zu deren Annahme kein Grund vorhanden ist, und die an dem traurigen Ausgang des ganzen Vorfalls nothwendig Schiffbruch leidet. Einer so qualvollen Todesart gegenüber hält keine Verstellung Stand, und die blose Eitelkeit, welche übrigens das unmittelbar vorausgehende Benehmen nicht erklärt, hätte ohne Zweifel auch durch eine leichte und schmerzlose Todesart ihren Zweck erreicht. Vielmehr ist Margarethens Benehmen einfach auf folgende Weise zu erklären. Die Basis aller ihrer Vorstellungen, Gedanken und Handlungen war das Glaubensprincip ihrer Secte: „Christus in uns.“ Sie hatte dieses auf eine zwar grob sinnliche, nichtsdestoweniger aber vollkommen consequente Weise aufgefaßt, hatte sich selbst diesemnach mit der Person des Heilandes identificirt, und war anf diese Art tiefer, als selbst die Häupter der Secte, welcher sie angehörte, in den Geist derselben eingedrungen. Was von ihren Visionen zu halten sei, die sie in diesem Sinn hatte, ist bereits oben (S. 107) bemerkt; beruhten dieselben auch in ihrem ersten Ursprung auf innerer Lüge und Unwahrheit, so ist doch soviel gewiß, daß sie dieselben späterhin mit festem Glauben selbst für wahr hielt. Somit hatte sich also in den Kreis ihres Bewußtseins eine falsche Vorstellung, die sich selbst nicht mehr als Irrthum erkannte, eingedrängt. Wäre sie nun in lebendigem Verkehr mit der Außenwelt geblieben, hätte sie z. B. ihre Missionsreisen fortgesetzt, so wäre vielleicht jener Ausbruch nicht erfolgt. Jetzt aber blieb sie anderthalb Jahre in Illnau, im

Hause ihres Geliebten, in einer freiwilligen, engen Gefangenschaft; dann nach Wildenspuch zurückgekehrt, hielt sie sich neun Wochen hindurch einsam in dem Haus ihres Vaters auf, dessen Schwelle sie nicht überschritt. Sie sah nur wenige und immer dieselben Personen, und selbst mit diesen sprach sie nur Weniges; aber sie fand bei ihnen unbedingten Glauben und blindes Vertrauen. So konnte sich also ihre einmal fix gewordene falsche Vorstellung ungestört in ihrer vollen Consequenz weiter entwickeln, wie denn überhaupt jede falsche Lehre, — nach dem natürlichen Gesetz der Schwere, welches analog auch auf dem geistigen Gebiet gilt und welchem der Irrthum, wie die Wahrheit, unterworfen ist, — in dem Gemüth des Einzelnen, wie in der Geschichte, im Lauf der Zeit nothwendig zur Reife kommen und ihre Früchte tragen muß, wenn anders ihr Entwicklungsgang nicht gewaltsam unterbrochen wird. Hatte sich also Margarethe einmal mit der Person Jesus Christus als des Erlösers identificirt, so war der Gedanke an Leiden, Sterben und Kreuzigung, an Auferstehung und Himmelfahrt eine nothwendige dieses Wahns. Freilich schien sie, soweit Nachrichten über ihre Aeußerungen vorhanden sind, anfänglich blos die Glorie der körperlichen Aufnahme in den Himmel, ohne vorgängige Marter, genießen zu wollen. Aber als das Wunder ausblieb, zu welchem sie bereits ihre Anhänger eingeladen, auf welches sie dieselben fortwährend vertröstet hatte, so mag ihr in sich fortbildender Consequenz der Gedanke aufgegangen sein, daß der Verklärung nothwendig der **Kreuzes**-Tod vorhergehen müßte. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihre (unerwartete) Niederkunft, wegen welcher

sie, wie aus ihren (S. 98 u. 100) mitgetheilten Briefen erhellt, mit Gott zu schmollen und zu rechten begann, Vieles dazu beigetragen habe, daß ihre Vorstellungen eine so trübe Richtung nahmen. Es scheint ferner, als wenn die tobsüchtigen Ausbrüche in den letzten Tagen vor der Kreuzigung nicht mehr die Folge einer bloßen fixen Idee, sondern Symptome einer völligen Verwirrung waren, die durch die innere Angst vor der erwarteten Marter erzeugt wurde. Aber wie man auch dieses Benehmen erklären mag, immer muß anerkannt werden, daß sich die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte ihres Wahnsinns nicht mit Sicherheit entwerfen läßt, sondern daß wir nur mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit aus ihren Aeußerungen und Handlungen auf ihr Inneres schließen können.

Dagegen lassen sich aus dem wirklich Erwiesenen und Feststehenden mit Sicherheit zwei andere Folgerungen, negativen Inhalts, ziehen: Margarethe gehörte nicht zu den Personen, die durch eine schwärmerische und exaltirte Reue sich zu grausamer Selbstpeinigung oder zum Selbstmord hinreißen ließen, wie dergleichen Beispiele allerdings vorkommen; denn von einer solchen Reue oder dem Bedürfniß, die eigene Schuld zu büßen, ja, auch nur von einer Erkenntniß der letzteren, ist in dem ganzen Hergange auch nicht von ferne die Rede. Vielmehr will sie sterben, um, ihrem ursprünglichen Irrthum getreu, unzählige Seelen zu erlösen.

In juristischer Hinsicht wäre, wenn überhaupt die Zurechnungsfähigkeit Margarethens zur Sprache gekommen wäre, die Frage keiner Schwierigkeit unterworfen gewesen. Mag auch ihre Verirrung aus einer schweren

sittlichen Schuld, — einem dämonischen Hochmuth und einer tiefen Heuchelei gegen sich selbst, — hervorgegangen sein, so ist doch, wenn wir ihren Zustand betrachten, wie er zur Zeit jener Gräuelscenen war, erwiesen daß ihre Handlungsweise durch falsche Vorstellungen motivirt wurde, die ihr Bewußtsein von der sie umgebenden Welt störten, daß sie diese nicht mehr so erkannte, wie sie ist; daß sie Gegenstände sah, die nicht wirklich waren, und daß demnach sich auch in ihr Traum und Wirklichkeit zu einem Zustand vermischten, der alle Zurechnung unmöglich macht. Allerdings erkannte sie noch alle sie umgebenden Personen und wußte dieselben mit Nämen zu nennen; sie wählte mit einer gewissen Besonnenheit die Mittel zu ihrer Kreuzigung; sie gab ihre Befehle mit einer gewissen Consequenz; ja, es läßt sich diese auch in ihrem gesammten Irrwahn nicht verkennen — aber alle ihre Handlungen sind motivirt durch ihre Visionen; kraft dieser Erscheinungen und Gesichte weiß sie, daß die zweite Person in der Dreieinigkeit in ihr selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, dort mit dem Teufel kämpft, und noch einmal leiden, sterben und am dritten Tage auferstehen soll. Was sie also, von diesen Vorstellungen ausgehend, thut, ist aller menschlichen Zurechnung entzogen, die sich nur auf die menschlichen Handlungen des wachen Lebens beziehen kann und nothwendig voraussetzt, daß der Mensch **wußte**, was er that, d. h. alle faktischen Beziehungen seiner That anerkennen **konnte**; die Frage, ob sie dafür eine Strafe verdient habe, daß sie diese Vorstellung hatte — beseitigte ihr Tod.

Aber mit desto größerer praktischer Wichtigkeit kehrt

diese Frage wieder, sobald über die Schuld und Strafbarkeit Derer geurtheilt werden soll, die durch ihre Autorität zur thätigen Theilnahme oder Begünstigung jener Gräuel veranlaßt waren.

Mit Diesen wurden, nachdem die Obduction der Leichname vollzogen war, ausführliche Verhöre vorgenommen. Als die eigentlichen und alleinigen Thäter gaben sich sofort Johannes Moser und Ursula Kündig an und blieben auch in den ersten Verhören bei ihrer Aussage. — Sie erzählten den Vorfall in den wesentlichsten Umständen übereinstimmend, und Ursula setzte am Schluß des Verhörs noch ruhig und ohne Trotz hinzu: „sie sei bereit, zu sterben, nur bitte sie, daß dieses bald geschehe. Ihr Vater und die Ihrigen würden freilich dadurch in Traurigkeit versetzt werden; allein sie setze gern ihr Leben an ihre Herzensfreundin. Wer das Leben zu erhalten suche, der werde es verlieren, und wer es zu verlieren suche, der werde es gewinnen. Sie und Johannes Moser nähmen alle Schuld auf sich und entschlügen alle Anderen. Außer ihnen sei Niemand zugegen gewesen, und sie habe eigentlich noch mehr Schuld, als Moser.“ — Sie wurde befragt: wie sie doch die geliebte Freundin auf eine so grausame Weise habe um's Leben bringen können? und erwiederte: „sie hätte Anfangs nicht geglaubt, daß es soweit kommen werde; allein da es der bestimmte Wille der Margarethe gewesen und sie ihr früher schon in Allem unbedingt zu gehorchen gelobt, so glaube sie nur ihre Pflicht gethan zu haben; sie nähre die innigste Ueberzeugung, Margagarethe sei für die Sünden der Welt gestorben.“ In einem spätern Verhör äußerte sie: „sie habe freilich

gezittert, und es sei für sie eine schwere Last gewesen, diese Befehle der Margarethe zu befolgen, allein da sie schon damals geglaubt, daß Margarethe einzig den Weg Gottes gewandelt, so habe sie sich aus Gottesfurcht verpflichtet gefunden, ihr auch jetzt zu gehorchen. Auch habe sie ihr schon lange vorher versprochen, ihr in Allem gehorsam und willig zu sein. Uebrigens sei sie selbst überzeugt gewesen, daß sie ohne das Gebet der Margarethe diese That nicht hätte ausführen können; als nun diese so oft die Worte hätte ausgesprochen: „„Gott stärke Deinen Arm,““ habe sie eine besondere Kraft in sich gespürt. Auch habe sie damals bestimmt an die Auferstehung der beiden Schwestern geglaubt!“

Ebenso erklärte Johannes Moser: „da Margarethe so bestimmt von ihrer Auferstehung gesprochen, so habe er den Wunsch geäußert, daß die Todesanzeige noch drei Tage lang verschoben werden möchte. Margarethe sei nun freilich nicht auferstanden, allein man könne nicht wissen, was noch begegnen werde!“ — „Er ersuche,“ sagte er ferner, „den hohen Richter, daß man mit ihm eilen möge und die Strafe für seine Verschuldungen nicht allzu lange aufhalte! Er bitte um Mitleid; wenn es aber Gottes Wille sei, daß er sterben müsse, so sei er zum Tode bereit. Seine und der Ursula Seele seien bereits mit denen der Margarethe und der Elisabeth vereint. Es halte ihn Nichts an diese Welt; einzig dauerten ihn die vier unerzogenen Kinder, die er zurücklasse. Diesen guten Kindern könne er nun nicht mehr Vater sein!“

Gerade diese Erwägung, verbunden mit der Einsamkeit des Gefängnisses und der Furcht vor dem Tod, war es aber, die ihn zuerst unter seinen Genossen um-

stimmte. Noch waren nicht vier Wochen seit seiner Einkerkerung verflossen, als er im Gefängniß anfing, so laut zu jammern, daß sein Geschrei bis in das Gefängniß der Ursula hinüberscholl, die in demselben Thurm gefangen saß. Diese wurde dadurch gerührt und beschloß, den Unglücklichen zu retten. Sie bat um ein Verhör und erklärte, daß Johannes Moser an der Tödtung der beiden Schwestern unschuldig und sie allein die Thäterin sei. Alle Vorhaltungen und Ermahnungen zur Wahrheit waren vergebens. Sie betheuerte, als man ihr bemerklich machte, daß ihre Aussage das Gepräge einer geheimen Verabredung trage, daß eine solche nicht stattgefunden. Wohl habe sie aber im Gefängniß Johannes Moser mehrere Nächte hindurch jammern gehört, und dies sei ihr so zu Herzen gegangen, daß sie sich entschlossen, von ihrer mit ihm in Wildenspuch getroffenen Abrede abzugehen und jetzt die Wahrheit zu offenbaren. Sie und Johannes hätten sich nämlich, nachdem die erwartete Auferstehung nicht erfolgt sei, heilig gelobt, um Christi willen dieses Kreuz gemeinschaftlich zu tragen, wozu sich Johannes ihr freiwillig angeboten, als sie geäußert: allein könne sie es unmöglich. Nun aber dauerten sie seine unschuldigen Kinder, und sie wolle es nicht auf dem Herzen haben, einen Familienvater durch Verschweigen unglücklich zu machen; es sei ihr jetzt heilige Pflicht, daß sie die Wahrheit sage.

Ob nun wirklich eine Verabredung zwischen ihr und Moser durch Zurufen aus ihren beiderseitigen Gefängnissen stattgefunden, ist nicht ermittelt. Aber wohl scheint es so; denn auch Moser ließ um ein Verhör bitten und widerrief sein früheres Geständniß in Betreff seines

Antheils an der Tödtung der Schwestern. „Gott der Herr habe ihm geoffenbart und ihm anbefohlen, hierüber die reine Wahrheit zu sagen; er hätte dies schon früher gethan, wenn er nicht geglaubt hätte, die Auferstehung könne doch noch erfolgen. Er habe die früheren Geständnisse einzig aus Anhänglichkeit an die Ursula gemacht; jetzt aber müsse er erklären, daß sie allein die Thäterin beim Mord beider Schwestern gewesen."

Mittlerweile hatte sich auch der Verdacht der Theilnahme gegen Susanna, Barbara, Magdalena, den Knecht Ernst und Conrad Moser erhoben; der Letztere aber behauptete auf das Bestimmteste seine Unschuld und warf alle Schuld auf seinen Bruder, wogegen Johannes Moser ihn jetzt als mitschuldig angab und mit den dringendsten Bitten, die Wahrheit zu sagen, bestürmte. — Conrad blieb jedoch gefühllos bei seiner Beschuldigung und Johannes wurde nun zu härterm Gefängniß verurtheilt. Er verharrte bei seinem Widerruf.

Aber inzwischen hatte Morf sein Liebesverhältniß zur Margarethe, sowie deren Schwangerschaft und Niederkunft gestanden, und es ist merkwürdig, wie diese Nachricht auf Ursula wirkte, welche noch im Gefängniß mit schwärmerischer Verehrung an ihrer Freundin hing. Sie habe, sagte sie, die erhabensten Lehren von derselben empfangen. Man wolle freilich nicht glauben, daß Gott sich einem einfältigen Bauernmädchen also geoffenbaret; aber der Herr habe Großes im Stillen durch sie gewirkt, weil sich Christus durch sie im Fleische geoffenbaret, und durch sie viele Seelen, die schon vor Jahrhunderten gestorben, gerettet habe. Sie glaube, Niemand habe Christum so erkannt und seine Lehren treuer befolgt, als

diese ihre Freundin Margarethe. Alles Irdische sei ihr fremd gewesen; sie wolle zwar nicht behaupten, daß Christus gerade ihren Körper angenommen, aber das wisse sie gewiß, daß er durch ihren Geist mächtig gewirkt hätte.

Hierauf antwortete das Untersuchungsgericht mit der Frage: ob sie nicht wisse, daß Margarethe schwanger gewesen und ein Kind geboren habe? Ursula gerieth darüber in die heftigste Entrüstung. „Es ist ein Frevel, zu behaupten," rief sie im größten Affect, „Margarethe, die Reine, hätte mit Mannspersonen fleischlichen Umgang gehabt oder wäre gar schwanger gewesen! Freilich ist sie allerdings geistig schwanger gewesen und hat durch Christum viele Kinder, aber geistige, geboren. Gerade ich und Moser sind solche Kinder. Die Aerzte mögen an Margarethens Leiche wahrgenommen haben, was sie wollen, sie haben fleischliche Augen und urtheilen nach dem Fleisch. Ich lebe und sterbe darauf; und wenn ich tausend Leben hätte, so würde ich sie alle gern und willig für die innigste Ueberzeugung hingeben, daß Margarethe rein gewesen ist und nie fleischlich geboren hat."

Bei dieser Erklärung blieb nichts Anderes übrig, als ihr (am 10. Mai 1823) den bereits geständigen Morf gegenüber zu stellen, und sie zu einigen Fragen an ihn zu veranlassen, wobei man ihrer Gemüthsbewegung ungehindert freien Lauf ließ. Wir theilen diese merkwürdige Unterredung hier wörtlich mit:

Ursula. Hat die Margarethe ein Kind gehabt?

Morf. Ja.

Ursula. Ist es noch am Leben?

Morf. Ja.

Ursula. Bist Du der Vater?

Morf. Ja.

Ursula. Habt Ihr eine Hebamme gehabt?

Morf. Nein.

Ursula (außer sich und in immer höher steigendem Affect). Ihr habt mich verkauft! Ich hoffe, Du sagst mir die Wahrheit! Wenn ich nur das Geringste gewußt hätte, sogleich hätte ich mich von Euch entfernt! Ich konnte, ich wollte es bisher nicht glauben; ich erstaunte; ich glaubte, ich sei vom Verstand gekommen! Ich muß Die vor dem ewigen Richter am jüngsten Tag anklagen, welche es wußten und mir es nicht offenbarten. — Hat man dem Pfarrer davon Anzeige gemacht? Ich muß es wissen, ich muß Alles wissen!

Morf. Nein. Die Margarethe hatte gesagt, daß sich so viele Seelen an ihr ärgern würden. (Er erzählte nun die Geschichte, die schon oben ausführlich erzählt ist.)

Ursula. Hat Johannes Moser davon gewußt?

Morf. Nein.

Ursula (seufzend). Bist Du wirklich der Vater des Kindes?

Morf. Ja.

Ursula (heftig). Glaubtest Du, daß der Herr sie dennoch aufnehmen würde?

Morf. Ja! Ich habe es, ungeachtet der Herr ein so großes Kreuz über uns verhängte, dennoch für möglich gehalten!

Ursula (im heftigsten Affect). Ich betete immer, daß sie auferstehen möchte; nun weiß ich, wie sich die Sache verhält! Ihr habt im Geiste angefangen zu leben und im Fleische geendet! Ist es nicht zum ewigen

Erbarmen? Mörder seid Ihr! die Margarethe ist eine Mörderin an mir! Warum wollte sie getödtet sein? Um ihren Ehebruch zu decken! Und jetzt wird mein Name mit den Mördern und Missethätern genannt! Das bricht mein Herz, daß ich unter so Falschen war! Es ist der Satan, der mich zu Euch stellen wollte. Weil Ihr so verruchte Thaten gethan, so glaubt man es auch von mir, weil ich immer bei Euch gewesen bin. Auf allen Kanzeln wird von mir gepredigt werden. Niemand wird glauben, daß solche Thaten von einem Weibe, von mir, aus Gottesfurcht, aus Gehorsam gegen den Herrn, zu meinem großen Kummer und Schmerz geschehen seien. Falsche Brüder seid Ihr! Ich glaubte, daß der Sohn Gottes in ihr sei, aus ihr spreche und in ihr wirke. Für sie hätte ich zehntausend Leben gegeben. Jetzt sehe ich ein, Sünde war es, von Gott und Auferstehung zu reden und zu wissen, welche Schandthat Ihr begangen habt! Gottes Gnadenschänder seid Ihr! Blut möchte ich weinen, daß ich so zum Aergerniß der Gläubigen bin! (Im höchsten Affect herumgehend.) Was meinst Du, was meine Verwandte — der Pfarrer auf der Kanzel von mir sagen werden? Fluchen werden sie mir! (Etwas gelassener.) Gott kennet mein Herz; er weiß, was ich that; er wird meinen Namen gut machen. (Nach einer Pause.) Wenn ich auch nur ein Wort gewußt hätte, wie wollte ich mit ihr gesprochen haben! Ich hätte sie auf der Stelle verlassen.

Morf (seufzend). Bedenke doch auch, wie bald so Etwas geschehen ist.

Ursula. Es heißt: wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet. Um Gotteswillen, was

habt Ihr gethan! Kein Türke, so lange die Welt steht, hat eine so grausame That an seinen Freunden verüben müssen, wie ich! (Gefaßt:) Es ist Gottes Wille, daß sie ein Kind gehabt hat! (Nach einer Pause, heftig:) Ich habe sie als eine Heilige verehrt und muß sie jetzt als eine Hure und Ehebrecherin erkennen, das fällt mir schwer! Ich kann mich auf Nichts berufen, als auf Gott!

Von diesem Augenblick an verwandelte sich Ursula's Liebe zur Margarethe in einen unbezwinglichen und heftigen Abscheu; sie zauderte nun nicht länger, zu einer umständlichen und offenen Erzählung der schrecklichen Begebenheit zu schreiten, und gestand, daß Conrad Moser es gewesen, der ihr geholfen, der Margarethe den Schädel einzuschlagen; Johannes Moser sei blos bei der Tödtung der beiden Schwestern zugegen gewesen. — Trotz dieser Angaben blieb dennoch Conrad Moser hartnäckig bei seinem Läugnen. Endlich, beim vierten Verhör, brach er in Thränen aus und räumte, „als ihm mit eindringlichem Ernst zugeredet wurde, die Wahrheit zu sagen," seine Theilnahme ein. Der Beschuldigung, den eigenen Bruder fälschlich angeklagt zu haben, konnte er nur die Ausrede entgegensetzen, daß ihm sein Bruder befohlen, Alles zu läugnen, und ihm die Versicherung gegeben habe, daß er und Ursula Alles auf sich nehmen wollten.

Neben dieser weltlichen Procedur entspann sich mit den Inhaftirten noch eine geistliche. Mehren Züricher Predigern ward der Auftrag: „diese Personen zu besuchen, zu unterrichten und sie zur Erkenntniß ihrer Irrthümer zu bringen."

Die Hauptwaffe in den Händen der Prediger war

hierbei das entdeckte Geheimniß der Niederkunft Margarethens; dadurch wurden sämmtliche Verhaftete, welche an die Heiligkeit dieser Person unerschütterlich fest geglaubt hatten, in diesem Glauben erschüttert und somit in ihrem ganzen System wankend gemacht. „Ohne diese glückliche Entdeckung der Schlechtigkeit einer für heilig geachteten Person," sagt der Leutpriester Meyer in seiner Schrift, „wäre es kaum möglich gewesen, die Gefangenen, und namentlich die am Meisten gravirte Ursula Kündig, so zu belehren, daß sie auf den Punkt gekommen wären, auf den sie wirklich kamen, nämlich ihre Irrthümer zu widerrufen." (Als wenn auf diesen Widerruf etwas ankäme!) Bei allen Gefangenen waren außerdem das lange, zum Theil einsame Gefängniß und die Sehnsucht nach der Freiheit — dann die Hoffnung: wenn sie den Aeußerungen der Prediger nicht widersprächen und deren Behauptungen einräumten, würde man sie in Frieden entlassen — ferner der immer wiederholte Angriff ihrer an Stand und Bildung ihnen überlegenen Gegner unläugbar die wirksamsten Mittel zu dieser sogenannten Bekehrung — und auch selbst diese Mittel würden ihren Zweck nicht erreicht haben, wenn nicht dazu die völlige Isolirung der Gefangenen von allem Zuspruch ihrer Glaubensgenossen und ihren mystischen Büchern gekommen wäre.

So konnten also die Schwärmer nach endlosen Debatten mit den Predigern, wobei sich häufig beide Theile nicht verstanden, und nachdem die Einsamkeit eines langwierigen Kerkers ihren Feuereifer abgekühlt hatte, endlich wohl dahin gebracht werden, einzugestehen, daß ihr früheres Beginnen verkehrt und abscheulich gewesen sei. Aber wir hegen gerechtes Bedenken,

ob ihnen nun auch wirklich bei dieser „Bekehrung" statt ihres Aberglaubens feste und klare, **vernünftig**-religiöse Grundsätze beigebracht worden seien. Vielmehr möchte es scheinen, als ob bei Einigen jener Unglücklichen mit dem schädlichen Auswuchs auch die Wurzel ihrer Religiosität abgeschnitten worden. So z. B. äußerte Ursula, als man ihr die „Vorurtheile" benehmen wollte, mehre Male: „so entreiße man ihr ja Alles, woran sie sich gehalten und worin sie Trost gefunden hätte," und obwohl sie zuweilen viele Ruhe und Fassung äußerte, so fiel sie doch nicht selten in eine Traurigkeit, die an Verzweiflung grenzte. Der Knecht Ernst erklärte häufig: „Nun glaube ich mein Lebtage keinem Menschen ein Wort mehr," setzte dann aber, aus Respect vor dem Prediger, mit welchem er gerade sprach, zuweilen hinzu: „als dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer." So hatte er also aus dem ganzen unglücklichen Vorfall die traurige Frucht eines totalen Unglaubens eingeerntet, zugleich aber auch, was noch schlimmer war, die höfliche Fähigkeit, gerade immer Demjenigen beizupflichten, der über ihn zu gebieten hatte. — Bei Johannes Moser scheint der ganze Bekehrungsversuch nur ganz äußerliche Concessionen zur Wirkung gehabt zu haben; denn noch ganz in der letzten Zeit der Untersuchung fiel er in seinen Irrwahn zurück und sprach plötzlich von L i c h t g e i s t e r n und G e s i c h t s g e i s t e r n, als von welchen er etwas in einem ihm zum Gebrauche übergebenen Erbauungsbuch gelesen habe. Bei näherer Nachforschung zeigte sich aber, daß diese Vorstellungen lediglich in seinem Kopf entsprungen waren. In Hinsicht der übrigen Gefangenen ist zu bemerken, daß die Magd Jäggli völlig in einen schwermüthigen Wahnsinn

verfiel; bei Susannen schien der Sectenglaube nicht tief gegriffen zu haben und mag ihr auch wohl wirklich ausgeredet worden sein; Barbara widerstand mit großer Charakterfestigkeit; ob sie endlich wirklich umgestimmt worden oder sich blos in ihre Lage geschickt und eine Sinnesänderung vorgegeben habe, muß dahingestellt bleiben. — Bei Caspar und Magdalena scheint schon wegen der Kürze der Zeit, während welcher sie von den Predigern bearbeitet wurden, kein gedeihliches Resultat erreicht worden zu sein. Am Merkwürdigsten sind aber unstreitig die Aeußerungen Morf's. Er nahm keinen Anstand, zu behaupten: „Fleischliches war Nichts in meinem Umgang mit der Margarethe," und entgegnete, als ihm sein mit ihr begangener Ehebruch vorgehalten wurde: „die Margarethe habe sich ganz Gott übergeben und nie geglaubt, daß sie dieses Weges müßte." Ferner: der Ehebruch sei „ein kleiner Fall", und auf die Vorhaltung: wie er sich so bald habe verführen lassen? „es sei gar bald richtig." Ueber die Tödtung der beiden Schwestern wollte er nicht urtheilen (diesen Ausweg ergriffen überhaupt die meisten Mitglieder der Secte): „er habe das Gott dem Herrn überlassen; er wünschte, es wäre nie begegnet; es sei eben eine übernatürliche That; er könne sie weder verdammen noch preisen; thöricht sei sie, aber doch müsse er sie lassen stehen." — Diese und ähnliche Aeußerungen brachte er mit vielem Geschrei, mit seltsamen Gesticulationen und Augenverdrehungen vor, aber auch er ließ sich endlich herbei, sein früheres Thun zu verwerfen — ein „Bekehrter" zu heißen.

Im December desselben Jahres wurde den Unglücklichen vom „Malefizgericht" zu Zürich das Urtheil gesprochen. In den Gründen desselben wird nach einer Darstellung der Thatsachen zuvörderst angenommen: daß der Ursula Kündig, dem Conrad Moser, der Susanna Peter und dem Heinrich Ernst zur Last falle, thätigen Antheil an der Tödtung der beiden Schwestern in mehrem oder minderm Grade genommen zu haben. Hingegen wurde dem Johannes Moser, der Jäggliu, der Magdalena Moser und Barbara Baumann, sowie auch dem Vater, Johannes Peter, zur Last gelegt, daß sie zu dieser Tödtung und zu der Marterung der Margarethe entweder durch Herbeischaffung der Werkzeuge mittelbar beigetragen, oder doch diese Handlungen durch ihr Stillschweigen und durch ihre Unthätigkeit begünstigt hätten. Zugleich aber nahm der Urtheilsverfasser an, daß die Aussagen der Angeschuldigten:

„sie seien zu allen jenen Handlungen durch die bestimmten Befehle der Margarethe vermocht worden, die sie für eine mit übernatürlichen Gaben ausgerüstete Person gehalten hätten; sie seien gewohnt gewesen, derselben zu glauben und zu gehorchen, und sie hätten ihr namentlich darin Glauben beigemessen, daß sie und Elisabeth den dritten Tag **wieder auferstehen** würden" —

nicht zu bezweifeln seien. — Hierauf gründete nun das Urtheil die Folgerung:

„daß die Berücksichtigung, daß diese blutigen Ausbrüche des Fanatismus ausschließlich gegen sich selbst gerichtet waren, zwar allerdings eine Strafmilderung bewirken, jedoch die rechtliche Zurechnung nicht völlig

aufheben kann, indem die Thäter durch keine unüberwindlichen Hindernisse im Gebrauch ihrer Vernunft beschränkt waren, und sie ihren verblendeten Zustand insofern selbst verschuldet haben, als sie vor der Sectirerei absonderlich durch die Behörden, und namentlich gerade Tags vorher durch das Oberamt gewarnt, ihnen auch das Verbot gegen sectirerische Zusammenkünfte längst bekannt gewesen."

Ueber das Maß der Schuld der Einzelnen läßt sich der Urtheilsverfasser folgendermaßen aus:

Johannes Peter habe die Beaufsichtigung seiner Töchter vernachläßigt, dieselben verheimlicht, ja sogar ihren Aufenthaltsort verläugnet, sich den Behörden fortwährend widersetzlich gezeigt, und trage bedeutende Schuld an dem Fanatismus der Seinen und dessen schrecklichen Folgen.

Der Schuster Moser habe früher die Margarethe und die übrigen Peter'schen Hausgenossen durch Ueberredung in die Oehrlinger Conventikel hineingezogen und habe durch den Eifer, womit er den Uebertritt seines Bruders zur Secte betrieb, und durch die Nichtachtung wiederholter Warnungen „die ausgezeichnete Stärke und Beharrlichkeit seiner verkehrten Gesinnungen an den Tag gelegt."

Ferner wird hervorgehoben, daß Johannes Moser und Caspar Peter, die Barbara Baumann und die Magd Jägglin in amtlichen Zeugnissen als sehr unsittlich geschildert werden.

Dem Schuster Morf wird zur Last gelegt, daß er eingestandenermaßen geraume Zeit mit der Margarethe und „dem (als sectirerischen Lehrer wohlbekannten) Vicar

Jakob Ganz von Embrach in engen Verhältnissen und Briefwechsel gestanden," daß er die beiden Schwestern so lange in seinem Hause heimlich beherbergt und ihren Aufenthalt den Behörden verläugnet habe; daß er am 13. März Nachts sich in das Peter'sche Haus zu den übrigen Sectirern zu schleichen gesucht habe, und als er weggewiesen war, dennoch am Sonntag, den 16. März, (trotz des abermaligen Verbotes) wieder dorthin zurückgekehrt sei. Er erscheine daher als eifriges Mitglied der Secte und als ungehorsam gegen obrigkeitliche Befehle. Auch falle ihm zur Last, daß er sich mit der Margarethe des Ehebruchs schuldig gemacht, das mit ihr erzeugte Kind für sein eheliches ausgegeben, zur Taufe gesandt und so das Pfarramt getäuscht habe. — Das hierauf ergangene Urtheil lautete, wie folgt:

„Mit Einmuth beschlossen:"

„Es finde unter obwaltenden Umständen, keine Anklage eines todeswürdigen, wohl aber eines höchst schweren Verbrechens statt, und ward hierauf zu Recht erkannt:"

1. „Sollen alle 11 bei diesen Gräuelscenen implicirten Personen von dem Criminalthurme aus unter Glockengeläute vor das Rathhaus geführt und daselbst, unter Aufsicht und Leitung eines Repräsentanten der hohen Regierung, die Verlesung dieses Urtheils knieend, jedoch die Ursula Kündig, der Conrad Moser, die Susanna Peter und der Heinrich Ernst mit bemerkbarer Auszeichnung anhören."

2. „Hierauf sollen alle 11 Personen, unter gleicher Aufsicht, in die Großmünsterkirche geführt werden, um die von einem der an dieser Kirche stationirten Herren

Geistlichen zu haltende, den Umständen anzupassende Rede anzuhören."

3. „Sind sie dann nach Beendigung dieses Actus alle in das Zuchthaus zu transportiren."

4. „Ist, von heute an gerechnet, Ursula Kündig 16, Conrad Moser und Johannes Peter jeder 8, Susanna Peter und der Schuster Johannes Moser 6, Heinrich Ernst 4, Schuster Jakob Morf 3, Margarethe Jägglin 2, Barbara Baumann, geb. Peter, und ihr Bruder Caspar Peter 1 Jahr, Magdalena Moser, geb. Peter, aber 6 Monate im Zuchthause zu verwahren, zu zweckmäßigen und ihren Kräften und Umständen angemessenen Arbeiten, die weiblichen Personen innert, die männlichen aber auch außer dem Hause, anzuhalten; dabei sind alle den belehrenden Besuchen des dasigen Herrn Pfarrers in vorzüglichem Grade empfohlen."

5. „Ist jedoch der hohen Regierung unseres Standes überlassen, die Detentions-Zeit sämmtlicher Beurtheilten im Zuchthause, nach Verfluß der ersten Hälfte derselben, auf gute Zeugnisse hin, in eine andere zweckmäßige Verwahrung abzuändern."

6. „Sind alle beurtheilten 6 Mannspersonen Zeitlebens des Activbürgerrechts entsetzt."

7. „Nach Ablauf der Strafzeit sollen alle Beurtheilten der besonders genauen Aufsicht der Polizei und der betreffenden Ortsbehörden anbefohlen sein."

8. „Soll das alte Wohnhaus des Johannes Peter, Vaters, zu Wildenspuch, in welchem die Blutscenen stattgefunden, unter Aufsicht des Oberamtmanns von Andelfingen, ohne Anstand bis auf den Grund abgetragen, die Fundamente desselben verschüttet und dem Boden gleich ge-

macht, die Materialien aber (mit Ausnahme des Holzes und der in der Kammer, wo die beiden Töchter getödtet worden, befindlich gewesenen hölzernen Geräthschaften, welche verbrannt werden sollen) zum Besten des Armenfonds der Kirchgemeinde Trüllikon den Meistbietenden überlassen, und auf dieser Stelle niemals mehr ein Wohnhaus aufgeführt werden."

9. „Sollen alle und jede, durch diese ganze Untersuchung verursachten Auslagen und Kosten aus dem Vermögen des Johannes Peter, Vaters, jedoch auch mit billiger Berücksichtigung des Nachlasses der beiden getödteten Schwestern Elisabeth und Margarethe Peter, bezahlt und berichtigt werden."

10. „Ist die Bestimmung der Verhältnisse und des Unterhalts des von dem Schuster Jakob Morf mit der Margarethe Peter im Ehebruch erzeugten Mädchens dem Ehegericht unsers Standes überlassen, und sind daher demselben die auf diesen Gegenstand bezüglichen Acten mitzutheilen."

11. „Ist dieses Strafurtheil zu übermachen: dem kleinen Rathe unsers Standes, mit dem Ansuchen um Vollziehung; seiner Hochwürden dem Herrn Antistes Heß und dem hohen Kirchenrath, vorzüglich in Bezug auf die so nothwendige Beaufsichtigung von Sectirern und sectirerischen Zusammenkünften in unserm Canton; den Herren Geistlichen an der Großmünsterkirche und am Zuchthause, unter Verdankung ihrer so vielen und trefflichen Bemühungen; der Militär-Commission wegen der des Activ-Bürgerrechts entsetzten Militärpflichtigen; den Oberämtern Andelfingen, Kyburg und Regensberg zu ihrem Verhalt wegen der betreffenden Amtsangehörigen und

zur erforderlichen Mittheilung an die Pfarrämter und Gemeinderäthe."

„Gegeben Donnerstags den 4. December 1823."

Unstreitig sind sämmtliche Angeschuldigte in Bezug auf die Tödtung der beiden Schwestern der Zurechnung unfähig. — Sie gingen unläugbar von der festen Voraussetzung aus, daß Margarethe und Elisabeth am dritten Tag nach ihrer Kreuzigung wieder auferstehen würden — eine Ueberzeugung, welche ihre That der gewöhnlichen juristischen Imputation entrückt. Denn wiewohl die Ueberzeugung, Gesetzlichverbotenes sei im Gewissen erlaubt, die Zurechnung nicht aufhebt, so ist dies doch sehr wohl von dem in diesem Fall obwaltenden Motiv zu unterscheiden, da jeder Unbefangene zugeben wird, daß es etwas durchaus Anderes sei, Jemanden schlechthin zu ermorden, sei es aus welchem Grund es sei, und Jemanden zu tödten, in der festen Zuversicht, daß er nach dreien Tagen glorreich wieder auferstehen werde. Dieser letztere Umstand schließt ohne Zweifel die mörderische Absicht aus und mit dieser den Thatbestand des Mordes, und ebenso wenig kann eine solche, man möchte sagen interimistische Tödtung als Todtschlag im juristisch-technischen Sinne angesehen werden.

III.

Aus der

Verbrechen-Galerie der Frevel „leichtfertiger Verhältnisse.“

Erste Sammlung.

Mehr oder minder trägt jedes frivole unsittliche Verhältniß zwischen Mann und Weib den Keim zu unheilvoller Lebensverstörung in sich. Wird es, kaum angeknüpft, wieder gelöst, wird zwar meistens das Unheil nicht reif, aber auf eine oder die andere Weise wird sich selbst dann noch die begangene Unlauterkeit rächen. Das Wiederauflösen wird jedoch gar oft von den Umständen verhindert, mögen sie im gegebenen Fall von dem Verhältniß selbst mit herbeigeführt sein, oder in der Individualität der betreffenden Personen ihren Ursprung haben, oder außerhalb hinzugetreten sein.

Es ist eine der ergiebigsten Verbrechensquellen, und das schauerlichste aller Verbrechen — der Mord in allen seinen Qualificationen — geht in ihm am Liebsten umher. Der Mord im weitesten, ihm vom Sprachgebrauch des nicht an juristische Distinctionen gebundenen Gewissens gegebenen Sinn: vom Todtschlag bis zum Giftmord und dem Mord durch gedungene Meuchler-

War doch auch schon oft ihm der Raubmord nicht fremd, beschlossen und ausgeführt in der Lebensverstörung und um der Vermögenszerrüttung willen, die Beide in der unmittelbarsten Verkettung denn die Folgen eines „leichtfertigen Verhältnisses" waren.

Der vierte Band der „Alten Folge" dieses Werks enthält unter der Ueberschrift: „Vom Ehebruch zum Mord" drei grauenvolle Gemälde aus dieser endlosen Galerie. Der vorstehende Fall — die Greuelscenen in Wildenspuch — auch er ist, aus einem ihrer unheimlich verhangenen Nebensäle, zu ihr gehörig. Ihm mag sich die in diesem Band der „Neuen Folge" begonnene Sammlung anreihen.

1.

Adrian Lafargue und seine treulose, von ihm gemordete Buhlerin.

Aus den Verhandlungen der Assisen zu Tarbes, im Departement der Oberpyrenäen.

Dieser Criminalfall ist sowohl in psychologischer Beziehung merkwürdig, als auch um der Lebendigkeit willen, mit welcher er das Bild einer gerichtlichen Verhandlung des Südens vor die Seele bringt.

Adrian Lafargue, zur Zeit seiner That 25 Jahr alt, ist aus St. Esprit bei Bayonne gebürtig. Er wohnte zu Bagnières und ist Kunsttischler. Seine Per-

sönlichkeit tritt uns aus seinen Aussagen hervor; um ihr Bild zu vervollständigen, ist noch zu erwähnen, daß er, bei einnehmenden Gesichtszügen und schöner männlicher Gestalt, das Aeußere eines Mannes von Welt hat und nicht ohne geistige Bildung ist.

Als seine Vernehmung mit den allgemeinen, mit dem Verbrechen selbst nicht in Verbindung stehenden Fragen des Präsidenten begonnen hatte, unterbrach er sich in Beantwortung derselben plötzlich selbst und sagte: „Wollen Sie, daß ich Ihnen eine völlige Erklärung gebe, so bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen mein Leben in der Reihenfolge und so, wie ich es empfunden habe, schildern zu dürfen; was Sie zu wissen wünschen, wird darin vorkommen.“

Hierauf machte er, vom Präsidenten hierzu aufgefordert, folgende Erzählung:

„Wenn ich jetzt als Verbrecher vor Gericht stehe, so ist dies bei Gott nicht die Schuld meiner Familie, besonders die eines Bruders nicht, der sich nach dem frühzeitigen Tod unserer Eltern meiner Jugend auf das Treuste und Sorgfältigste angenommen, und mir auch nachher noch in seinen väterlichen Briefen stets das Wandeln auf dem Pfad der Ehre anempfohlen hat. Bis in mein vier und zwanzigstes Jahr, wo ich nach Bagnières kam, bin ich rein und tugendhaft gewesen. In Bagnières machte ich die Bekanntschaft einer Dame — einer Demoiselle — Verzeihung, einer Person, denn ich möchte Nichts sagen, was sie kenntlich machen könnte. Sie hatte Gram und Kummer, und erzählte mir ihre Leiden; ich bin mitleidig; ich nahm Theil an ihrem Schmerz — und bald vergaßen wir uns Beide. —

Dies Verhältniß währte nicht lange. Ich suchte eine andere Wohnung. Mein Geschick führte mich nach der Poststraße. Ich wünschte ein bescheidenes Logis zu haben, deshalb fiel mein Blick auf ein Haus, das gerade kein herrschaftliches Ansehen hatte. Als ich eintrat, fand ich mehre Frauen in einem Zimmer versammelt, und ich richtete an sie die Frage: ob ich hier wohl eine Wohnung bekommen könnte? Eine von ihnen erhob sich und trat mir mit einer freundlichen Miene entgegen: es war Therese. Sie sagte mir, ihre Mutter sei abwesend, doch glaube sie wohl, daß sie mich werde aufnehmen können. Sie forderte mich dann auf, doch ja den andern Tag wieder zu kommen. Dies that ich. Therese und ihre Mutter führten mich in ein Zimmer — ach! in das der nachmaligen Katastrophe. Es gefiel mir, und leider wurde auch meine Bedingung, zugleich Kost im Hause zu finden, angenommen."

„Therese war munter, gefällig. Am ersten Abend leuchtete sie mir zur Zeit des Schlafengehens bis in mein Zimmer, und wünschte mir dann eine gute Nacht. Am zweiten Abend widerfuhr mir nicht allein dieselbe Aufmerksamkeit, sondern sie drückte mir auch, als sie mich verließ, zweimal die Hand. Das überraschte mich und machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Auch am dritten Abend begleitete sie mich. Kaum eingetreten in mein Zimmer, zog ich, in der Meinung, Therese würde gleich wieder fortgehen, meinen Rock aus — aber wie groß war mein Erstaunen, als sie an meinen Hals flog, mich umarmte und dann davoneilte. Ich fuhr mir mit der Hand über die Augen und fragte mich selbst, ob ich etwa träume: aber es war Wirklichkeit; nie war mir

etwas Aehnliches begegnet; ich konnte nicht begreifen, wie ein Mädchen sich so benehmen könne. Ich nahm mir vor, sie den andern Tag zu fragen, warum sie mich geküßt habe? Der Zufall wollte, daß wir allein bei Tische waren. „„Sie müssen mich recht hochschätzen?““ sagte ich zu ihr, „„weil Sie mich gestern Abend umarmten?““ — „„Ja,““ erwiederte sie, „„ich schätze, ich liebe Sie, und verdienen Sie das nicht?““ — „„Was habe ich gethan, um das zu verdienen, und wie können Sie mich lieben?““ — „„Ich liebe Sie, weil Sie meiner Liebe würdig sind, und wenn ich liebe, so liebe ich von ganzem Herzen.““

„Am nämlichen Abend bat mich Therese, sie zu einem Nachbar zu begleiten. Ich hatte sie immer Mademoiselle genannt. „„Ich will Sie nicht im Irrthum lassen,““ sagte sie nun; „„ich bin nicht ledig mehr, ich bin verheirathet. Mein Mann hat mich höchst unglücklich gemacht; er hat mich verlassen.““ — „„Ei,““ sagte ich nun, „„dann lieben Sie mich nicht, kehren Sie zu Ihrem Gatten zurück!““ Ich redete ihr zu, meinem gutgemeinten Rath zu folgen; sie erwiederte aber, das sei ihr unmöglich, sie könne diesen Namen nicht mehr nennen hören, und als sie dann zu weinen begann, ward auch ich erweicht. Am folgenden Abend gingen wir mit einander spazieren, und ich vertrauete ihr, um sie abzuhalten, sich an mich zu hängen, ich sei in meiner Heimath mit einem jungen tugendhaften Mädchen, der Tochter eines Freundes meines verstorbenen Vaters, versprochen. Therese antwortete mir nur durch Thränen und wir kehrten Beide sehr bewegt nach Hause zurück.

„Einige Tage darnach war ich eines Morgens

Zeuge, mit welcher zärtlichen Sorgfalt sie sich eines Kindes annahm; das rührte mich. „„Sie sind gut, Therese,““ sagte ich zu ihr; „„Sie verdienen, daß man Sie hochachtet.““— „„Nein, nein, Sie thun es nicht,““ rief sie, in Thränen ausbrechend, und eilte die Treppe hinauf. Diese Thränen, diese Aufregung warfen mich über den Haufen; ich war besiegt. Späterhin habe ich wohl eingesehen, daß es nur Hinterlist und Verführung war.

„Am nämlichen Abend sagte ich zu ihr: wohlan, Therese, ich bin Dein. Ich machte sie dann mit meiner ersten Intrigue zu Bagnières, der einzigen meines Lebens, bekannt. Sie legte mir das Geständniß einer ähnlichen ab, die vor einem Jahr abgebrochen worden sei. Wir schworen uns eine unverbrüchliche Treue bis zu meiner Verheirathung mit meiner Verlobten, und von nun an lebten wir wie Mann und Frau. Ungefähr einen Monat später zeigte ich ihr an, daß ich nach Bayonne abreisen und dort heirathen müsse, daß ich aber Alles aufbieten würde, um nach Bagnières zurückzukehren und dort mein Leben zu beschließen. Therese antwortete mir mit Sanftmuth, sie wünsche jetzt und immer, daß ich mit meiner Gattin glücklich sein möchte.

„Es ist Handwerker-Sitte, mit Anbruch des Tages aufzustehen. Ich ging früh Morgens an die Arbeit, und kam erst zur Mittagszeit nach Hause zurück. Eines Tages hatte ich mir nur meine Werkzeuge geholt und kehrte mit diesen, ehe es noch 7 Uhr geschlagen hatte, wieder zurück, fand aber das Haus verschlossen. Therese hatte meine Rückkunft nicht erwartet; sie glaubte mich bei der

Arbeit. Auf mein Rufen kam sie herbei und öffnete die Thür. Ihr Gesicht sah nicht aus, als ob sie eben aus dem Schlafe erwacht wäre; sie war echauffirt, und ich ward von Argwohn ergriffen. Ueberdies fiel mir auch ein Schurzfell mit verschiedenen Farbeflecken in die Augen. „„Woher das Schurzfell, Therese?““ — „„Es gehört meinem Onkel zu, der, wie Du weißt, in des Herrn Pecantet Indigofabrik arbeitet.““ — „„Wäre es das Deines Onkels, so würde es nur blaue Farbeflecke haben, dies da aber hat Malerfarben.““ Ich sah nun nach dem Bette hin und bemerkte dort die Gestalt eines Mannes, der sich verhüllte und thörichterweise sich in den Gardinen zu verstecken suchte. Ich bebte an allen Gliedern und hatte große Lust, sie Beide tüchtig durchzuprügeln, um ein Exempel zu statuiren. Therese beschwor mich, hinauszugehen; damals meiner Besinnung mächtig, that ich, was ich immer gethan, wenn dieses der Fall war — ich gab der Vernunft Gehör; ich ging.

„Einige Minuten danach begegnete ich diesem Maler, der im Hause zu arbeiten hatte, auf der Treppe, und vermochte es über mich, ihm nichts zu sagen. Sobald ich aber die Gelegenheit gefunden hatte, mit Theresen allein zu sein, verlangte ich von ihr eine Erklärung über ihr Betragen. Sie versuchte es nicht, sich aufs Leugnen zu legen und gestand mir unter den inständigsten Bitten und einem Strom von Thränen, dieser Mensch sei ihr vormaliger Geliebter gewesen und; ohne daß sie sich dessen versehen, zu ihr ins Zimmer gekommen; er habe ihr scharf zugesetzt; anfangs habe sie, an mich denkend, ihm widerstanden, aber zuletzt, da er sie an ihre früheren Verhältnisse erinnert, endlich nachgegeben; dann flehete

sie mich, im Ton der Verzweiflung und sich mit aufgelößtem Haar auf der Erde wälzend, um Verzeihung an. „„Gott,““ sagte ich, „„verzeiht ja stets den ersten Fehltritt; auch ich will Dir verzeihen.““ Bei diesen Worten raffte Therese sich auf, fiel dann vor mir auf die Kniee, entblößte sich den Busen und rief: „„Wenn „ich Dir je wieder ungetreu bin, sieh hier meinen Busen, „dann nimm einen Dolch, stoß ihn mir bis ans Heft „ins Herz, und ich verzeihe es Dir!““ ... Was ich sage, ist die Wahrheit, Gott ist mein Zeuge, dies genügt mir.

„Die Einigkeit zwischen Theresen und mir ward wieder hergestellt, und obgleich ich, in Folge eines Zankes mit ihrem Onkel und auf guten Rath hörend, das Castagnèresche Haus verließ, sahen wir uns doch fortwährend an einem verabredeten dritten Ort. Eines Abends fand sie sich nicht ein; ich machte ihr deshalb am folgenden Tag Vorwürfe, und da sie sich nicht gehörig rechtfertigen konnte, so stieß ich sie, ich bekenne es, dergestalt, daß sie niederfiel; doch wischte ich ihr alsbald ihre Kleider wieder mit meinem Taschentuch ab. — Sie kam oft zu mir in meine Werkstatt; einst wollte sie dort 3 Franken von mir leihen: ich war aber eben ohne Geld, und sie schien meine abschlägige Antwort übel aufzunehmen; nach und nach vernachlässigte sie mich nun: ihre Gleichgültigkeit quälte und verdroß mich gleich sehr. Ich ließ sie um eine Unterredung bitten; sie ließ mir aber sagen, sie wolle nichts mehr mit mir zu thun haben. Ich war außer mir, und da ich fühlte, daß ich es zum Aeußersten könnte kommen lassen, so sagte ich der Person, die mir Theresens Antwort gebracht hatte:

„„sagen Sie ihr, sie möchte mir die Liebe erweisen und „sich einige Tage lang nicht an ihrer Thür blicken „lassen, ich könnte sonst ein Unglück anrichten."" — Mich zu überzeugen, ob sie mir folgsam sei, ging ich an ihrem Haus vorüber; sie befand sich, mit andern Frauenzimmern arbeitend, in der offenen Thür und sah mich frech an. Nach meiner Wohnung zurückgekehrt, dachte ich über die Vergangenheit nach; ich erinnerte mich ihrer Liebkosungen, ihrer Schwüre, ihrer Thränen; diese Erinnerung empörte mich und machte mir ihr Benehmen unerklärlich. Ich streifte um ihr Haus herum, eine Gelegenheit suchend, sie zu sprechen.

„Eines Abends, gegen 10 Uhr, fand ich den Fensterladen ihres Zimmers halb offen stehend; es war Jemand am Fenster; ich glaubte, sie sei es, und bekenne, daß ich ihr mit den Worten: „„Du sollst es mir schon bezahlen,"" mit dem Stock, den ich gewöhnlich trug, drohete. Ich könnte diesen Umstand leugnen, weil außer mir Niemand als Gott und die Person, die mich gesehen, zugegen war. Bald darnach ward ich zu dem Polizei-Commissair beschieden. Dieser stellte mich meines Benehmens wegen zur Rede, verbot mir, Theresen aufzusuchen und ihr Haus zu betreten, sagte auch, die Polizei würde von nun an ein wachsames Auge auf mich haben. Ich unter einer mich demüthigenden Aufsicht der Polizei! ich durch Theresen denunciirt! . . . ich war außer mir; wo ich stand und wo ich ging, verfolgte mich dieser Gedanke und ließ mir keine Ruhe. Die Frau im Gasthof zum „Guten Abend," die Zeuge meines Schmerzes war, rieth mir, eine Messe für mich lesen zu lassen, um ruhiger zu werden. Nein, nein! erwiederte ich, eine

Messe hilft mir nichts, ich bin zu sehr gequält — zu sehr verstört. —

„Von diesem Augenblick an kannte ich mich selbst nicht mehr; des Tages war ich allein in meiner Werkstatt, weil ich Niemanden um mich haben mochte . . . Leider war ich zu viel allein! meine Nächte waren schlaflos und außerst unruhig. Wie? sagte ich zu mir selbst, sie könnte dich verlassen, trotz aller ihrer Schwüre! Es ist ein schlechtes Geschöpf; sie wird noch Andern Netze stellen und sie ebenfalls unglücklich machen. Sie muß sterben; das ist nur gerecht, wenigstens kann sie dann nicht noch Andere betrügen; du selbst bist zu gerade, um hier auf Erden zu bestehen; und nun beschloß ich, in einer der nächsten Nächte ihrem und meinem Leben ein Ende zu machen. Indem ich über die Art und Weise, dies ins Werk zu richten, nachdachte, entschloß ich mich zur Anwendung des Schießgewehrs. Am andern Morgen miethete ich mir bei einem Waffenschmid ein Paar Pistolen, die ich ihm am folgenden Tag wiederzubringen versprach. Auf meine Frage, wo ich Pulver und Kugeln kaufen könnte, wies er mich an das Magazin des Herrn Graciette und gab mir eine Probekugel mit. Ich kaufte nur zwei Kugeln und so viel Pulver, als zu zwei Ladungen erforderlich war, nicht ahnend, daß ich, der ich auf dreißig Schritte treffe, Theresen mit dem Lauf auf der Brust fehlen würde. Hätte ich das für möglich gehalten, ich hätte sicherlich lieber sechs als zwei Kugeln genommen.

„Ich kehrte zu dem Waffenschmid zurück, um ihn zu bitten, daß er mir die Pistolen laden möchte, weil ich glaubte, er werde es besser machen, als ich; er ver-

stand sich auch dazu. Sie dürfen nicht fehlen, sagte ich zu ihm. Ich legte sie dann unter das Kopfkissen meines Bettes und ging aus, Theresen aufzusuchen, um zu sehen, ob ich sie bewegen könnte, mit mir zu gehen; ich ward ihrer aber nicht ansichtig. Nun nahm ich meine Pistolen und steckte sie zu mir; da sie zu lang waren, so schnitt ich ein Loch in die Taschen, um die Läufe da hindurch zu stecken, überdieß hielt ich meine Hände noch auf den Schaft, damit er nicht sichbar werde: das sah gar nicht sonderbar aus, weil es Winter war.

„Ich bat einen Freund, mit Theresen zu sprechen und sie zu bereden, daß sie zu mir käme. Er richtete nichts aus; es war unterdessen Nacht geworden, und ich trat in den Gasthof zum „Guten Abend" ein. Da mir meine Pistolen am Sitzen hinderlich waren, so verbarg ich sie heimlich unter einer, auf den Gang hinausgehenden, Thür. Als ich sie, mich entfernend, dort wieder wegnehmen wollte, waren sie verschwunden. In der Meinung, die Frau, die in diesem Gasthof diente, werde sie gefunden haben, forderte ich sie von ihr zurück. Sie weigerte sich anfangs, sie herauszugeben, und sagte: „Ich weiß, was Sie damit im Schilde führen; stehen Sie ab von Ihrem Vorhaben, Unglücklicher!" Ich antwortete ihr, daß ich dies vielleicht thun würde, wenn sie mir meine Pistolen wieder gäbe, daß noch Nichts entschieden und Alles wieder gut zu machen sei, sobald Therese zu mir zurückkehre; wenn sie mir aber meine Waffen länger vorenthielte, so würde ich mir auf der Stelle ein Paar andere von dem Waffenschmid holen und Theresen in ihrer Stube, und wenn auch noch so viele Personen um sie wären, das Gehirn zerschmettern, so daß die Kugel

dann leicht noch jemand Anderes treffen könne, dessen Blut dann auf sie kommen werde. Ich führte sie auch hinsichtlich des Namens des Waffenschmids irre, damit sie mir nicht hinderlich sein sollte, mich bei einem wieder mit Waffen zu versorgen, an welchen ich mich vorher noch nicht gewandt hatte. Endlich entschloß sie sich denn, mir meine Pistolen wiederzugeben.

„Es war schon spät; ich legte mich zu Bette. Wer nicht Aehnliches erlebt hat, dem ist es nicht möglich, sich einen Begriff von der Nacht, die ich nun zubrachte, zu machen: ich empfand krampfhafte Zuckungen; die furchtbarsten Bilder schwebten mir vor Augen; ich sah Theresen in ihrem Blute gebadet und mich niedergestreckt neben ihr. Ich konnte die Zeit nicht erwarten, daß es tagte. Am Spätnachmittag ging ich in den Gasthof zum „Guten Abend," wo ich ein paar Bekannte zum Trinken einlud, während ich den Augenblick erspähete, wo Therese ihr Haus verlassen würde. Mittlerweile ging sie mit einer trotzigen Miene*) und als ob sie meiner spotten wollte, an dem Gasthof vorüber. Ich folgte ihr; da ich aber gleichzeitig ihre Mutter erblickte, so stellte ich mich, als ginge ich eines andern Weges, und kehrte zu dem Gasthof zurück.

„Bald darnach fand sich auch Therese dort ein und sagte, ich möchte sie endlich einmal wissen lassen, was ich von ihr wollte.

„Ich erwiederte, das wären Dinge, welche Liebesleute nur unter vier Augen mit einander abzumachen pflegten; sie möchte einen Augenblick mit mir hinaus-

---

*) D'un air soldatesque, sagt das Original.

treten. Sie weigerte sich dessen und sagte, ich möchte mich nur vor aller Welt erklären. Nun fragte ich sie, ob ich wieder zu ihr kommen dürfte. „„Nein!““ — „„Warum nicht?““ — „„Weil ich meine Gründe dazu habe.““ — „„Du wirst zwei Menschen unglücklich machen.““ — „„Ich mache mir aus Dir so viel (hier spuckte sie mit einer Miene voller Verachtung aus), warte nur, der Staats-Anwalt...““ Mit diesen letzten Worten verließ sie das Zimmer, in welchem wir uns befanden. Ich folgte ihr und beschwor sie, zu erlauben, daß ich sie wenigstens alle acht Tage einmal sehen und sprechen dürfe, und wenn es auch nur auf zwei Minuten wäre. — „„Du willst mich also zwingen, Dich zu lieben?““ sagte sie. — „„Warum hast Du mich vorher geliebt,““ erwiederte ich, „„ich habe Dich ja nicht dazu gezwungen...; eben so wenig habe ich Dich gezwungen, es mir durch tausend Schwüre zu betheuern.““ -- Sie beharrte auf ihrer Weigerung.

„Ich war mit ihr bis an die Schwelle ihrer Thür gekommen und im Begriff, mit hinein zu treten, als ihre Mutter erschien und mir befahl, mich zu entfernen. Ich gehorchte, mit der Bemerkung: Es ist ja noch nicht Nacht!... Ich kehrte nach dem Gasthof zum „Guten Abend" zurück, und sah fast in demselben Augenblick die Mutter ausgehen, und zwar eilfertig, was mich auf die Vermuthung brachte, sie gehe zum Staats-Anwalt.

Die Gelegenheit war günstig; ich stürze auf Theresens Haus los; mitten auf der Treppe spanne ich die eine Pistole, halte sie aber auf dem Rücken, um Theresen nicht zu erschrecken; dann trete ich rasch in ihr Gemach, das ich verschließen will, es aber nicht kann, weil der

Schlüssel abgezogen und der Riegel auch nicht in Ordnung ist. Ich bestürme Theresen von Neuem mit Bitten, ich will mich ihr zu Füßen werfen; sie aber will von mir nichts wissen und tritt an's Fenster, als wolle sie um Hülfe rufen. Nun feuere ich meine Pistole auf sie ab — aber ich verfehle sie — ergreife sie beim Arm und sage: drehe dich um! Im nämlichen Augenblick thue ich den zweiten Schuß, sie stürzt, und ihr Kopftuch fällt ihr über die Augen. Nun will ich meinem Leben ein Ende machen, aber ich habe keine Kugel mehr; da fällt mir ein, mich von dem Boden des Hauses hinabzustürzen; schon habe ich in dieser Absicht das Zimmer verlassen, da führt Gott, der sicher meine Seele retten wollte, mich dahin zurück. Es fällt mir hier ein Stück Eisen wie ein Nagel ohne Kopf und wie ein Korkzieher gewunden ins Auge; ich ergreife es, und lade damit die eine meiner Pistolen. Ehe ich aber von dieser Gebrauch mache, bemerke ich, daß neben Theresens Körper kein Blut zu sehen ist, und sage zu mir selbst: wie, sollte sie nur betäubt sein? Ich lege meine Pistole nieder, aus welcher nun das Stück Eisen, womit ich sie geladen, herausgefallen sein muß. Ich hebe das Tuch, das Theresens Augen bedeckt, auf; sie waren offen!.... Ha! nun bin ich verloren, und du, du solltest mich überleben, um meines Todes zu spotten! Nein, das wäre ungerecht. Jetzt ergreife ich, ich bekenne es, mein Messer, die Waffe des Feigen — ich hatte ja keine andere — und schneide ihr die Kehle ab. Ich schauderte vor mir selbst zusammen; ich bedeckte ihr das Gesicht, um sie nicht zu sehen; die Zeugen werden es Ihnen sagen, daß man sie, das Gesicht mit ihrem Tuch überdeckt, gefunden hat. Darnach

wischte ich, aus einem natürlichen Gefühl für Ordnung und Reinlichkeit, mein Messer ab, legte es zusammen und steckte es zu mir; dann setzte ich mir meine Pistole, die ohne mein Wissen nur noch mit Pulver geladen war, in den Mund, drückte ab, und stürzte besinnungslos nieder.

„Was hierauf mehre Stunden lang mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht; die Nennung meines Namens brachte mich wieder zur Besinnung. Wenn ich einmal schlafe, so stört mich ein Kanonenschuß nicht, während mein Name, wenn auch sehr leise ausgesprochen, mich gleich wach macht. Ich befand mich auf einem Bette, im Hospital; ich war in Verzweiflung, daß ich am Leben geblieben; doch bemerkte ich zu meinem Trost, daß ich im Backen ein Loch hatte, in welches meine Zunge hinein reichte, und daß mir an beiden Armen zur Ader gelassen worden war, wonach mir also die Hoffnung blieb, mich zu Tod bluten zu können; auch glückte es mir bald, meinen Verband zu lösen. Wie froh war ich, als ich meine Finger naß werden, meine Kräfte dahin schwinden fühlte! Ich empfahl Gott meine Seele, und würde auch meinen Geist aufgegeben haben, wenn mein Zustand nicht noch zeitig genug bemerkt worden wäre.

„Das ist die reine Wahrheit; ich habe Nichts verhehlt, Gott weiß es! — Ich habe den Tod verdient, weil ich gemordet habe. Der Tag, wo ich ihn empfange, wird der sanfteste, der schönste meines Lebens sein. Ich erwarte das verhängnißvolle Schaffot; ich hoffe, daß ich es ohne Furcht besteigen und muthig meinen Kopf unter das Messer legen werde!...“

Diese Erzählung trug der Angeklagte in einem

ruhigen Ton vor, bis zu der Stelle, wo er nach dem ersten verfehlten Schuß zu Theresen gesagt hatte: drehe dich um... Hier ward seine Stimme in einem hohen Grad bewegt und es traten ihm Thränen in die Augen; aber gleich darauf hatte er seine scheinbare Ruhe wieder gewonnen, und fuhr mit großer Gemüthsfestigkeit und Geistesgegenwart fort, die ihn auch im Verlaufe aller Debatten nicht einen einzigen Augenblick verlassen haben. —

Nach einigen, dem Publikum [das weniger durch das Unglück des Opfers und den Abscheu vor der Schreckensthat aufgeregt zu sein schien, als durch die Theilnahme, welche der Angeklagte ihm eingeflößt hatte] zur Erholung seines aufgeregten Zustandes geschenkten Minuten, schritt der Präsident zur Abhörung der Zeugen.

Theresens Mutter war die erste, die vorgelassen ward. Sie sagte, sie hätte durchaus keine Ahnung von dem Verhältniß gehabt, in welchem ihre Tochter zu dem Angeklagten gestanden; grobe Excesse, die er gegen einen ihrer Brüder verübt, seien die Veranlassung gewesen, daß sie ihn nicht länger in ihrem Haus habe dulden wollen; hernach hätte sie sich durch seine Zudringlichkeit gegen ihre Tochter, durch Steinwürfe des Nachts an ihre Fensterläden, durch das Zerbrechen eines Gossensteins, durch das Drohen mit einem Stock um 10 Uhr Abends, bewogen gefunden, bei dem Staats-Antwalt Klage zu führen. Sobald der Angeklagte dies erfahren, habe er sich vor Zorn die Haare ausgerauft.. Am Morgen des Verbrechens habe sie mit Besorgniß ihn vor ihrem Haus auf- und abgehen sehen; dann sei er Theresen, welche Wein aus dem Gasthof zum „Guten Abend“ geholt,

bis zur Thürschwelle nachgegangen, habe auch mit in das Haus hineingehen wollen, was sie aber, herbeieilend, ihm verwehrt habe; er habe sie dann aufgefordert, einige Schritte im Corridor zurückzutreten, unstreitig, um sie Beide zu tödten. Als er gesehen, daß ihm dies nicht gelingen werde, sei er fortgegangen, habe aber mit einer drohenden Bewegung ausgerufen: „es ist noch nicht Nacht!...“ Einige Minuten danach sei sie unglücklicherweise ausgegangen, und als sie zurückgekehrt, da sei Alles schon geschehen gewesen.

Der Angeklagte erhob sich nun und gab über seinen Streit mit Theresens Onkel, der, wie ein glaubwürdiger Zeuge aussagte, sich oft in Wein berauscht, eine befriedigende Auskunft; er leugnete, Steine geworfen und den Gossenstein zerbrochen zu haben, indem er bemerkte, „es sei nicht seine Art, dergleichen Handlungen zu begehen“; auch stellte er es in Abrede, Theresens Mutter aufgefordert zu haben, in den Corridor zurück zu treten.

Mariane Lagrange, eine Magd des Gasthauses zum „Guten Abend,“ sagte aus, daß sie am 20. Januar, am Abend vor dem Ereigniß, ein Paar Pistolen unter der Thür, die zum Keller geführt, gefunden habe, die sie dem Angeklagten anfangs nicht habe herausgeben wollen, obwohl es ihr unbekannt gewesen sei, welchen Gebrauch er davon zu machen die Absicht gehabt; in dieser Beziehung habe er ihr nichts gesagt. — Der Angeklagte unterbrach sie hier mit den Worten: „Sie irrt sich, Herr Präsident; sie hat es vergessen; übrigens ist die arme Frau höchst unschuldig an meinem Verbrechen.“

Diese Zeugin, so wie alle andern Zeugen, sind

einstimmig in Beschreibung Dessen, was in dem Wirthshaus vorgegangen ist; nur ein einziger, ein Greis, der auf Krücken geht, und der bei Ablegung des Eides seine beiden Hände andächtig zu dem Kreuz im Gerichtssaal erhoben hatte, setzte noch hinzu, daß der Angeklagte, ehe er das Gasthaus zum „Guten Abend" verlassen, sich halb umgewendet, ein Stück Papier aus der Tasche gezogen und eine Bewegung gemacht habe, als ob er eine Pistole lüde.

Bei Erwähnung dieses Umstandes, der in der Erzählung des Angeklagten und in der Aussage der übrigen Zeugen nicht vorkommt, ließ sich ein Murmeln des Unglaubens vernehmen; der Angeklagte gab aber, von dem Präsidenten befragt, sofort folgende Auskunft: „Bis auf einen gewissen Umstand ist es wahr, was dieser Zeuge sagt. Geladen habe ich jedoch keine meiner Pistolen: sie waren es schon Tags vorher; da aber von der einen das Pulver auf der Pfanne in meiner Tasche verschüttet war, so habe ich in der Stellung, deren dieser arme Mann erwähnt, neues Pulver aufgeschüttet."

Es erschien nun Herr Galiey, ein verabschiedeter Gensd'arm, über 60 Jahr alt und in den Proceßakten als ein Freund des Angeklagten bezeichnet. Er erregte durch sein gravitätisches Wesen und durch seine etwas komisch-feierliche Sprache besondere Aufmerksamkeit.

„Ich habe den hier gegenwärtigen Angeklagten," begann er, „in der Werkstatt eines Tischlers, zu welchem ich gern zu kommen pflegte, kennen gelernt. Seine leidenschaftliche Liebe für die Vervollkommnung seines Geschäfts und seine philosophischen Ideen zogen mich zu ihm hin. Wir waren oft beisammen. Eines Tages

fragte er mich, wo ich den Abend zuzubringen gedächte. Meiner Treu, antwortete ich, das ist mir gleich. Nun, sagte er, dann kommen Sie zu mir; ich habe ein schönes Buch, den Belisar von Marmontel, das wollen wir mit einander lesen. Ich bin ein Freund der Literatur, und so ging ich zu ihm. Wir lasen mehre Kapitel durch. Ihn empörte die Behandlung, die dem Belisar widerfahren war, und er sagte, so wäre es stets hergegangen, die Tugend sei auf Erden immer verfolgt worden. Ich bemerkte ihm dagegen, man müsse, was der Autor dort sage, nicht so wörtlich nehmen; vielleicht sei das Alles gar nicht geschichtlich begründet. Auch habe ich, Herr Präsident, neugierig, über diesen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, mich in der That überzeugt, daß es falsch ist, daß Justinian dem Belisar die Augen habe ausstechen lassen... Das war einmal... Ein anderes Mal, als ich auch bei ihm war, sagte er, er habe mir im Interesse eines seiner Freunde eine Frage vorzulegen. — „Nun, und die wäre?" — Was würden Sie thun, wenn Sie mit einem Frauenzimmer in Verbindung ständen und sie wollte nichts mehr von Ihnen wissen, sie verließe Sie? — „Bah! ich würde sie laufen lassen!"

Der Präsident. Sie hatten Recht; das ist die richtige Philosophie.

Der Zeuge. „Sie haben gut reden," antwortete mir der Angeklagte; „das kann man wohl in der Speculation leicht als Grundsatz aufstellen, aber in der Wirklichkeit ist die Sache schwieriger." Ei was, erwiederte ich, wenn Ihr Freund sich die Sache näher betrachtet, so wird er finden, daß verletzte Eigenliebe es ist, die ihm den meisten Kummer macht. Der Angeklagte

sann einen Augenblick nach und sagte dann: es ist wahr, die Eigenliebe spielt die Hauptrolle dabei! Er ward nun nachdenklich, und wir sprachen von etwas Anderem.

„Ein anderes Mal fand ich ihn mit einem Schreiben an seinen Bruder, einen Advokaten zu Paris, beschäftigt. Sein Brief, der erst eben angefangen war, setzte mich in Verwunderung. Er begann mit drei Apostrophen, die wir rhetorische Figuren nennen. So viel ich mich dessen zu entsinnen vermag, war er ungefähr folgenden Inhalts:

„Meine Feder, was beginnst du mit deinem un„beweglichen Schnabel? Fort, rasch, laufe, tummle dich „auf dem Papier. Du rührst dich nicht? Ha! ich „verstehe: du vermagst nichts aus dir selber; du mußt „erst durch die Finger in Bewegung gesetzt werden. „Wohlan ihr Finger, es ist eure Sache zu handeln. „Was? auch ihr bleibt unbeweglich! ich verstehe: der „Antrieb muß von oben, von der Denkkraft im Ge„hirn kommen. Nun, Gehirn, so nehme ich denn dich „in Anspruch..."

„Der Angeklagte war gewöhnlich in Gedanken vertieft, wie von einer fixen Idee eingenommen," fuhr der alte Gensd'arme fort; „seine Einbildungskraft war exaltirt, er mußte Zerstreuung haben. Wir gingen oft zusammen spazieren; wir sprachen über Literatur, schöne Künste, Ackerbau u. dergl.; Zeichen des Wahnsinns habe ich nie an ihm bemerkt.

„Am 20. Januar des Abends erbot ich mich aus freien Stücken, zu den Frauen Castagnière gehen zu wollen. Ich sagte ihnen, daß der Gedanke, dem Staats-Anwalt denuncirt zu sein, den jungen Mann quäle, und

daß sie die Sache liegen lassen möchten. Die Mutter wie die Tochter nahmen mich gut auf und sagten, sie thäten das recht gern, wenn er sie nur in Ruhe lassen wollte. Als ich dem Angeklagten diese Antwort überbrachte, sagte er: ich danke Ihnen, Sie wissen gar nicht, welch einer Last Sie mich entheben. Es war schon spät und wir trennten uns."

Hier stand der Angeklagte auf und betheuerte, daß der Zeuge die reinste Wahrheit gesprochen habe, mit dem Zusatz: „dieser wackere Mann ist ganz unschuldig an meinem Verbrechen."

Hierauf beschrieben die Aerzte die Wunden und Verletzungen, die sie an dem Leichnam der Therese Loncan gefunden, so wie den Zustand des Angeklagten, die auf ihn verwendete Sorgfalt, dessen Versuch sich durch das Losmachen der Aderlaßbinden zu verbluten, und die genommene Vorsicht ihm die Arme fest zu machen, um ein ähnliches Unternehmen zu verhüten.

Zwei oder drei Zeugen zu Gunsten des Angeklagten schildern sein früheres gutes Betragen, seine eingezogene Lebensweise, seinen Hang zur Schwärmerei.

Bei der Nachsuchung in seiner Wohnung hat man Marmontels Belisar in zwei Bänden, ein Heft Notizen von der Handschrift des Angeklagten und einen Briefwechsel gefunden.

Der nächstfolgende Tag, 20. März, wurde in seiner siebenstündigen Sitzung mit Vorlesung der Anklageschriften und den Vertheidigungsreden ausgefüllt. Zuerst nahm der Staats-Anwalt, Herr Dantin, das Wort, und gab zuvörderst Reflexionen über die Wichtigkeit der Anklage und über die Pflichten, welche sie der Jury auferlege.

Er erinnerte an die Hauptumstände des Verbrechens, und fand solche sowohl in den aufgenommenen Protokollen, als in den Zeugenaussagen und in den Eingeständnissen des Angeklagten, bewiesen. Auch schien ihm der Umstand außer Zweifel zu sein, daß die That mit langem und kaltem Vorbedacht verübt worden. Der Angeklagte hatte Theresens Tod in einer der Nächte beschlossen, deren schreckliche Aufregung er geschildert; er hatte sich Waffen gewählt und sie in Stand gesetzt. Er hatte sich bestrebt, Theresen nach verschiedenen Orten zu locken, um sein Vorhaben auszuführen. Am Abend vor der That hatte er zu einem Gewerbsgenossen gesagt: „Ich gehe einen schlimmen Gang; morgen wird man von mir hören." Freilich knüpfte er das Verbrechen an eine Bedingung; doch existirt der Vorbedacht demungeachtet sowohl nach dem Geist als nach dem Wortlaut des Gesetzes.

„Aber," fuhr der Staats-Anwalt fort, „hier sind wir an eine ernste Frage gekommen, die, wie wir wissen, aufgeworfen werden soll... Man will behaupten, der Angeklagte sei, seines Verstandes nicht mächtig, in einem völlig wahnsinnigen Zustand gewesen und habe nur einem unwiderstehlichen Impuls nachgegeben. Nein, Lafargue war nicht wahnsinnig; er hatte bis dahin keine Spur von Geistesverwirrung blicken lassen; und sein Verbrechen schließt den Wahnsinn aus, statt ihn zu beweisen. Ein Wahnsinniger verübt wohl Frevel, prämedidirt sie aber nicht, und knüpft sie vollends nicht an eine, auf Raisonnement begründete Bedingung; er wählt nicht erst, welche Waffe er nehmen soll, sondern nimmt die erste beste, die ihm in die Hände fällt. Er sinnt nicht auf eine gute Gelegenheit, sondern nimmt sie, wie sie ihm kommt; endlich

hat der Wahnsinnige keinen Begriff von der Moralität oder Unmoralität Dessen, was er thut, und Das ist der Grund, weshalb ihn das Gesetz nicht straft. Der Angeklagte aber wußte sehr gut, was er vor dem Verbrechen und bis zur Hälfte desselben that; er selbst hat dieses in dem furchtbaren Monolog offenbaret, in welchem er, fürchtend, Therese bleibe am Leben, ausrief: „„Ich bin verloren, sie muß mit mir sterben!““ und in Folge dessen schneidet er ihr die Kehle ab. Er wußte also, was er gethan hatte, welche Strafe seiner wartete; und da er dies einsah, so war er nicht verrückt.“

„Ebensowenig,“ fährt der Staats-Anwalt fort, „läßt sich ein angeblich unwiderstehlicher Drang zugeben. Nur der wirklich Wahnsinnige ist für Dasjenige, was er thut, nicht zur Rechenschaft zu ziehen; wer aber mit Einsicht von der Sache handelt, bleibt, welche Leidenschaft ihn auch hinreißen mag, für seine Thaten verantwortlich. Leidenschaften entschuldigen nicht, sonst würden fast alle Verbrechen ungestraft bleiben. Verliebte, die zu Mördern geworden, haben dies noch immer auf dem Schaffot büßen müssen. Ueberdies hat Lafargue widerstanden, so lange er es gewollt; er hat sich den Ort zu wählen gewußt; er hatte alle seine Bewegungen unter allen Umständen, die dem Verbrechen vorhergegangen sind oder es begleitet haben, berechnet. — Nein, dies Attentat ist nicht die Handlung eines Verrückten, es ist ein, mit kaltem Vorbedacht und Punkt für Punkt so, wie er es angelegt hatte, verübtes Verbrechen, und die dabei stattgefundene Langsamkeit giebt ein zur Grausamkeit geneigtes Gemuth zu erkennen.“

Jetzt stand Herr Dubois, der Vertheidiger des An-

geklagten, auf, und es that sich eine Bewegung allgemeiner Theilnahme kund. Nachdem er mit kräftigen Zügen die ersten Eindrücke des Abscheus und Schreckens, welche das Verbrechen erweckt, das zu ehrende Mitleid und die gerechten Reflexionen, die auf sie gefolgt waren, geschildert hat, entwickelt er klar und tief die Theorie der heftigen Leidenschaften und ihrer Wirkung auf das menschliche Herz, besonders den Einfluß und Charakter der Liebe. Er stützte sich auf die Autorität ausgezeichneter Anthropologen, die es zugeben, daß eine jede Leidenschaft ein erster Grad des Wahnsinns sei. Er bemerkte, daß, wenn diese Verrücktheit in Wuth verübte Verbrechen erzeuge, sie nicht vorher überlegte, das heißt mit Vorbedacht verübte, Verbrechen hervorbringe, welche das Gesetz als solche strafe. Er wendete diese Bemerkung auf drei Beispiele an, worunter zwei die Frucht einer kalten und berechneten Ruchlosigkeit, die dritte die einer glühenden und blinden Leidenschaft waren. Dann zu dem Doppelumstand des Selbstmordes und des Mordes übergehend, thut er dar, daß der Selbstmord, an und für sich schon ein Wahnsinn, ein neuer Beweis der Verrücktheit durch Liebe sei; daß überdieß ein Mord ohne Interesse, wie der, wo sich der Thäter auch das Leben nähme, weniger ein Verbrechen als eine Art von Wuth sei. Daraus folgerte er, daß der jetzt wohlbekannte Zustand des Angeklagten es außer Zweifel setze, daß er seiner Sinne nicht mächtig gewesen, als er seinen und Theresens Tod beschlossen und ausgeführt. Als einen ferneren Beweis des Wahnsinns legte er den Auszug eines, von dem Angeklagten im Gefängniß angefertigten Aufsatzes vor, der seinem Vertheidiger als ein

Leitfaden hatte dienen sollen. In diesem wendet sich Lafargue, nachdem er in eine Menge Details eingegangen, in folgenden Ausdrücken an Therese:

„Der Schleier ist nun gelüftet, aber ach! ein wenig „spät. Was seh' ich? dich, mit neunzehn Gesichtern. „Auf dem ersten gewahre ich ein erkünsteltes Lächeln, „um dadurch einen angenehmen Eindruck hervorzu„bringen: auf dem zweiten lese ich, wie du dir das „Ansehen giebst, als hörtest du mit lebhafter Theilnahme „Jemandem zu, der mit dir spricht; auf dem dritten „lese ich, daß du Alles gutheißen wirst, und verstieße „es auch wider alle Wohlanständigkeit; auf dem vierten „lese ich, daß du bei besagtem Jemand zu entdecken „bemüht bist, ob er nicht mit dem Glücke in freund„schaftlichem Verhältniße stehe; auf dem fünften lese ich, „daß du wirklich die Entdeckung gemacht hast, daß „dem einigermaaßen so sei, dies macht denn, daß deine „Zähne etwas sichtbar werden, die zu zeigen dich ein „Hoffnungslächeln zwingt; auf dem sechsten lese ich, „daß du darauf studirst, ihn freundlich anzusehen; auf „dem siebenten lese ich, daß du dich stellest, als fühltest „du Freundschaft für ihn: auf dem achten lese ich, daß „du ihm ein fromm theilnehmendes Gesicht machst und „dich zwingst, einen Seufzer hören zu lassen; auf dem „neunten lese ich, daß du dich zwingst, ihn zu überreden, „du fühltest etwas für ihn, das du doch nie für irgend „Jemand gefühlt hast, ich meine Liebe; auf dem elften „sehe ich die Freude glänzen, die du darüber hast, daß „dir dein heilloser Anschlag gelungen ist und du noch „einen Thoren gefunden hast; auf dem zwölften lese ich, „wie du einen Eid, welchen du gewöhnlich dem Beelzebub

„entlehntest, schwörst, um Demjenigen, der so gütig war, dir „zuzuhören, eine, jede Probe bestehende Treue zu ver„sichern; auf dem dreizehnten lese ich, daß du deine „falschen Liebkosungen an ihm verschwendet hast, was „ich auch an deinen hohlen, eingefallenen Augen und an „deinem fahlen Ansehen bemerke; auf dem vierzehnten „lese ich, daß du ihn schon betrogen hast und in der „Hoffnung lebst, ihn ferner zu betrügen; auf dem funf„zehnten lese ich, daß du es inne geworden bist, daß „das Glück ihm nicht so sehr oft die Hand bietet, und „dieser Contrast läßt mich bemerken, daß du nachdenkend „und ernst geworden bist; auf dem sechszehnten lese ich „die Unmöglichkeit, daß er sich dir nahen darf, denn „dein höllischer Blick zwingt dich, die Augenbrauen zu„sammen zu ziehen, und in deinen Augen spricht sich „Verachtung aus; ich sehe auch, wie dein Mund geöffnet „ist, was mir den Beweis giebt, daß deine Lippen seine un„widerrufliche Verabschiedung ausgesprochen haben; auf „dem siebzehnten lese ich, daß du in ärgerlicher Laune „bist, was mich glauben läßt, der arme Tropf habe einen „letzten Versuch gemacht, und du hast ihm statt aller „Antwort den Rücken zugekehrt; auf dem achtzehnten „lese ich die Medisance, und auf dem neunzehnten end„lich lese ich die Verleumdung; um von dieser überzeugt „zu sein, braucht man keine Physiognomik zu besitzen, „denn die Schlangen, die dir aus dem Mund gehen, „beweisen mir es schon, daß ich mich nicht geirrt habe. „Auf einer andern Seite erblicke ich dein Herz, bemerke „aber keine Wunde daran, was mir den Beweis giebt, „daß wegen seiner Härte kein Pfeil in dasselbe eindrin„gen konnte. Hätte ich auch nur Eine Wunde daran

„auffinden können, so würde ich geglaubt haben, sie rühre „von deinem Gatten her; aber der Arme ist eben so „von dir geliebt worden, wie du die Andern geliebt hast."

Der Vertheidiger wendet sich an die Geschwornen und fragt sie, ob anzunehmen, daß der Verfasser dieser bizarren Schilderung nicht wahnsinnig sei? Eine Folge in den Vorstellungen, ein mit Eifer verfolgter Zweck, die Wahl der Mittel, um dazu zu gelangen, wären nicht durch den Wahnsinn ausgeschlossen, und wenn es auch keinen vernünftigen Wahnsinn gäbe, so gäbe es doch einen vernünftelnden.*) Es sei sogar eine Eigenthümlichkeit der Monomanie, bei ihren Delirien Gebrauch von den besten Eigenschaften des Verstandes zu machen. So sehe man oft verkehrte Geister die logischsten Folgerungen aus dem irrigen Princip ableiten, von welchem sie ausgegangen wären. (Hier führt Herr Dubois für seine Behauptung die Ansicht psychologischer Schriftsteller an, und mehre Beispiele, unter andern das des Tasso.)

„Aber," fährt Herr Dubois fort, „wenn man dennoch weder Wahnsinn noch Monomanie wolle gelten lassen, so kann man doch nicht umhin, zuzugeben, daß das Verbrechen durch schwere Gewaltthätigkeiten provocirt worden sei. „„Ein Todtschlag ist zu entschuldigen,"" heißt es im 321. Artikel des Strafgesetzbuches, „„wenn er durch an Personen verübte Schläge oder schwere Gewaltthätigkeiten provocirt worden ist."" Diese Alternative beweist, daß es Gewaltthätigkeiten ohne Schläge,

---

*) Wortspiel des Originals: folies *raisonnables* und folies *raisonnantes*.

folglich moralische Gewaltthätigkeiten giebt, die zu würdigen das Gesetz der Jury anheimstellt. Die Gewaltthätigkeiten müssen beurtheilt werden mit Rücksicht auf den Charakter des Beleidigers und den des Beleidigten, ferner mit Rücksicht auf die Beziehungen, in welchen sie zu einander stehen, und auf ihre augenblickliche Lage." Hier erinnert der Vertheidiger an die durch Theresen am Angeklagten verübte Verführung, an die Verletzung ihrer Eide, an ihre hartnäckige Weigerung, ihn wieder zu sehen, und wenn auch nur alle acht Tage auf zwei Minuten, an das Klagbarwerden der Mutter bei dem Staats-Anwalt, an die Verachtung aussprechenden Worte und Zeichen Theresens kurz vor der That, an die Spannung, in welche diese vereinigten Umstände den Angeklagten versetzt hätten: daher er nicht Anstand nehme, in dem Benehmen Theresens schwere und das Verbrechen provocirende Gewaltthätigkeiten wider den Angeklagten zu finden. Ueberdieß sei dieser noch immer unschlüssig gewesen, ob er das Verbrechen begehen solle, und so (wie er selbst sagt, als er sein letztes Betreten des Castagnièr'schen Hauses erzählt) würde ihn ein Faden zurückgehalten haben.

Hierauf gab der Defensor eine ergreifende und energische Schilderung von dem früheren Lebenswandel, dem Charakter, den moralischen Grundsätzen des Angeklagten; von der Störung, die ein arglistiges Weib in seinen Vorstellungen und in seinen Sinnen zuwege gebracht; von seinem gerechten Unwillen, als er von ihr verlassen ward; von seiner Verzweiflung und seiner Herzensangst, als er sie nicht zu erweichen vermag; von seinem Gefühlssturm, als sie ihn der Polizei denunciirt

und ihm durch Verachtung trotzt. — „Wer kann,“ schließt Herr Dubois seine Rede, „wer kann in diesem Unglücklichen wohl einen Verbrecher finden?“ —

„Nie hat es eine Sache gegeben, die schöner zu verfechten, glorreicher abzuurtheilen gewesen wäre!... Nein, der zu fällende Spruch wird nicht in den Gränzen dieses Kreises bleiben: eine gerührte und ängstlich harrende Menge vernimmt ihn, die Annalen unserer Gerichtshöfe harren seiner, die Freunde einer höheren Philosophie werden ihn citiren.“

Diese Vertheidigungsrede dauerte drei Stunden.

Die Sitzung ward nun eine Stunde lang ausgesetzt. Sobald sie wieder begann, suchte Herr Laporte, (ein zweiter Vertheidiger) um die Erlaubniß nach, dem Angeklagten noch durch einige flüchtige Reflexionen den Tribut seines Eifers und der Theilnahme, die er ihm eingeflößt habe, geben zu dürfen. Er wiederholte unter andern glänzenden Gesichtspunkten die schon vorgekommenen Argumente des ersten Vertheidigers, und hob hauptsächlich den Eindruck hervor, welchen die Scene auf die entzündbare Einbildungskraft des Angeklagten hätte haben müssen, wo Therese ihm ihren Busen öffnet und zu ihm sagt, er solle ihr den Dolch hineinstoßen, wenn sie ihm wieder ungetreu würde. Der Advokat schilderte mit Wärme die Gefühle, die das Herz des Angeklagten zerreißen und ihn aller Ueberlegung und alles freien Willens berauben mußten.

Diese unverkennbar aus dem Stegreif gehaltene Rede machte einen noch lebhaftern und tiefern Eindruck.

In der Sitzung am 21. März resumirte der Präsident die Debatten mit einer lichtvollen Unpartheilichkeit.

Die Frage des freiwilligen Todtschlags mit Vorbedacht wird von dem Greffier verlesen.

Herr Laporte verlangt, man solle die Frage des Anreitzes zur That durch schwere Gewaltthätigkeiten aufstellen, und beruft sich deshalb auf die in dieser Beziehung durch Herrn Dubois (S. 184 f.) entwickelten Gründe.

Der Staats-Anwalt erhebt sich auf die Auffordederung des Präsidenten und erklärt, der Text des Gesetzes scheine ihm so klar zu sein, daß er sich dieser Stellung der Frage nicht widersetzen zu können glaube, und dies deshalb der Umsicht des Gerichtshofes anheimstelle.

Nach einigen Minuten Berathung genehmigt der Gerichtshof die beantragte Fragstellung.

Die Jury tritt in ihr Berathungszimmer, und es zweifelt nun Niemand mehr, in welchem Sinn die Entscheidung erfolgen werde.

Nach drei Viertelstunden versichert der Obmann auf seine Ehre und sein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen beide Fragen, nämlich: „daß der Angeklagte des freiwilligen Todtschlags, doch ohne Vorbedacht schuldig, und dazu durch schwere Gewaltthätigkeiten aufgereizt worden sei," wären einstimmig mit Ja beantwortet worden.

Kaum ist dieser Ausspruch geschehen, so vernimmt man ein Beifallklatschen, das aber durch den Präsidenten, als vor Gericht nicht erlaubt, untersagt wird.

Der Präsident ist nun genöthigt, um das Urtheil zu fällen, erst den 304. Artikel des Straf-Codex zu verlesen*). Kaum hat er damit begonnen, so läßt sich ein

---

*) Art. 304. „Der Todtschlag zieht die Todesstrafe nach

klagendes und gedehntes Murmeln vernehmen, veranlaßt durch eine voreilige Besorgniß, welche Anwendung man diesem Artikel geben würde.*) Endlich wird das Urtheil gesprochen, und lautet auf fünfjähriges Gefängniß, zehnjährige Polizeiaufsicht und Bezahlung der Proceßkosten.

Der Angeklagte verhält sich noch immer theilnahmlos. Als aber der Präsident hierauf eine leichte Ermahnung an ihn richtete, verbeugte er sich vor demselben, ihm zu danken, und rief dann, sich mit Lebhaftigkeit dem Publikum zuwendend: „Wackere und hochherzige Einwohner dieser Stadt, die Theilnahme, die ihr mir bewiesen habt, ist mir bekannt; mein Herz wird eurer nie vergessen!" Thränen hinderten ihn, mehr zu sagen.

---

sich, wenn ihm ein anderes Verbrechen oder Vergehen voranging, ihn begleitete oder ihm folgte. In jedem andern Falle wird der des Todtschlags Schuldige mit der Strafe der Zwangsarbeit auf Lebenszeit belegt." Diese Vorlesung mußte in Beziehung auf die Anwendung des Artikels 326. erfolgen.

*) Da der Entschuldigungsgrund des Artikels 321., nach dem Ausspruch der Jury, einmal angenommen worden, in Gemäßheit des Artikels 326: „Ist die zur Entschuldigung gereichende Thatsache erwiesen, so wird die Strafe, wenn sie ein den Tod oder Zwangsarbeit auf Lebenszeit — — — nach sich ziehendes Verbrechen trifft, bis zum Gefängnisse auf ein bis fünf Jahre ermäßigt — — — und können die Schuldigen überdieß durch das Urtheil unter die Aufsicht der hohen Polizei auf mindestens fünf, und höchstens zehn Jahre gesetzt werden"

2.

Auguste Ahrends, auf ihr Bitten von ihrem Geliebten gemordet. *)

An einem Morgen früh um 6 Uhr erschien in der Wohnung des Justizamtmanns zu O., (einer anhaltischen Stadt) die Frau des dortigen Amtschirurgen Keil und machte unter Weinen und Schluchzen die Anzeige, ihres Mannes Nichte, Auguste Ahrends aus L., die sie seit Jahren bei sich hätten, sei heute früh zur gewöhnlichen Zeit nicht aus ihrer Schlafkammer gekommen; sie habe sie wecken wollen, aber die Kammer verschlossen gefunden; alles Pochen sei vergeblich gewesen; man habe die Thüre gewaltsam geöffnet und Auguste Ahrends todt in ihrem Blut gefunden.

Das Gericht begab sich in Begleitung eines Arztes unverzüglich an Ort und Stelle. Sie fanden Auguste Ahrends neben ihrem Bett todt auf dem Fußboden liegend, mit dem Gesicht gegen denselben gekehrt. Unter ihr lag ein Deckbett und ein Kopfkissen und neben ihr ein blutiges Barbiermesser. Sie war mit einem Hemd, einem Nachtkamisol und einem Halstuch bekleidet; die unter ihr liegenden Betten und der Fußboden waren voll Blut. Die Oberarm- und Ellbogen-Schlagadern ihres

---

*) Dieser Fall erinnert in mehrfacher Hinsicht an den im 1. Band der Neuen Folge mitgetheilten „Doppelselbstmord eines Liebe paares.“

rechten Arms waren durchschnitten, so auch die Hautdecke an der Beugung der rechten Handwurzel. Rettungsversuche blieben erfolglos. In einem hinter dem Bett befindlichen Verschlag standen zwei leere Weinflaschen, welche Frau Keil Tags zuvor in der Schlafstelle des bei ihrem Mann in Condition stehenden Barbiergehülfen Carl Grubert mit weißem und rothem Wein gefüllt hatte stehen sehen. Auf dem Tisch der Kammer lagen Mandeln, Rosinen und Pfeffermünzplätzchen, und auf dem Fußboden ein zerbrochenes Weinglas, das Carl Grubert zugehörte; auch wurde in der Stube neben Augustens Kammer Grubert's Leuchter gefunden. Später entdeckte man in der Kammer einen von Auguste an die Ihrigen geschriebenen Brief (von welchem unten die Rede sein wird) und ein Papier, worin ihr Onkel Schwefelarsenik, und zwar Auripigment, verwahrt gehabt hatte. — Carl Grubert war weder im Haus, noch im Ort zu finden, und hatte in der letzten Nacht nicht in seinem Bett geschlafen.

Noch am nämlichen Tag ward über die schauderhafte That, die hier geschehen war, Licht verbreitet. Der beim Militär zu Dessau als Unteroffizier stehende Bruder Carl Grubert's, Franz Grubert, zeigte bei dem Justizamt O. an: Heute früh $1/_2 5$ Uhr sei sein Bruder Carl zu ihm nach Dessau gekommen, und habe mit den Worten: „Auguste ist todt, und ich bin schuld an ihrem Tod" eine Flinte verlangt, um sich damit zu erschießen, weil er nun auch sterben wolle und müßte. Er habe ihm sodann erzählt, Auguste sei seine Geliebte gewesen, und sie hätten in dieser Nacht Beide sterben wollen; sie hätten Gift genommen; dies hätte aber nicht gewirkt; da habe

Auguste ihn gebeten, erst sie und dann sich selbst zu tödten. Auf ihr dringendes Bitten habe er sich dazu entschlossen, und ihr die Pulsadern geöffnet; als er, um sich zu tödten, sich in den Arm geschnitten, sei ihm schwarz vor den Augen geworden; er habe das Messer fallen lassen und sei mit dem Entschluß, sich zu erschießen, fortgeeilt; jetzt wolle er sich der Obrigkeit überantworten und auf diese Weise sterben. Er habe hierauf seinen Bruder überredet, mit hierher zu gehen; dieser habe ihm unterwegs erzählt, Auguste sei schwanger gewesen, und daß sie deshalb habe sterben wollen. Sein Bruder befinde sich jetzt in der Wohnung ihres ältesten Bruders, des hiesigen Kantors, und wolle sich dort dem Gericht überliefern. Hier ward auch Carl Grubert verhaftet.

Bei der Section der Leiche fand man in derselben eine kleine Quantität Arsenik (etwa $^7/_8$ Gran) und Anzeichen von Schwangerschaft.*) Das auf dem Fußboden der Kammer gefundene Glas enthielt noch Theile von Schwefelarsenik (Auripigment).

Schon im ersten Verhör legte Carl Grubert, der 22jährige Sohn eines Friseurs zu Dessau, folgendes, dem diesfälligen Protokoll fast wörtlich entnommene Geständniß ab.

Vor fünf viertel Jahren kam ich zum Amtschirurg Keil als Barbiergehilfe in Condition. Ich faßte Liebe zu seiner Nichte und Pflegetochter. Im ersten Vierteljahr war ich zu blöde, ihr meine Liebe zu gestehen, doch

*) Auch wies das ärztliche Gutachten aus den vorgefundenen Erscheinungen physiologisch nach, daß mit Auguste Ahrends häufig der Coitus mußte vollzogen worden sein, wahrscheinlich auch noch **kurz vor** ihrem Tod. (Vergl. S. 194 in Verb. m. S. 197.)

überwand ich nach und nach meine Schüchternheit, gestand ihr meine große Zuneigung, die sie längst bemerkt haben mußte, und blieb nicht unerhört, so daß wir von dieser Zeit an uns gegenseitig liebten. Bei dem immerwährenden Zusammensein konnte es nicht fehlen, daß unsere Liebe immer höher stieg und in Leidenschaft ausartete, so daß wir uns nach den Augenblicken sehnten, allein bei einander zu sein. Da dies nicht so oft, als wir es wünschten, in dem Wohnzimmer geschehen konnte, so kam Auguste, so lange die Magd unten schlief, auf mein Bitten, öfters in der Nacht, wenn Alles schlief, zu mir auf den Boden, und wir blieben dann bis zum Morgen bei einander. Diesen Umgang setzten wir ein halbes Jahr lang fort, ohne über die Grenzen der Sittlichkeit hinaus zu schreiten, doch konnte es nicht fehlen, daß wir immer vertrauter mit einander wurden und daß endlich die Sinnlichkeit siegte und Auguste sich mir ganz hingab. Es ist dies nun etwa ein halbes Jahr her, und seit dieser Zeit lebten wir wie Mann und Frau. Ich schlief nun jede Nacht bei ihr unten. Unser vertrauter Umgang, von dem Herr Keil gar nichts ahnete, und den wir auch vor seiner Frau geheim hielten, blieb lange, und bis vor etwa 10 Wochen, ohne Folgen, allein von jener Zeit an schien mir Auguste schwanger zu sein, und vor 3 Wochen eröffnete sie mir, daß sie sich schwanger fühle, und daß sie diese Schande nicht überleben, vielmehr sich mit Gift ums Leben bringen wolle. Ich machte ihr Vorstellungen und bat sie inständigst, diesen Entschluß aufzugeben; allein da ich sah, daß sie fest auf ihrem Vorsatze bestand, und nicht daran zweifelte, daß sie solchen ausführen würde, so brachte mich meine große Liebe zu

ihr dahin, daß ich mir vornahm mit ihr zu sterben, indem ich ohne sie nicht leben wollte.

Auguste, der ich meinen Entschluß mittheilte, war darüber höchst erfreut, und sie stellte mir die Sache so annehmlich vor, daß wir nun blos noch darüber nachdachten, auf welche Weise wir unsern Entschluß am Besten ausführen könnten. Wir kamen überein, unser Leben durch Gift zu enden, und da ich zufällig gehört, daß die Wirthin im Horn Mäusegift besäße, ging ich vor 8 Tagen zu dieser, und bat sie, mir das Gift zu geben, weil ich Ratten damit vertilgen wollte. Ich erhielt es. Als ich Augusten das Gift zeigte, bemächtigte sie sich desselben, und ich konnte nicht von ihr erfahren, wo sie es aufbewahre. Sie konnte nun die Zeit zur Ausführung unsers Entschlusses nicht erwarten, und drang unaufhörlich in mich, baldigst unsrem Leben ein Ende zu machen. Ich hoffte noch immer, sie von ihrem Entschluß abzubringen, und stellte ihr vor, daß meine Mutter uns gern behilflich sein, und einen Theil ihres Kapitals aufnehmen würde, um sie in Leipzig oder sonst an einem Orte zu unterhalten, bis sie entbunden sei; allein im Besitz des Giftes achtete Auguste gar nicht mehr auf meine Reden. Da ich sah, daß Alles vergebens war, eröffnete ich Augusten am vergangenen Donnerstag, daß ich mich nun entschlossen, mit ihr zu sterben, und wir verabredeten nun, daß es in der nächsten Nacht ausgeführt werden sollte. Um 11 Uhr begab ich mich in die Stube, neben welcher Auguste schlief, worauf diese das Gift herbeiholte. Ich hoffte indeß, daß unser Vorhaben noch durch irgend einen Zufall vereitelt, und daß vielleicht uns Jemand überraschen würde, weshalb ich sie dazu vermochte, daß sie erst noch

einen Blumenkranz für ihre Tante band, deren Geburtstag am folgenden Tag war. Während sie den Kranz band, bekam sie Nasenbluten; als dies vorüber, war sie nicht mehr abzuhalten, das Gift zu nehmen.

Wir begaben uns deshalb in ihre Schlafkammer, theilten das Gift (?) in zwei Hälften, schütteten es in eine Obertasse und wollten es mit Wasser auflösen, allein es löste sich nicht auf, vielmehr ward das weiß aussehende Pulver wie kleine Stückchen Glas. Ich nahm meine Portion zuerst, und nachdem Auguste die andere Hälfte verschluckt hatte, entkleideten wir uns und legten uns ins Bett, um hier unser Ende abzuwarten; allein das Gift hatte keine Wirkung. Nachdem wir so 4 Stunden in Erwartung unsers Todes dagelegen hatten, standen wir auf, und Auguste verlangte nun, daß ich ihr mit einem Rasirmesser die Adern öffnen und sie auf diese Weise tödten, hernach aber mich selbst auf die nämliche Weise umbringen möchte; allein hierzu konnte ich mich nicht entschließen, und wir gaben für diese Nacht den Plan auf. Am andern Morgen sagte mir Auguste, sie hätte sich nun wirkliches Gift verschafft, indem ihr Onkel auf seinem Bücherschrank ein Päckchen liegen hätte, worin Gift enthalten sei. Sie veranlaßte mich, Wein zu kaufen, um mich in solchem zu berauschen und dann den Streich auszuführen. Ich war so thöricht, in Allem ihr zu folgen; kaufte eine Flasche weißen, eine Flasche rothen Wein, Rosinen und Mandeln, und Pfeffermünzküchelchen. Abends, etwa um 8 Uhr, zeigte mir Auguste das Gift und sagte mir, daß es erst gestoßen werden müsse, weshalb sie einen Mörser herbeiholte, in welchem wir das Gift gemeinschaftlich stießen und es dann in

ein Papier thaten. Auguste wusch den Mörser aus und sagte mir, daß die Keule ganz blau ausgesehen hätte, weshalb das Gift diesmal recht wirken würde. Sie besorgte nun ihre gewöhnlichen häuslichen Geschäfte, während ich mich auf's Sopha legte und dem Dienstmädchen sagte, daß sie, wenn sie selbst zu Bette gehen wollte, mich wecken möchte, weil ich noch Rastirmesser abziehen müßte. Es konnte 10½ Uhr sein, als das Dienstmädchen mich weckte, und nachdem ich noch eine Zeit lang oben geblieben war, begab ich mich mit den beiden Weinflaschen hinunter zu Augusten. Ich stellte ihr nochmals vor, daß sie doch von ihrem Entschluß abstehen möchte, aber sie blieb fest, und ich ließ mich von ihr überreden. Wir tranken nun erst Wein, und rührten dann das Gift, das sich mit weißem Wein vermischt gut auflösen ließ, in das Glas. Von dem Gifte, welches ich in zwei Hälften getheilt hatte, verschluckte ich erst meine Portion und nachher that Auguste Dasselbe. Hierauf legten wir uns, bis aufs Hemde entkleidet, ins Bett. Allein das Gift brachte keine Wirkung hervor, und nach einigen Stunden, während wir dreimal der Liebe geopfert hatten, standen wir auf, tranken abermals Wein, und Auguste verlangte nun durchaus, daß ich ihr die Adern öffnen möchte. Diesmal konnte ich, vom Wein erhitzt, ihrer Bitte nicht widerstehen, holte ein Rastirmesser, fragte, ob es noch ihr fester Entschluß sei, und da sie dies bejahte, auch mir um den Hals fiel und mich inständigst bat, sie zu tödten, indem sie nur durch mich sterben könne, so war ich nicht mehr Herr meiner Gedanken. Auguste lag im Bette und reichte mir ihren rechten Arm hin. In meiner Betäubung machte ich erst einen Schnitt am Handgelenk und

dann einen zweiten im Ellbogengelenk, wobei ich wohl mehrmals zuschnitt. Sie wälzte sich im Bett herum, wobei der Arm aus dem Bett herausfiel, ich wendete mich von diesem Anblick weg und war meiner nicht mehr mächtig. Auguste aber rief mich zu sich, reichte mir ihre linke Hand, und indem sie mir sagte, daß sie mir Alles vergebe, bat sie mich, nicht länger zu zögern, sondern nun auch mich zu tödten. Hierdurch aufgemuntert machte ich einen Versuch mich gleichfalls zu tödten, und versetzte mir einen Schnitt über den Ellbogen des linken Arms, der aber nur die obere Hautbedeckung trennte, worauf das Messer meinen Händen entfiel, und es mir unmöglich war, mich auf diese Weise zu tödten. Ich verließ die Stube, schloß die Thür ab, nahm den Schlüssel mit mir, ging auf den Boden, kleidete mich an, nahm meine Rasirmesser und mein Bindezeug mit mir und verließ das Haus; doch trat ich erst noch einige Augenblicke unter das Fenster von Augustens Kammer, wo ich sie wimmern hörte. Ich lief nun, ohne einen bestimmten Entschluß zu haben, nach Dessau, langte dort in aller Frühe an, entdeckte mich meinem Bruder, und da dieser Hoffnung hatte, daß Auguste noch am Leben sein könnte, ging ich mit ihm zurück; kurz darauf ward ich arretirt.

Ich habe drei Briefe, an jeden meiner Brüder einen und einen an meine Eltern geschrieben, und den letztern selbst mit nach Dessau genommen, während die beiden übrigen noch in Augustens Kammer liegen müssen.

Auch setzte er in Bezug auf den ersten Vergiftungsversuch noch hinzu, daß, als er mit Auguste in Erwartung der Wirkung des genossenen Giftes im Bett ge-

legen, er ebenfalls dreimal mit ihr die Geschlechtslust befriedigt habe. (Vergl. S. 195.)

Hinsichtlich der Ausführung der That behauptet er in den späteren Verhören, daß er dabei nur das Werkzeug der Auguste gewesen sei, indem sie ihn mit Bitten bestürmt und mit unwiderstehlicher Heftigkeit auf die Ausführung der That gedrungen, und, wenn er Bedenklichkeiten geäußert, ihm vorgeworfen hätte, daß er sie nicht wahrhaft liebe. Obgleich er sich nun hierdurch habe bestimmen lassen, mit ihr zu sterben und Gift zu nehmen, so habe er doch immer noch gehofft, daß irgend ein dazwischentretender Zufall die That verhindern werde, und diese Hoffnung umsomehr gehegt, als das zuletzt genommene Gift, von welchem er wiederholt versichert, seinen Theil wirklich (?) zu sich genommen zu haben, nicht gewirkt habe.

„Nachdem wir aber das Gift genommen hatten," sagte er, „rief Auguste aus: Mein Jesus, das Gift hat wieder nicht gewirkt und ich lebe noch! Wo hast du das Messer?" Ich stellte ihr vor, daß der Schnitt sehr wehe thun würde, und sie sagte mir, ich sollte nur ein recht scharfes Messer bringen, dann wäre es ja mit einem Schnitt abgethan. Sie sagte mir auch, daß ich noch Wein trinken sollte, um Muth zu bekommen, und fragte mich dann, ob es auch mein Entschluß sei, mir selbst nachher die Adern zu öffnen, und mit ihr zu sterben, was ich bejahete. Ich trank nun aus der Flasche, in welcher der weiße Wein sich befand, und zwar viel, während Auguste rothen Wein trank. Als dies geschehen war, fiel sie mir um den Hals, nahm Abschied von mir, vergab mir Alles, was ich ihr zu Leide gethan hätte, und bat mich,

nun zuzuschneiden, wobei sie mir, da ich noch immer zögerte, sagte, sie bäte mich ja darum, und ich thäte ja solches nicht hinterlistigerweise, auch stürbe ich ja mit ihr, und Niemand könne uns richten, worauf ich entgegnete: „Gott richtet mich" und dann erst den Schnitt that. Sie suchte den Ort, wo ich schneiden sollte, mit dem Finger, und wies mir solchen erst am Handgelenk, und dann am Ellbogengelenk nach. Ich schnitt erst unten an der Hand und machte einen Schnitt, der wohl ziemlich tief war, worauf Auguste rasch den Finger oben ins Ellbogengelenk legte, und mich drängte, schnell auch da die Adern zu durchschneiden, weil sie den untersten Schnitt nicht für sicher genug hielt. Ich befolgte ihren Willen und machte auch da einen Schnitt, worauf ich mich von ihr abwendete, allein Auguste ergriff mich mit der linken Hand, zog mich zu sich hin, vergab mir nochmals und drang nun in mich, auch mir die Adern zu öffnen. Aber ich wendete mich wieder von ihr und machte zwar einen Versuch mich zu schneiden, konnte es aber nicht, indem ich anfing zu zittern. Das Messer entfiel meiner Hand. Ich ging aus der Stube, schloß die Thür zu und zog, weil Auguste früher den Wunsch geäußert, daß man sie nicht etwa lebend finden und in ihrem Sterben stören möchte, den Schlüssel ab."

Das Gericht suchte die äußeren Wahrnehmungen, welche über die Wahrheit dieses Geständnisses ein näheres Licht zu verbreiten im Stande waren, möglichst zu erörtern. Es verlässigte sich.

Obgleich Augustens Onkel und dessen Frau so wenig eine Ahnung von einem Liebes-Einverständniß der

Beiden hatten, daß der Onkel in dieser Beziehung aussagte:

„Auguste zeigte gegen den Gruber eine besondere Verachtung, und ich hielt es für ganz unmöglich, daß ein so gutes, wohlerzognes Mädchen sich mit einem so elenden Menschen in ein Liebesverständniß einlassen könnte, ja ich würde noch jetzt daran zweifeln, wenn nicht leider so viele Umstände zusammenträfen, welche dies außer Zweifel setzen;"

so ist doch Gruber's Liebe Andern keineswegs verborgen geblieben.

Seine näheren Bekannten behaupteten, er habe daraus kein Geheimniß gemacht, vielmehr sein Herz gegen Jedermann ausgeschüttet, auch merken lassen, daß er erhört werde. Man habe aber dies nicht geglaubt, vielmehr es für unwahrscheinlich gehalten, und, da er ein äußerst leichtgläubiger und leichtsinniger Mensch sei, aus solchen Ergießungen nur Gelegenheit genommen, seiner Thorheit zu spotten und ihn durch Erdichtungen eifersüchtig zu machen. Einer seiner Bekannten behauptet auch, die Auguste einmal über ihr Verhältniß zu Grubert gefragt und von ihr die Erwiederung erhalten zu haben:

„Wie können Sie nur glauben, daß ich mich so weit vergessen würde, mich mit diesem Menschen abzugeben?"

Ein Anderer hat von ihr die Aeußerung gehört:

„Mein Gott, was ich um dieses Bengels willen schon für Aerger gehabt habe! Wenn es mein Onkel erführe, müßte er auf der Stelle fort."

Der Amtschirurg Keil bestätigte, Auripigment in einem Schrank gehabt zu haben, der seiner Nichte zugänglich

gewesen sei. Der oben erwähnte Brief mit der Aufschrift: „An meine Lieben" lautete wörtlich wie folgt:

Meine innig Geliebten!

In der letzten Stunde meines Irdischen Hierseins richte ich noch einige Zeilen an Euch, und sage tausend, tausend Dank für Eure Liebe, die Ihr mir erzeigtet. Wenn ich oft meinen Dank nicht durch Worte sagte, so kann ich versicheru, daß mein Herz doppelt fühlte. Es thut mir weh von Euch und von meinen lieben Geschwistern zu scheiden, doch das Schicksal gebietet. Vergebung den, der mich tödtet, ich bin das Opfer seiner wüthenden nicht befriedigten Liebe, es möge eine Warnung für diejenigen sein, die ihn oft reizten.

Ich sterbe getrost von Ihnen meine letzte Bitte erfüllt zu wissen. Schenken Sie meiner armen Karoline meine ganzen Sachen, ausgenommen die zwei neuen Kragen für Luisen und einen Mantel und meine Ohrringe, und für Wilhelm meiner Seligen Mutter Ring und noch den kleinen; für Sie liebe Tante ist der Ring mit den Steinen

Lebt wohl meine Lieben, Friede sei mit Euch, dort sehen wir uns wieder!

Lassen Sie mich nicht oeffnen, Auguste.
damit ich Ruhe habe.

Daß dieser zu den Acten genommene Brief wirklich von der Auguste Ahrends geschrieben worden war, unterlag keinem Zweifel. Er wurde in ihrer Kammer unter ihrem Umschlagetuch gefunden. Auch sind ein Stammbuchblatt, welches sie am Tag vor ihrem Tod nach beschwornen Aussagen für eine Freundin schrieb,

und zwei Copien von Befundscheinen, die sie nach der beeidigten Aussage ihres Onkels für diesen geschrieben hatte, zu den Acten gebracht worden, in welchen, und vorzüglich in der flüchtigen Schrift der letzteren, die Schriftzüge jenes Briefes mit Sicherheit wieder zu erkennen waren.

Auch von der Hand Carl Gruberts sind drei auf seine That sich beziehende Briefe zu den Acten gebracht worden. Sie charakterisiren ihn und seinen Bildungszustand, darum nachstehende buchstäblich getreue Copie derselben:

1) mit der Aufschrift: An die Aeltern in Dessau.

Liebe Aeltern

Ich sterbe mit meiner die Eifersucht ist ein Gnad
Auguste gerne Unglück.

Nehmet doch vom euren Sohn die Sachen zurück, die er hat und behaltet das Unglückskleid von meiner Auguste, zeugt es keinen Menschen. Auguste ist schwanger von mich, ich habe ihr alles vorgestellt, aber umsonst, sie will sterben und ich aus Liebe mit. Nehmt euch unser im Tode an, das ist meine letzte Bitte so wie Augustens!

Ich kriege 6 Thaler von Tocktors. Da gebt Carl L. 2 Thaler und Ludwig B. 3 Thaler, sonst in O. nichts. Bezahlt meine Schulden in Dessau.

Mein letzter Wunsch ist!

Oberröcke der Jäger*) und Vater Mandel Leopold 7 Pfeifen, der Jäger 2 Leopold 3. Vater 2. 2 Ringe

*) Der Jäger ist der bei dem Jägerbataillon stehende Bruder Namens Franz; Leopold der älteste Bruder, der Kantor in O.

Caroline. Tabackes Kasten Franz. 4 par Stiefeln 1. par Schuhe. Den Pels Leobold. ich kann nicht mehr Auguste weinet hinter mir! vergebt eurem unglücklichen Sohn

70. Aderlaß
40. Zähne
glücklich
Carl.

2) mit der Aufschrift: An meinen Bruder Leopold

Lieber Bruder

Sorge für unsere Beerdigung. daß wir beisammen liegen das ist unser letzter Wunsch.

Leb wohl

G.

3) mit der Aufschrift:

An den Jäger G. in Dessau

Nachts 12. Uhr.

Lieber Bruder!

Hier hast Du ein Andenken von Bruder Carl. trage es und gieb Carolinen eins ab. Mit den grünen Stein ist von meiner Auguste die schönke ich der Schwester, die andere dir. tragt es zum Andenken von Eurem Bruder

Leb wohl

Carl G.

Ueber diese Briefe gab er folgende Auskunft:

„Den Brief an meinen Bruder Leopold, den Cantor zu O., schrieb ich am Freitag Abend auf Verlangen der Auguste und in derselben Gegenwart; die Briefe an meine Eltern und an meinen Bruder Franz, den Jäger, hatte ich schon vorher geschrieben, und beim Schreiben des Briefes an die Eltern war Auguste ebenfalls zugegen, und sie stand wei-

nend hinter mir. Was die in dem Brief an Franz erwähnten Andenken betrifft, so waren solches zwei Busennadeln, von denen ich die eine von der Auguste zum Geschenk erhalten und öffentlich getragen hatte."

Wegen des in dem Briefe an seine Eltern erwähnten „Unglückskleides:"

„Auguste trug dieses Kleid am Donnerstag vor ihrem Tode. Abends etwa um 9 Uhr wollte ich sie umarmen, aber sie entzog sich meiner Umarmung, unter dem Vorgeben: daß ihre Tante käme. Da ich überzeugt war, daß dies nicht der Fall sei, so hielt ich die Auguste beim Kleide fest, und da sie mit Gewalt zog, so kam ein Riß in das Kleid. Auguste war hierüber aufgebracht, und da ich sagte: was ist mit dem Kleide, ich kaufe ein neues, so ward sie noch mehr erzürnt. Dies ärgerte mich, ich gerieth darüber in Zorn, und nachdem Auguste das Kleid ausgezogen hatte, ergriff ich es und riß es vollends in Stücken. Auguste war hierüber sehr betreten und fürchtete, daß ihre Tante das Kleid finden möchte, weshalb sie es mir gab, um es wegzuschaffen."

In Hinsicht der in diesem Briefe erwähnten Eifersucht:

„Jener Brief hat keinen rechten Zusammenhang, und ich habe ihn ohne Besinnung geschrieben. Ich will jedoch nicht in Abrede stellen, daß ich wirklich eifersüchtig war und der Auguste darüber öfters Vorwürfe gemacht habe, aber ich hatte es eigentlich nicht nöthig."

Die Wunde, welche Carl Grubert sich selbst beigebracht zu haben behauptete, wurde bei ihm vorgefunden. Sie hatte an der äußern obern Seite des Anfangs des linken Ellbogens bloß die äußere Hautbedeckung und nicht einmal die Fetthaut verletzt, war einen Zoll lang, $^1/_6$ Zoll breit, und augenscheinlich durch ein scharfes Instrument bewirkt.

Auf den ersten Anblick will es den Anschein gewinnen, daß, da die Charaktere Augustens und dieses Carl Grubert's so ganz von einander verschieden waren, es kaum denkbar sei, daß Beide zu einem Liebesverständniß sich zusammen finden konnten. Und in der That ist diese Verschiedenheit sehr auffallend. Denn Auguste wird überall in den Acten als ein liebenswürdiges, gutes, sanftes, sittsames, vorzüglich gebildetes, kluges und allgemein geachtetes Mädchen geschildert, während nach ihnen Carl Grubert als ein schon in früher Jugend verdorbener, der Trägheit, Näscherei, Putzsucht und dem Romanenlesen ergebener, jähzorniger, leichtsinniger und leichtgläubiger Mensch ohne alle Bildung erscheint, der, ohne Sinn für ein Streben nach dem Bessern, bloß von den Eindrücken der Sinnlichkeit sich leiten läßt, und in seiner frühern Jugend sich sogar schon kleine Betrügereien und einen kleinen Diebstahl hatte zu Schulden kommen lassen.

Allein auf der andern Seite darf man die Allgewalt der Liebe nicht unbeachtet lassen, dieser Leidenschaft, die hier erhaltend, dort zerstörend; hier die geistige Kraft bis zu einer staunenden Höhe steigernd, dort die Vernunft bis zum Stumpfsinn und Wahnsinn niederdrückend; hier Niederes zu Höherem erhebend, dort Höheres zu Niederem herabziehend, auf jedes für sie empfängliche

Gemüth, oft bis zur gänzlichen Umgestaltung, einen ergreifenden Einfluß übt, der an das Wunderbare grenzt. Man darf ferner nicht vergessen, daß besonders in dem von sinnlicher Liebe erregten Menschen die thierische Natur so vorherrschend ist, daß man ganz falsch schließen würde, wenn man dessen Handlungen nach allgemeinen psychologischen Regeln beurtheilen wollte.

Nimmt man nun noch hinzu, daß oft zwischen Schein und Wahrheit unbemerkt eine große Kluft sich hinzieht, so ist es an und für sich gar wohl denkbar, daß Auguste, voll Lebensgluth, trotz aller Verachtung gegen diesen erbärmlichen Wicht nach und nach so weit sinken konnte, um der sinnlichen Lust in seinen Umarmungen zu verfallen.

Doch der bessere Mensch erwacht nach dem Rausche der Sinne, er sträubt sich gegen die tyrannische Herrschaft seiner Sinnlichkeit, stärkt sich zu guten Entschlüssen, und freut sich seines Sieges, bis vielleicht ein neuer Sturm der Leidenschaft ihn in den kaum bekämpften Strudel zurückwirft.

Auch Auguste mochte vielleicht lange die Folter eines solchen Wechsels zwischen Sinnenrausch und Selbstverachtung tief empfunden haben. Die vorzügliche äußere Achtung, die sie von Jedem, der sie kannte, genoß, war vielleicht noch der einzige Trost, der ihren Zustand erträglich machte. Achtung seiner Zeitgenossen hält mit Recht jedes für das Gute noch empfängliche Gemüth für sein schönstes, sicherstes Glück. Doch diese Achtung mußte sie bald für immer verlieren. Sie fühlte sich schwanger; es mußte bald an den Tag kommen, daß sie diese Achtung nicht verdiente. Wie ein Blitzstrahl traf sie die Vorstellung, daß sie ihr Lebensziel verfehlt habe,

und unwillkürlich reihete sich an diese Vorstellung der Gedanke der Vernichtung. Vielleicht blieb ihr Fall durch ein rasches Ende ihres irdischen Daseins verborgen; darum ergriff sie sofort den Gedanken an einen Selbstmord mit Heftigkeit; darum war es ihr erwünscht, daß Carl Grubert mit ihr zu sterben sich entschloß; darum hüllte sie die Veranlassung ihres Todes in ihrem Brief in ein mystisches Dunkel, aus dem wenigstens so viel Licht hervorgehen sollte, daß sie die wüthende Liebe Carl Gruberts nicht befriedigt habe; darum bat sie auch in ihrem Brief, daß man sie nicht öffnen möchte.

Mit dieser Entwickelung des Seelenzustandes der Auguste in der Zeit ihres Zerfallens mit der Sittlichkeit soll nicht gesagt werden, daß er sich nothwendig so gestalten mußte; der Kenner des menschlichen Gemüthes und seiner Richtungen wird aber gewiß zugeben, daß dieses Bild psychologisch richtig gezeichnet sei.

In Hinsicht auf Carl Grubert liegen in den Acten manche Umstände vor, welche es zweifelhaft machen, ob er die Absicht, mit ihr zu sterben, auch wirklich gehabt habe.

Sein selbst zugegebenes Schwanken in seinem Entschlusse, seine Ueberredungen, die er anwendete, um die Auguste von ihrem Entschlusse abzuhalten; seine Unentschlossenheit, die ihn abhielt das Schicksal seiner dem Tod schon geweiheten Geliebten zu theilen; seine bis zum letzten Augenblicke genährte Hoffnung, daß irgend ein dazwischen tretender Zufall die That verhindern möchte, dies Alles scheint das Gegentheil zu beweisen.

Wenn man aber erwägt, daß er in den Acten als ein Mensch ohne allen Charakter erscheint, so erhellt daraus,

daß es ganz natürlich und seiner Persönlichkeit angemessen war, daß er unentschlossen handelte. Bei leidenschaftlichen Romanenlesern pflegt gewöhnlich das sittliche und religiöse Gefühl unter den verworrenen Bildern, welche die Floskeln der Romanschreiber in dem Gemüth zurücklassen, in wirrer unklarer Anschauung verdunkelt und begraben zu werden. Bei seiner heftigen Liebe, bei der Gewalt, welche Auguste, nach Beider Persönlichkeit, über ihn nothwendig ausüben mußte, und auch allem Anschein nach wirklich ausübte, mochte ihm *jetzt* der Tod mit der Geliebten, die nun einmal sterben wollte, nach dem Muster seiner Helden, groß und erhaben erscheinen, und *zu einer andern Zeit* mochte dagegen die jugendliche Lebenslust eines sinnlichen jungen Menschen ihn wieder von einem solchen Heldentod abschrecken. Doch Auguste wollte es so, und es mußte geschehen. Zuvor aber rief ihm sein Gewissen das Gebot zu: *Du sollst nicht tödten!* und er erwiderte der sein Gewissen beschwichtigenden Geliebten: *Gott richtet mich!*

Selbst entschlossene Menschen kommen, wenn sie eine im Rausch aufgeregter Sinne beschlossene und vollführte That vollbracht haben, durch den Anblick von Blut urplötzlich zur nüchternen Besinnung zurück, und es war daher wieder ganz natürlich, daß Carl Grubert, als er die That an der Auguste vollbracht hatte, nicht Kraft genug besaß, den Ausspruch seiner Geliebten an sich zu vollstrecken, und er entfloh. Unmittelbar nach der That aber bewies er in dem Geständniß an seinen Bruder, daß die Ueberzeugung von dem alten, in der Idee des Volkes lebendig fortwaltenden Urtheile: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!

auch in ihm noch fortlebe; denn in der Absicht, auf diese Weise zu sterben, überlieferte er sich dem Gericht.

Auch dieses Bild von seinem Gemüthszustand vor, bei und nach der That, dürfte als ein die Wahrheit richtig darstellendes erscheinen, und dies um so mehr, als jede andere Vermuthung von seinen Thatäußerungen und seiner Absicht, in Beziehung auf den Tod der Auguste, sich in das Gebiet der Unwahrscheinlichkeit verliert. Seine Eifersucht, welcher er in seinem Brief an seine Eltern erwähnt, konnte, den Acten nach, unmöglich bis zu einem Grade gesteigert sein, der ihn hätte bestimmen können, die Auguste deshalb zu tödten, und die Absicht, sie durch den Tod wegen ihrer Schwängerung abzufinden, ist bei seiner Liebe zu ihr und seinem Leichtsinn durchaus unwahrscheinlich.

Aber, wendet das sittliche Gefühl gegen sein Geständniß noch ein, wie soll man es für möglich halten, daß er, und vorzüglich die Auguste, im Angesicht des ihnen nahenden, von ihr sogar sehnlich erwarteten Todes, der Sinneslust in der von ihm S. 197 angegebenen Art fröhnen konnten? Auch dieser Theil des Geständnisses ist indessen nicht unwahrscheinlich. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß bei vielen Menschen der Geschlechtstrieb kein Gebot kennt, die Vernunft geht bei ihnen zur Frohne, und sträubt sich vergebens gegen die Herabwürdigung der geistigen Persönlichkeit des Menschen bis in das Reich der viehischen Natur; sie liegt ganz in Ohnmacht, wenn dieser Trieb in seinen gewaltigen Ausbrüchen tobt. Dies war auch hier vermuthlich der Fall; wenigstens ist dies viel wahrscheinlicher, als daß Carl Grubert sich selbst und seiner Geliebten eine so empörende Rohheit bloß an-

gedichtet haben sollte. Nirgends findet man ein Motiv, welches ihn hätte vermögen können, diesen Umstand anzugeben, als die Absicht, in allen seinen Beziehungen zu der Getödteten die volle Wahrheit zu bekennen. Auch fand dieser Umstand im gerichtsärztlichen Gutachten über den Sectionsbefund seine Bestätigung. (S. 191 Note.)

Dieses sonach an und für sich wahrscheinliche Geständniß des Carl Grubert wird aber auch durch mehre in den Akten erhobene, für dessen Wahrheit zeugende, Anzeigen bestätigt. Ueberall, wo Spuren in Beziehungen Carl Gruberts zu seiner Geliebten und zu seiner That in der Außenwelt hervortreten, stimmen diese Wahrnehmungen im Wesentlichen mit seinem Geständniß überein. Insbesondere beweiset der von ihr geschriebene Brief, daß sie von ihrem nah bevorstehenden Tod vorher unterrichtet war, während das ärztliche Gutachten darthut, daß sie dem häufigen Genuß der sinnlichen Liebe verfallen sein mußte, daß sich Anzeigen einer Schwangerschaft an ihr vorfanden, und daß ihre Wunden von der Beschaffenheit waren, daß sich daraus mit Sicherheit auf ihre Einwilligung in die Tödtung schließen ließ. Auch läßt in Ermangelung aller Spuren einer sonst erlittenen Gewalt, bei der Nähe, in welcher von ihr Hülfe durch ihren, ihrer Kammer gegenüberschlafenden, Onkel angerufen werden konnte, mit Wahrscheinlichkeit sich nicht annehmen, daß Carl Grubert ihr wider ihren Willen erst Gift beibringen und sodann sie durch die an ihr gefundenen Wunden hätte tödten können.

Carl Grubert ward, kraft richterlicher — aus dem Arbitrium des Rechtsgefühls im Anhalt an das positive Gesetz gegriffener — Ermessung, zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Es bietet sich hier eine nicht vorbei zu lassende Gelegenheit dar, die um ihrer rechtsphilosophischen Pointen willen höchst interessante, um ihres Conflicts mit einerseits rein ethischen Prinzipien und andrerseits mit dogmatischen Religionssätzen willen, höchst schwierige und darum verwickelte Frage:

ob eine mit Einwilligung, ja auf Bitten (und Geheiß) des Getödteten vorgenommene Tödtung strafbar sei?

an diesem Fall näher zu betrachten und ihre Erörterung vom criminalistischen Standpunkt aus zu versuchen. Es ist dies von Interesse für die Uebung des praktischen actuellen Rechtsgefühls, und wenn auch derartige Tödtungsfälle vergleichungsweis seltner zur gerichtlichen Verhandlung kommen, so sind sie doch an und für sich schon oft genug vorgekommen, namentlich in Fällen, wo Doppel-Selbstmord beschlossen und gemeinschaftlich zur Ausführuug gebracht wurde, aber nur halb gelang.

Es waltet hier eine große Verschiedenheit in den Ansichten der Rechtslehrer ob.

Einige wollen eine solche Tödtung mit der „ordentlichen Strafe“ der Tödtung geahndet wissen. — Der alte Leyser führt das Beispiel eines Schmeichlers an, „der sich immer gegen große Herren mit dem Maul vernehmen ließ: er wolle gerne seinen Kopf vor sie hergeben, wenn er ihnen damit dienen könnte,

der auch so verwegen war, daß er oft deshalb seinen Kopf auf den Tisch legte. Als er nun dieser Aufschneiderei gegen einen General Fr. Grafen von T. auch sich bediente, fragte derselbe: Ob es denn auch sein rechter Ernst sei? Als nun dieser mit Ja geantwortet, und den Kopf, seiner Gewohnheit nach, auf den Tisch legte, hieb der Graf mit seinem Säbel, ehe einer sich dessen versahe, hin, und schlug ihm den Kopf herab. Dieser Herr hat sich zwar eine Zeit lang solches Todtschlages halber auswärts aufgehalten, ist aber doch ausgesöhnt worden."

Der scharfsinnige Grolman sagt in seinen „Grundsätzen der Criminalrechtswissenschaft": „Die Tödtung muß als Rechtsverletzung erscheinen. Darum ist derjenige nicht Verbrecher, welcher einen Rechtlosen oder zu Folge des Rechtes der Nothwehr tödtet, wohl aber derjenige, welcher einem Einwilligenden das Leben nimmt, denn das volenti non fit injuria setzt voraus, daß der Berechtigte 1) überhaupt über seine Rechte und 2) auch über das bestimmte Recht, von welchem die Rede ist, mit rechtlicher Wirkung zu verfügen im Stande gewesen sei. Diese letztere Rücksicht beschränkt jene Rechtswahrheit daher nothwendig auf die veräußerlichen Rechte." Indessen setzt er in der Anmerkung mildernd hinzu: „Wohl aber kann in einem solchen Falle das Vorgeben, daß der Handelnde seine Handlung nicht für strafbar gehalten habe, als nicht affectirt erscheinen, und alsdann vielleicht nur das Dasein einer geringen, entfernten culpa angenommen werden müssen."

Auch Andere sehen eine solche Tödtung für eine culpose Tödtung an. Gegen diese Theorie läßt sich indessen

einwenden, daß, weil Der, welcher absichtlich einen Einwilligenden tödtete, seine Absicht doch wirklich auf eine Tödtung gerichtet hatte, dessen Vergehen wohl weder für eine blos culpose Tödtung zu halten, noch nach den von dieser geltenden Grundsätzen, welche voraussetzen, daß die Absicht des Thäters nicht auf Tödtung gerichtet sei, zu beurtheilen sein möchte.

Neuerer Zeit ist (vorzüglich von Tittmann, Stübel und Henke) die Meinung aufgestellt worden, daß eine Tödtung nach erfolgter Einwilligung des Getödteten blos als Theilnahme am Selbstmord, mithin als Polizeivergehen, strafbar sei. Stübel in seinem Werke „Ueber den Thatbestand der Verbrechen", sagt darüber: „Sodann begründet auch die freiwillige Verzichtleistung auf unsere Rechte den Zustand der Rechtlosigkeit. Eine Verletzung in Ansehung eines Rechtes, dessen sich Jemand begeben hat, ist nicht denkbar, und die Versagung eines solchen Rechts kann als ein Verbrechen nicht angesehen werden. Wer Jemanden auf sein Verlangen mit Schimpfnamen belegt, oder wohl gar thätlich behandelt und verwundet, der begehet weder eine Verbal- noch eine Realinjurie. Eben so hebt auch die freiwillige Begebung des Rechtes auf Leben, von Seiten des Getödteten, den Begriff des Verbrechens einer Tödtung auf. Gleichwohl hat man einen großen Streit erhoben, wie man die Tödtung eines Einwilligenden anzusehen habe. Dieser ist aber leicht zu entscheiden, wenn man auf den Unterschied der Rechte, da einige veräußerlich, andere aber unveräußerlich sind, Rücksicht nimmt. In Ansehung jener bleibt es bei der Regel. Was aber die unveräußerlichen Rechte betrifft, so sind sie entweder in

den positiven Gesetzen dafür ausdrücklich erklärt oder nicht. Im letztern Falle ist die Begebung eines unveräußerlichen Rechtes blos eine unmoralische Handlung, und derjenige, der davon Gebrauch macht, wird Theilnehmer derselben. Da aber die Unmoralität für sich allein noch kein Verbrechen begründet, so kann in dem Falle nicht davon die Rede sein. In dem ersten Falle ist die Entsagung eines unveräußerlichen Rechts zugleich eine Polizeivergehung. Alle Gesetze, welche blos unmoralische Handlungen und keine Rechtsverletzungen zum Gegenstande haben, sind Polizeigesetze, und die Uebertretungen derselben Polizeivergehen. Diese Bewandtniß hat es mit der Entsagung des Rechtes auf Leben. Es ist dasselbe nicht nur an sich, sondern auch nach den positiven Gesetzen unveräußerlich. Der Selbstmord ist daher in Beziehung auf den Staat eine Polizeivergehung. Derjenige, welcher sich von einem Andern tödten laßt, begehet eben sowohl einen Selbstmord, als wenn er selbst Hand an sich legt. Und der Andere, welcher den Wunsch des Erstern in Erfüllung bringt, macht sich keineswegs des Verbrechens einer Tödtung schuldig, sondern blos des Selbstmordes theilhaftig. Da nun aber der Selbstmord eine sehr wichtige Polizeivergehung ist, so würde ein Theilnehmer desselben vorzüglich strafbar sein." — „Selbsttödtung ist als eine Verlassung seiner selbst (Derelictio sui ipsius) anzusehen. Wenn daher Jemand einwilligt, daß ein Anderer ihn tödte, so giebt er sein Recht auf Leben auf, und dieser Andere concurrirt dann bei einer solchen Tödtung nur als eine Mittelsperson; er ist, nach der Sprache der Criminalisten, physischer und jener psychologischer Theil-

nehmer an der Handlung. Erlangt nun auch Niemand gegen denjenigen, welcher erklärt hat, daß er auf sein Leben als den Gegenstand eines Urrechtes, verzichte, und dessen Vernichtung von einem Andern geschehen lassen wolle, aus dieser Erklärung das Recht, von ihm zu fordern, daß er derselben nachkomme, ist vielmehr der Verzichtende vollkommen berechtigt, jene Erklärung in jedem Augenblick zu widerrufen, so wird doch, wenn dieser Widerruf nicht erfolgt, und jener Andere diese Vernichtung bewirkt, ein Recht des Verzichtenden nicht eigentlich verletzt, sondern diese Vernichtung ist zwar eine unmoralische, in Beziehung auf den Verzichtenden jedoch eine relativ rechtliche Handlung. Nun ist aber der Selbstmord nur als ein Polizeivergehen anzusehen, folglich kann die Theilnahme an demselben auch nur als Polizeivergehen bestraft werden."

So einnehmend diese Theorie sich in dem ersten Anschein auch darstellen mag, so kann sie doch bei näherer Prüfung als rechtlich haltbar sich nicht bewähren. Denn

1) stimmt es weder mit der allgemeinen noch mit der juristischen Logik überein, wenn man die Tödtung eines Einwilligenden „Theilnahme an einem Selbstmord" nennen will. Vergehungen, welche besondere Beziehungen zwischen dem Object und dem Subject des Vergehens voraussetzen, können nur von und an Personen begangen werden, in welchen sich diese Beziehungen vorfinden. So wie daher der Verwandtenmord nur von Verwandten an Verwandten verübt wird, so kann der Selbstmord nur an sich selbst verübt werden. Wer einen Andern mit dessen Einwilligung tödtet, begeht also

offenbar keinen Selbstmord, eben weil er nicht sich selbst tödtet, und Derjenige, welcher von einem Andern getödtet wird, nachdem er in seine Tödtung einwilligte, ist, der That nach, ebenfalls kein Selbstmörder, eben weil ihn ein Anderer tödtet.

2) Durch bloße Worte und Willenserklärungen kann der Mensch zwar das Eigenthum von Sachen aufgeben, nicht aber sein Leben; weder rechtlich noch physisch.

Rechtlich nicht, weil das Leben ein unveräußerliches Gut, ein Urrecht ist. Da nun aber das Sittengesetz die Veräußerung der Urrechte verbietet, so ist sie unmoralisch. Wenn mithin Jemand dennoch erklärt hätte, daß er auf ein solches Recht verzichte, und mit einem Andern, daß er den Gegenstand dieses Rechtes vernichte, übereingekommen wäre, so würde diese Uebereinkunft ein „pactum turpe" sein. Ein solcher Vertrag ist aber nichtig. Die Vernunft würde mit sich selbst in Widerspruch gerathen, wenn sie Das, was sie im Allgemeinen verbietet, Jemandem gestattete oder auflegte.

Physisch aber tödtet das Wort unmittelbar und allein nicht den Leib. Der Mensch, spräche er auch tausendmal: „ich will sterben, will nicht mehr leben!" lebt fort so lange als sein Lebensfaden reicht, wenn nicht er oder ein Anderer zu diesen Worten noch die That treten läßt.

3) Einer Rechtsverletzung des Einwilligenden macht sich Der, welcher ihn tödtet, selbst nach Stübel's Voraussetzungen, wenigstens in so weit schuldig, als er denselben, durch die wirkliche Tödtung, des Rechtes beraubt, seine Einwilligung zurückzunehmen, welches ihm, auch nach Stübel's Theorie, zu jeder Zeit frei steht.

Stellt sich nun hiernach die Theorie, daß die Tödtung eines Einwilligenden als Theilnahme am Selbstmord anzusehen sei, als unanwendbar dar, so kommt man darauf zurück, daß dieselbe als **Tödtung** betrachtet werden müsse, und es wird nunmehr nur noch näher auseinanderzusetzen sein, in wie weit durch die Einwilligung des Getödteten die **objectiven** und **subjectiven** Gründe der Strafbarkeit des Verbrechens der Tödtung modificirt werden.

Objective Gründe der Strafbarkeit des Verbrechens der Tödtung sind:

1) Die Verletzung des Rechtes und die Verpflichtung des Staates, das Leben seiner Staatsbürger zu schützen. Dieses Recht und diese Verbindlichkeit sind ganz allgemein und leiden keine Ausnahme. Selbst gegen Den, der sein Leben aufgeben will, läßt der Staat diesen Schutz walten. Er hält physisch und psychologisch vom Selbstmord ab. Physisch durch Haft und Bewachung Derjenigen, welche ihre auf Selbstmord gerichtete Absicht an den Tag gelegt haben und darin beharren. Psychologisch durch Belehrung über das Unmoralische des Selbstmordes und durch die Vorstellung von Entehrung, welche, wenigstens im Glauben des Volkes, den Körper eines Selbstmörders trifft. Verletzt also selbst der Selbstmörder durch seine Lebensberaubung dieses Recht des Staates, so geschieht dies gewiß um so mehr von Demjenigen, der einen Einwilligenden tödtet.

2) Durch Tödtung wird aber zugleich auch ein Mitbürger in seinem theuersten physischen Eigenthum verletzt, in dem Recht auf Leben. Willigte der Verletzte in diese Verletzung ein, so wird der Charakter der

Strafbarkeit derselben zwar sehr gemildert, aber keineswegs gänzlich aufgehoben. Es liegt ungeachtet jener Einwilligung in einer solchen Tödtung immer noch eine Rechtsverletzung des Getödteten. Denn

a) fehlt es Dem, welcher eine solche Einwilligung giebt, an richtigen moralischen Begriffen über die Bestimmung des Menschen, an religiöser Ergebung und an einer richtigen Anschauung einer höhern Weltordnung; er ist in Beziehung auf die Bewegungsgründe zu dieser Einwilligung in einem wesentlichen Irrthum befangen, und dieselbe leidet daher an einem wesentlichen Erforderniß jeder Einwilligung Mangel. Macht nun Jemand von einer solchen Einwilligung Gebrauch, so benutzt er diesen Irrthum zum Verderben des Andern und verletzt ihn an seinem höchsten irdischen Gut, an dem unveräußerlichen Recht auf Leben, das dieser durch seine auf Irrthum gegründete Einwilligung niemals aufgegeben hat. Sodann beraubt

b) Derjenige, welcher Jemanden tödtet, der in seinen Tod einwilligte, diesen, wie schon oben bemerkt worden, auf jeden Fall des Rechtes, seine Einwilligung zu jeder Zeit wieder zurückzunehmen.

c) In Hinsicht der **subjectiven** Gründe der Strafbarkeit läßt sich bei Demjenigen, welcher einen Andern mit dessen Einwilligung tödtet, im Allgemeinen das Bewußtsein der Strafbarkeit seiner Handlung voraussetzen. Das Gebot: Du sollst nicht tödten, und der Satz: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden, ist dem Volke so lebendig eingeprägt, daß die Begründung der Behauptung Desjenigen, welcher einen Einwilligenden tödtete: seine Handlung nicht für strafbar

gehalten zu haben, nicht zu vermuthen ist. Dagegen ist es nicht zu verkennen, daß die sinnliche Triebfeder, welche Jemanden zu der Absicht, einen Einwilligenden zu tödten, antreibt, durchaus nicht so verderblich, gefährlich und verdammungswürdig ist, als dies bei Tödtungen wider Willen des Getödteten der Fall zu sein pflegt. Wer einen Einwilligenden tödtet, hat nicht den Trieb, ihm zu schaden, sondern er glaubt in der Regel, ihm einen Dienst zu erweisen. Mitleiden, Liebe und Zuneigung sind in der Regel die Triebfedern seiner Handlung.

Die sinnlichen Triebfedern sind nun aber ein Hauptmoment der Strafbestimmung, und es wird daher für den vorliegenden Fall darauf ankommen, hier noch zu zeigen, daß auch bei dem, mit einer bestimmten Strafe bedrohten, Verbrechen der Tödtung die Berücksichtigung der leitenden Impulse von den Gesetzen gestattet werde.

Ist auch im Allgemeinen die Strafe der Tödtung bestimmt ausgesprochen, so darf auf eine andere als die bestimmte Strafe erkannt werden, wenn Fälle zu entscheiden sind, in denen die objectiven und subjectiven Gründe, welche die Strafbarkeit der Tödtung bis zur Todeswürdigkeit steigern, gar nicht vorgefunden werden.

Daß nun aber ein solcher Fall hier vorlag, ist nicht zu bezweifeln.

1) In objectiver Hinsicht ist nach der obigen Beurtheilung der Thatsachen anzunehmen, daß Auguste Arends die Absicht hatte, sich selbst zu tödten, daß sie diese Absicht nicht nur beharrlich verfolgte, sondern sogar zweimal einen Versuch machte, sich zu vergiften, so daß mithin kaum zu erwarten war, sie werde sich durch Carl Grubert's Weigerung, sie zu tödten, abhalten lassen, sich selbst

das Leben zu nehmen. Der strafbare Charakter der in der Tödtung eines Mitbürgers liegenden Verletzung eines Privatrechtes erscheint also hier als ganz besonders gemildert, obgleich nicht bis zur gänzlichen Straflosigkeit. Dagegen verletzte Grubert durch seine That nicht nur das Recht des Staates auf das Leben seiner Staatsbürger, sondern auch das Recht desselben auf das Leben eines Embryo, dessen Existenz zwar nicht evident dargethan, aber doch als höchst wahrscheinlich vermuthet werden konnte.

2) In subjectiver Hinsicht war Carl Grubert zwar, wie oben näher ausgeführt worden, sich bewußt, daß er unrecht handle, ja er hielt sich, kurz nach der That, bis zur Todeswürdigkeit strafbar. Indessen trat bei ihm doch der oben ausgeführte Satz: daß im Allgemeinen die Triebfeder Desjenigen, der einen Einwilligenden tödtet, nicht so verdammlich erscheine, als bei einer Tödtung wider Willen, ganz vorzüglich mildernd hervor. Er tödtete die Arends aus Liebe zu ihr, im Rausch der Leidenschaft, wahrscheinlich selbst in einer Aufregung des Blutes durch Wein, in einer Zeit, zu welcher er selbst allem Anschein nach sein Leben aufzugeben beabsichtigte, und überdies sehr wahrscheinlich nur durch ihre wiederholten inständigen Bitten dazu überredet.

3.

Gabriel Herrmann, das Opfer der Verführung eines buhlerischen Weibes.

Der Mord, der zu diesem Criminalfall Anlaß gab, geschah in den dreißiger Jahren zu Heibronn. Es war ein Gatten-Mord, angestiftet von einem ruchlosen, ebenso verbuhlten als abgefeimten Weib, die ihres Mannes satt war, ausgeführt durch einen unverdorbenen, bis dahin reinen Jüngling von kaum 22 Jahren, der ihrer Verführung erlag und zum blinden Werkzeug in ihrer Hand wurde.

Dieser Fall ist von hohem psychologischem Interesse. Er bietet die merkwürdige Erscheinung, daß die Tödtung, die hier von zwei Mitschuldigen (Complicen) begangen wurde, in Beziehung zu dem einen (dem Weibe des Ermordeten) als **Mord**, in Beziehung zu dem andern (dem eigentlichen Tödter) aber nur als **Todtschlag** — als Todtschlag im **Affect** begangen -- criminalistisch zu classificiren ist; **Sie** ist die intellectuelle Urheberin eines Mordes, **Er** der physische Urheber eines Todtschlags.

Auch **Das** ist von eigenthümlichem Interesse, daß eine treue Darstellung des Falles, die ihn in seiner ganzen Individualität erkennen läßt, von dem Verbrecher selbst niedergeschrieben wurde — in einem Brief an seine alte Mutter, nach geschlossener Untersuchung aus dem Gefängniß, und in sicherer Erwartung des (auch nicht ausgebliebenen) Todesurtheils. Dieser Brief —

wir geben ihn unabgeändert in seiner einfachen und natürlichen, treuherzigen und darum das Gepräge ungeschminkter Wahrheit an sich tragenden Schreibart — giebt uns das treueste Bild der That und des Thäters und gewinnt, trotz dem Abscheu vor der That, dem unglücklichen Thäter unser ganzes Mitgefühl. Es herrscht nicht darin die feurige schwungvolle Sprache Adrian Lafargue's, dessen Verbrechens-Geschichte die erste Mittheilung dieser „Galerie" (s. vorh.) mittheilte. — Gabriel Herrmann, ein Schreiner, wie Jener, weiß nichts von südlicher Gluth; ist er doch von Geburt nicht einmal ein Süd-Deutscher, geschweige denn ein Süd-Franzos; auch ist sein Geist nicht so gebildet wie der des romantischen Lafargue's. Aber es kommt darauf an, ob nicht die Mehrzahl unserer Leser sein Brief mehr ansprechen wird, als Lafargue's Rede.

Gabriel Herrmann war aus Koburg gebürtig und der uneheliche und einzige Sohn einer Frau aus den untern Ständen. Der Erschlagene war der Schreiner Mayer zu Heilbronn, bei welchem er als Geselle in Arbeit stand. Sein Brief an die Mutter soll uns sein Verbrechen erzählen, und sich ihm die weitere Darstellung, beziehungsweise die psychologische Erörterung anreihen.

Brief Gabriel Herrmann's

aus dem Gefängniß zum „Kloster" in Heilbronn an seine Mutter zu Koburg.

Heilbronn, den 27. Mai 1837.

Liebe Mutter!

Deinen trostvollen Brief erhielt ich am 16. Mai d. J. mit der Foderung, daß ich Dir die ganze Sache schreiben soll, welches ich Dir in meinem letzten Briefe abgeschlagen habe, weil ich der Meinung bin, es wird mir nichts helfen; aber damit Dein Herz zu beruhigen, will und muß ich es doch thun.

Ich, Dein unglücklicher Sohn Herrmann sucht Dein mütterliches und hoffnungsloses Herz so viel wie möglich zu beruhigen. Ja, Du glaubst, wie ich fand in Deinem Briefe, daß ich an Ketten und Banden liege; so haben sie es doch nicht gemeint mit mir, wenn es nicht noch kommt.

Ich habe auch ein geräumiges Gefängniß, wo ich eine Aussicht habe in einen Gemüsegarten, im Kloster, wo es auch ziemlich unterhaltend ist; doch aber die Todesstunde schwebt täglich in mir, auch wird mir nichts Anderes übrig bleiben. So verlasse ich mich auf Gottes Rath, weil dieser doch der beste ist. — Du schreibst mir auch, daß Du die ganze Sache dem Herrn H. übergeben hättest; aber nach meiner Meinung wird es mir nichts helfen können, weil er die hiesigen Gesetze wahrscheinlich nicht wissen wird; und dazu ist mir ja ein Rechtsgelehrter der Sachen zu vertheidigen gestellt. Ich theile

nun den Vorfall nach Deinem Verlangen und mit der ganzen reinsten Wahrheit mit; solltest Du mir helfen können mit Etwas, so weiß ich gewiß, daß Du mich nicht verlassen wirst.

Wie ich aus dem Hospital kam, bin ich gekommen zum Meister Baier; aber vorher bin ich zum alten Mayer, um mich zu bedanken, weil seine Tochter mir alle Tage Essen und Trinken brachte, und selbst der Herr Mayer besuchte mich, und gab mir Geld, wo ich doch nicht mehr bei ihm war; daher stellte er es mir frei, ob ich wieder bei ihm anfangen wollte, oder bei einem andern probiren; wenn mir es dann nicht gefallen würde, so könnte ich wieder zu ihm; aber die Regina, seine Tochter, sagte: ich sollte zu ihrem Bruder; ich habe ihr's zwar versprochen, da ich aber auf die Herberge kam, war da der Meister Baier, und fragte mich, ob ich wieder zum alten Mayer käme? ich sagte nein; ich habe es nicht sagen mögen, daß ich zum Sohn sollte, weil ich glaubte, es möchte keine Ordnung dort sein, weil dessen Frau bei ihren Eltern noch war, und er in seinen Sachen sehr nachlässig gewesen ist; da sagte Baier, ich sollte zu ihm gehen, welches ich gleich zugab.

Den folgenden Sonntag begegnet mir der Mayer, und wahrscheinlich muß seine Schwester gefragt haben, ob ich gekommen wäre, und fragte, warum ich nicht zu ihm sei; da sagte ich, es könnte der Fall sein, daß ich in 8 Tagen wieder wegginge, weil ich eine simple Arbeit hätte, da wollte ich dann zu ihm.

Die folgende Woche, ich kann es aber nicht bestimmen, ob es im Juni oder Juli gewesen ist, da lief ich meinem Unglück entgegen; so lang' s i e nicht da war,

war doch vor alles gesorgt und ging auch recht gut, aber wie sie kam, änderte sich alles. Es war noch ein Gesell da, der mußte auf den ersten Sonntag weg, und ich war blos nur noch allein.

Gegenüber wohnte ein Glaser, der zwei Gesellen hatte, die besuchten mich alle Abend, und meine Werkstatt war in der Scheuer im Sommer.

Einige Abend, das war vielleicht 4 Wochen, daß sie da war, wurde sie sehr bekannt mit mir, wo hätte ich aber geglaubt, daß sie solches hinter mir suchte. Sie sprach zum Fenster heraus, ruft' mich aber allein hin, und wie sie mit mir gesprochen hatte, sagte sie, wir dürften nicht mit einander sprechen, sonst könnten die Leute glauben, wir hätten etwas mit einander; da mein Herz aber von nichts wußte, sagt' ich, die Leute würden doch nicht so empfindlich sein. „Ja Sie kennen sie noch nicht recht, aber es wäre kein Unglück.“ Dann bietet sie mir eine gute Nacht und machte das Fenster zu, und so mehrere Abend

Sie kam öfters, und klagte mir, daß ihr Mann Geld ausgeführt hätte, und niemals wollte er es gestehen, das hätte sie schon entsetzlich erzürnt.

Sie hielt sich manche Stunde bei mir auf, hatte aber nichts Unrechtes gesprochen; später aber holte sie oft Hobelspäne und Holz, und bediente sich die Ausdrücke, hielt den Schurz vor, und sagte: „ich will Ihnen auch aufheben, langen Sie mir das Holz und die Hobelspäne; ist das recht?“ und so mehrere Sachen. Es kam die Zeit, da es sehr kalt wurde; ich habe mich beklagt, daß ich nicht hier haußen arbeiten könnte. Meine Hobelbank kam in die Stube, dann war alles fertig.

Sie erzählte mir ihre Sache, nehmlich: „Sie hätte keine Freude mehr an Liebesgeschichten", dann sagte ich: „ja Sie haben ja Ihren Mann." „Eben das meine ich, denn keine rechte Liebe hat er doch nicht mehr." „In einer Hinsicht glaube ich es schon." „Ja, wenn Sie es wüßten, würden sie es freilich sagen, ich habe recht." „Man spricht, die Liebe soll bei Eheleuten immerwährend fortbrennen, wie ein Feuer"; dann gab sie mir zur Antwort: „Ja". Sie begleitete mich allemal bis zur Stube hinaus, wenn ich zu Bette ging. Einstmal muß es ihr arg gewesen sein, da sagt' sie, „ich sollte die Laterne nehmen, und sollte ihr zünden, sie wolle mein Bett machen; obgleich ich ihr es noch niemals thun hätte müssen." Wie sie die Decke darauf legte, sagte sie, „da Sachs, hast Du eine, aber nur eine Decke", und mehr mit dergleichen Liebesgespräch; ich wollte es nicht verstehen, hab's aber wohl verstanden.

Den andern Abend gab sie mir es ganz zu verstehen, daß schon mehrmals Leute gesagt hätten, sie sollte sich doch einen jungen Menschen anstellen, wenn sie ihren Mann nicht mehr leiden könnte, weil sie ihren Mann auch schon angetroffen hätte bei andern; und an demselbigen Tag hatte er gerade einen Rausch. Wir saßen Beide am Ofen, da fängt sie Gespräch an von der Liebesgeschichte, und sagt mir aber gleich, daß sie zu mir auch Liebe hätte, und ich zu ihr ebenfalls so. Es kam so weit, daß wir mit einander zur Küche hinaus wollten; aber sie sagte wieder, „nein, ich will es doch gehen lassen, er hat so einen großen Rausch, er könnte bald kommen; aber küssen will ich Ihnen, und morgen aber ganz gewiß soll es geschehen;" ich habe es ihr nicht abgeschlagen, denn sie hat ja lange genug mich damit herumgetrieben.

Es ist zwar eine Tugendlosigkeit gewesen von mir; die beiden Glasergesellen haben nicht mehr zu mir gedurft, sondern allein mußte ich Abends bleiben.

An dem andern Abend da ist es geschehen; schon am Tag sagte sie, „heute Abend will ich sehen, wie Sie sich dazu stellen.“ An dem andern Tag sagte sie in der Küchen, wenn man solche Liebessachen treiben würde, und per Sie sprechen, das hätte gar keinen Styl; dann sagte ich, ja man könnte sich leicht versprechen! sie sagte mir, wir sind meistentheils immer allein. Sie machte mir folgende Vorstellungen: daß sie kein Geld nehme, wie andere, sondern wenn man einander lieben würde, so müßte man doch wissen, was man zu thun hätte; ich habe es nicht gleich gewußt, was sie damit meinte, aber am Sonntag wurde ich es innen, da sagte sie, wo es Kuchen gebe, nämlich bei dem Bäcker Gleich und so noch an mehreren Orten.

Am Sonntag fragte sie mich: „Wo gehst Du hin?“ Ich sagte „Zum Wegenast, zu dem neuen Bierbrauer.“ „Gehe zum Gleich“, sie sagte aber nicht, daß ich ihr Kuchen mitbringen sollte, aber ich habe schon gewußt, was es bedeutet. Sie hat es auch erhalten alle Sonntag, es könnte der Fall sein, daß sie mich bös gemacht hätte, da bekam sie keinen; aber den andern Tag mußte ich es schon hören mit den Ausdrücken, weil ich jedesmal meinen Ueberrock Abends angezogen habe, und meinen Frack henkte in die Stube, den hatte sie allemal visitirt, wenn ich ihr nicht in die Hände gegeben habe. „Ich habe gleich gemerkt, daß Du bös gewesen bist, ich habe nur an Deinen Frack gelangt und hast mich vergessen.“ Ich kann es nicht mehr bestimmen, wann es

zum erstenmal geschehen ist, aber angegeben habe ich es ganz genau.

Es ist angestanden ungefähr 3 Wochen, da sagte sie zu mir, „ich glaube, Sie vergessen es ganz;“ ich sagte „ich bin nicht so sehr darauf besessen.“ Aber, sagte sie, „Du bist doch so ein junger Mensch, das kann ich nicht aushalten; geh zu, wir gehn ins Bett.“ Aber es ist nicht im Bett geschehen, sondern in der Küchen; aber ferner ist es im Bett geschehen. Es gab sich die Rede, da ich sie fragte, warum sie ihren Mann nicht lieb hätte, und ich ihr gesagt hatte, sie müßte doch Rücksicht nehmen, und müßt' ihn als Mann behandeln; aber sie sagte, sie wollte es mir sagen, warum? Wenn er zu ihr komme, so käme er nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Satan, sie hätte keine Empfindung wie bei mir, sondern Schmerzen wie ein Vieh; er sei für sie viel zu stark, deswegen ließe sie sich auch noch scheiden.

Sie hatte mir öfter geklagt, daß er ihr wieder Geld ausgeführt hätte, und wenn Arbeit fortgekommen sei, so hätte er sie allemal betrogen, sie könnte sich nicht mehr auf ihn verlassen, auch in mehrere Wirthshäuser hätte er hingesoffen; dazu gab ich ihr Recht, wenn sie sich scheiden lassen wollte; sie sagte, wenn auch ihre Güter noch darauf gingen, so bleibe sie nicht bei ihm, „ich werde deshalb doch nicht überbleiben, und hoffe, daß Du mich nicht verlassen wirst;“ ich sagte, „wenn ich vom Militair frei bin!“ Sie sagte, „da soll Deine Mutter davor sorgen, und wird doch wohl auch zu machen sein.“

An einem Morgen saß sie an dem Tisch; er war ausgegangen, sie sprach, „heute Nacht habe ich geweint, daß mein Nastuch ganz naß war Deinetwegen.“ Aber am

Abend zuvor sagte sie, ihre Natur thät' sie so blähen, daß sie ihr den Boden beinahe 'nausdrückte und sagte „ich habe schon mehr verloren wie Du zu mir bringst." Sie sagte, „wenn ich wüßte, daß der Friedrich, nämlich unser Kostgänger, nicht käme, so gingen wir in die Scheuer 'naus." Sie sagte, „ach er wird ja nicht gleich kommen." Ich hatte mir gerade Sandel geholt, zum Poliren; „nimm den Sandel zu Dir, wenn ja Jemand käme, so thust Du, als hättest Du es geholt." Es geschah dann. Am andern Morgen, wo sie sagte, sie hätte so geweint fragt' ich sie, warum dann? „Wie Du zu Bett gewesen bist, da kam der Mayer, nahm sein Essen, und fragte wo sein Fleisch sei? Wir haben heute keines gehabt, so kann ich Dir auch keines geben, und war auch wahr; wir hatten geröstete Kartoffeln; dann sagte er, so jetzt will ich zu Dir 'nein und will es von Dir 'runterrackern, und wann Du Dich regst, so schlag ich Dich, daß Du verreckst; und das weißt Du, wenn mir etwas geschieht, so geschieht's Dir, und geschieht Dir etwas, so geschieht's mir, und habe so Schmerzen, und so Du erst vorher bei mir warst, kannst Du Dir es leicht denken;" ich suchte sie zu beruhigen.

An demselben Tag schickte sie ihn fort nach der Sägmühle um Holz zu holen, ich habe beinahe darauf gewartet; er blieb so lange aus; „ich muß nach ihm sehen," sagte sie; wie sie wieder kam, sagte sie, „er sitzt beim Bäcker Mayer, wenn nur der Kerl verrecken thät, ich gebe ihm gewiß noch einen Schlaftrunk, oder gieße ihm Blei in die Ohren, wie die Giftmischerin in Bremen.„ Ich sagte, sie soll das bleiben lassen, das werde genau untersucht; aber sagte sie, „ich gebe ihm doch etwas, wo

die Doctor gewiß nicht finden." An der Weinlese hat er ein Pistol, wo es da Freiheit ist zu schießen; er war eingeladen zur Gesellschaft, da sagte sie, „wenn nur von den vielen Schüssen einer ihn treffen würde."

Im November wurde zu Weinsberg eine Frau hingerichtet, er sagte selbigen Tag vorher zu mir, „wir gehen auch hin", ich sagte „ja." Am Abend, wie wir allein in der Stube waren, sagte sie zu mir: „Du gehst nicht mit und bleibst bei mir." Aber am Morgen um 7 Uhr stund er auf und sagte: „ziehen Sie sich nur an, Sie müssen auch mit mir gehen zu meinem Schwager und machen das Wägelchen zurecht, und fahren hin — es ist eine Stund' von Heilbronn." Ich ließ mich bereden und wir gingen fort zu seinem Schwager; dann ist er und ich und seine Schwester und sein Schwager und das kleine Bübla,wir sind hingefahren, sie bleibt zu Hause und sagt, „ich kann es nicht sehen;" wie wir nach Weinsberg kamen, dauerte es nicht lange; wo wir in einem Wirthshaus in der obern Stube, da Niemand war als wir, (uns aufhielten) wurde sie vorbeigeführt; ich mußte und konnte das Weinen nicht lassen; da sagte Mayer aber: „Herrmann, Sie als Schreinergesell können weinen, da müssen Sie sich ein ganz anderes Herz fassen, der könnte ich selbst den Kopf 'runter schlagen," worüber seine Schwester ihn schimpfte. Ach Gott, wo hätte ich geglaubt, daß ich noch meine Hand gegen ihn ausstrecken müßte, und so verführt würde, und selbst seine Treu geschworne ihn verließ, und selbst ihre Hand an ihn anlegte, und Hülfe geleistet, und mehr gethan als ich; doch habe ich Bedauerniß mit ihr und Schonung, wenn sie mich auch als ein Lügner erklärt, aber Gott der weiß Alles!

Ich habe mich verführen lassen, da kannst Du die 2 V. aufsuchen: Jacobi am 1. Cap. 14. 15. V., die sprechen es aus.

Umsonst ist's, daß der Mensch sich blende, erinnre dich, wohin du gehst! gedenke deiner Thaten Ende, du ärntest das nur, was du säst; wer Saamen aus zu Disteln streut, hat sich umsonst auf Frucht gefreut. — —

Aber damals war noch nichts davon gesprochen, daß ich ihn tödten sollte, aber es dauerte nicht lange. Die erste Rede war diese: An einem Sonntag Nachmittag kam ich zu Hause, um etwas zu holen, da lag sie im Bett (daß Du es recht genau erfährst, in der Stube war ein Verschlag, und hinter dem haben sie geschlafen); sie ruft mich hinein, ich fragte sie, was ihr fehle, da sagte sie, ihr Mann hätte Geld von ihr haben wollen, nämlich mehr als sie ihm geben hat wollen; da sie es nicht gethan hätte, sie ist in der Küchen gewesen, nahm er das Küchenbeil, und hätte es an den Platz hingehalten, den sie mir zeigte, und sagte, wenn du mir nicht das Geld giebst, so schlage ich dich auf einen Streich todt, und hätte sie tractiret, da sei ihr's ganz elend; daher sagt sie, er weiß aber noch nicht, ob es ihm nicht so geh'; ich gab ihr zur Antwort, das wäre wahr, und habe sie getröstet, weil sie sagte, sie wollte sich scheiden lassen, und zu ihm selbst schon gesagt hat, würde es doch nicht mehr lange dauern. Sie erzählte mir noch mehrere Umstände und ich ging weiter.

An dem andern Tag sagte sie, wie wir allein waren, sie hätte auch einen Ring, den sie mir schon lange geben hätte wollen; und brachte ihn daher, da waren 3 Steine darauf, nämlich ein Anker, ein Kreuz, ein

Herz; sie sagte: Hoffnung, Liebe und Treue; auf den Werth, sagte sie, seh' ich nicht, sondern was es bedeutet; ich nahm ihn. Am 18. Oktbr. war mein Geburtstag, sie gab mir einen Hosenträger, der von kleinem Werth gewesen ist, wie ich Dir auch geschrieben habe.

Einige Abend machte sie mir die verfluchte Vorstellung; nämlich zur Küchen waren 3 Thüren, von der hintern ist er gewöhnlich herein, wenn er zu Hause kam Abends; wenn der Friedrich zu Bett gewesen ist, dann hatte sie gleich die Stube zugeriegelt und die eine Küchenthür, und hat sich auf meine Beine gesetzt und mich geküßt und flattirt auf alle Art, wann sie sich nicht schon gelegt hatte; auch weiß ich, daß sie nichts anhatte als ihren Unterrock, und ist fort, und sah, ob er nicht bei dem Bäcker Mayer oder im grünen Baum sei, nur daß ich sie beschlafen habe sollen, da die Beiden nur 30 Schritt weg wohnen von uns. So an einem Abend nahm sie mich in Arm und küßte mich, und haben mit einander gesprochen, dann brachte sie es nach und nach heraus, nämlich: wenn er zur hintern Thür herein käme, und man gäbe ihm einen Streich, daß er hinter sich zurückfiel, das wär der allerbeste Scheidungsbrief, dann brauchten wir keinen Kindstheil und gar nichts. Sie fragte mich, was ich dazu meinte; ich sagte, es sei wahr, aber ich habe gedacht, „du kriegst mich doch nicht, ich gehe fort."

Weil ich ihr es nun zugesagt habe, dann war sie aller Freuden voll, ich glaube, daß ich hätte fodern können, was ich gewollt hätte, so hätte ich es bekommen, indem sie übrigens mehr von mir hat, als ich von ihr. Sie wurde immer mehr aufdringlich darauf, daß ich ihn

tödten sollte; wenn ich in der Küche Holz gemacht habe, dann sagte sie, „wenn nur sein Kopf so da läge, dann wäre er gleich weg;" sie zeigte mir es oft aus Gespaß mit der Hand an der Wand und sagte, „siehe, Herrmann, wenn du fehlschlägst, und es geht an die Wand, dann sind wir unglücklich; aber denk' nur wie Sand sprach," sagte sie, „Gott stärke meinen Muth." Ich habe gesagt: ich schlag' nicht todt und wurde darüber zornig; dann sagte sie, mit dir kann man aber nichts sprechen, als „Ja", weil du mir immer davon herunter schwätzest (sprichst).

Unter der Zeit erhielt ich auch Deinen letzten Brief von Dir, wo ich gesagt habe, ich müsse zu Hause; dann war das Unglück im Hause, aber sie machte mir alle Vorstellungen, und sagte, wenn ich sie verlassen wollte, so würde sie in's Wasser springen, und zeigte mir's mit ihren Haaren, wie sie oben her schwimmen müßten, und dies geschehe, wenn ich den ersten Tritt aus dem Haus thäte. —

Dann war ich freilich gedankenvoll; ich sagte, das könnte sie gewiß nicht, wenn sie ihre Kinder in Augenschein nehme; dann sagte sie, ich binde meine Augen zu, daß ich das Wasser nicht sehe. Unter der Zeit versprach ich ihr, daß ich wieder käme, ich wollte nur meine Militair-Sachen richtig machen; dann erlaubte sie mir, nach dem Neujahr fort zu dürfen.

Unter der Zeit wurde das Ding ganz anders; es kam Weihnacht herbei, sie gab mir eine Vorstecknadel, und ich ihr einen Ring, und ihr Mann, der erst Geld eingenommen hatte, gab ihr einen neuen Kronenthaler, worüber sie mich fragte, was sie damit machen solle; ich

sagte, sie solle sich etwas dafür kaufen, sonst würde er auch fortgehen, wie das andere Geld. „Ja, ehe ich ihn zu dem andern Gelde thue, lieber laß ich dem Mayer sein Grab davor machen." Auch ist unter der Zeit eine Jagd gewesen, nahe an Heilbronn, da er gesagt hatte, ich sollte auch mit gehen, ich sagte ja, sie sagte, vielleicht könnte es sich schicken, daß ich ihn erschießen könnte; aber ich sagte, ich müßte doch Auskunft geben, wo er hin sei. Wir machten vor seinen Vetter auf dem Billingerhof, (welcher ein Müller ist, und heißt auch Mayer und ist eine Stunde von Heilbronn) mehrere Arbeit, wo wir hin mußten, wie es gelinder wurde, um die Arbeit anzumachen; da sagte sie, vielleicht könnte sich's schicken, daß ich ihn auf dem Heimweg todtschlagen könnte, und ihn in einen Busch zu stecken. Ich sagte, wenn er doch bei mir sei, so müßte ich doch Auskunft geben, wo er hin sei. Ich habe es ihr selten abgeschlagen, weil ich nicht geglaubt habe, daß es noch vollbracht wird. Vorher gab sie mir auch von ihren Haaren, um mir eine Uhrkette davon machen zu lassen. Wie wir auf dem Hof sind, sagte sie den Abend vorher, ich sollte ihr das Haar geben, sie wollte mir es wieder geben; ich legte es ihr auf mein Bett. Am Abend sind wir wieder gekommen, da sagte sie, in meiner Hobelbank-Schublade liegen die Haare. Das Haar war geflochten, und zu einem Kranz gemacht, und auf Papier genäht und mit grünen Bändern, und folgende Reime darauf geschrieben; ich weiß aber nicht mehr, was darauf gestanden ist; aber in der Mitte ist gestanden: „Zur Erinnerung an Deine Dich ewig liebende Anna, geb. Steinbuchin von Heilbronn", das andere weiß ich nicht mehr.

Ich nahm es und legte es zu meinen Kleidern; dann habe ich Dir geschrieben die ganze Geschichte, denn sie sagte, ich sollte Dir es zu wissen thun, es würde Dich recht freuen; aber bald darauf mußte ich wieder schreiben, und ich mußte sie auch etwas schreiben lassen in den zweiten, und in den zweiten wieder, aber ich habe geglaubt, Du wirst mir einen rechten Verweis schreiben; aber ich bekam keine Antwort. Kurz sie suchte überall ihren Mann zu tödten; oben wohnte noch ein Schreiner, der das halbe Haus gekauft hatte, der machte sein Meisterstück; dem versprach ich es, zu ihm zu gehen; deßwegen machte ich mir nichts aus ihrem Gespräch, denn er war bald fertig mit seinem Meisterstück, und Mayer mußte oder wäre ausgezogen zu ihren Eltern, dann wär' ich im Haus geblieben; aber leider es ist Alles verkehrt gekommen.

Unter der Zeit ist er auch auf Besuch mit seinen Freunden nach Ludwigsburg, wo ich früher gearbeitet habe. Wir hatten selbiger Zeit sehr nothwendig, daher sagte ich, sie sollte ihn nicht fortlassen, weil ich nur allein war, und seine Verrichtung in Ludwigsburg war nichts; aber sie sagte: Laß ihn hinfahren, dann sind wir Herr im Haus, wie es auch war. Ich habe bei ihr schlafen müssen, wo ich mich auch willig gefunden habe. Er hatte eine Uhr und eine Silber beschlagene Tabackspfeife, sie sagte mir im Bett, die Uhr bekäme ich auch; Alles wäre mein, wenn es geschehen sei. Unter der Zeit hat sich's geändert, und sie brachte mich so weit, daß mir's in den Gedanken herumgegangen ist. Einmal kam sie, und sagte, es könne nicht sein, es sei kein Holz da zu seinem Sarge, später sagte ich eben-

falls so, wenn sie mich daran erinnert hat. Endlich wurde Ernst getrieben, sie sagte, ich will die Woche alle Tag' ausgehen, nämlich Abends, und will ausbleiben bis 11 Uhr, da wird es sich doch schicken, weil es in der Küche nicht wohl geht, dann kannst du es in der Stube thun, denn ich kann den Schlag nicht hören; aber alle Abend hat mich Jemand besucht, und ist dageblieben bis sie kam; dann sagte sie, ich sehe, es hilft mir doch nichts, wenn ich auch fortgehe, es ist allemal Jemand da, so bleib' ich lieber zu Hause. 3 Mal ist sie doch fort, dann aber nicht mehr; dann hat sie mir mehrere Vorstellungen gemacht, und ich sagte, ich müßte fort; dann sagte sie, sie sei in der Hoffnung, wenn ich fortging und wollte sie verlassen, so würde es mir niemals wohl gehen, und das Kind wollt' sie mir in einer Schachtel schicken; dann habe ich mich wieder hergeben; ich sagte, sie sollte sich nur 'mal denken, ich meinte, sie könnte es nicht über das Herz bringen, wenn ich den Kindern ihren Vater wegnähme; aber sie machte ganz andere Vorstellung. An einem Tage sagte sie, es wird sich doch einmal schicken und wir können in Ruh' miteinander leben, ich will gern dabei mit helfen, was ich kann. In der Woche alle Abend, das war im Februar, hat sie mich zu arg flattirt, küßte mir mein männliches Glied und sagte, „da mußt du doch sehen, daß ich dich recht lieb habe, Herrmann!" ich hab' es gar nicht angeben mögen, weil ich mich geschämt habe; sie drückt' sich noch mit vielen Reden aus, und ich hätte nur noch 3 Tag' gehabt, dann wäre ich weggekommen; ich hatte ihm aufgesagt, aber er bat mich, ich solle doch noch 8 Tag dableiben, weil es so nothwendig war.

Am Montag war sie bei dem Doktor, um sich etwas geben zu lassen zum Abführen, ich wußte schon, warum? Wie sie wieder kam, sagte sie, mit dir muß ich auch etwas sprechen, und was? heute kann es nicht sein mit dem Mayer, weil ich die Sachen einnehme, und wenn es geschehen ist, so muß ich doch zum Stadtschultheiß, und es anzeigen, daß mein Mann nicht zu Hause gekommen sei. Sie richtete Alles her, machte Vorhänglein an das Kammerfenster u. s. w. Am Dienstag, das war den 20. Februar, ist wie man bei uns spricht, Jahrmarkt gewesen; am Nachmittag sagte sie, weil er nicht zu Hause gekommen ist zum Essen, er wird gewiß die Pferde vorreiten oder die Küh' mit verhandeln, wo ich ihn schon angetroffen habe; ich ging auch hin um 3 Nachmittag mit dem Büble von 4 Jahren; aber auf der Brucken ist er mir begegnet, ich habe ihm das Kind wieder mitgegeben, und bin allein. Abends, wie wir allein waren, ruft sie mir und sagte, „lieber Herrmann, heut könnte sich's besser schicken, als an andern Tagen, weil viel fremde Leute hier sind, so könnte man glauben, es hätte es ein Fremder gethan, dann will ich dir sagen, wie du es machst: wenn er kommt, so schick' ich ihn 'naus, er soll mir eine Milch heiß machen, und du nimmst Hobelspäne, und thust, als wäre mir's zu kalt, und schiebst sie in den Ofen; das Beil liegt draußen. Es heißt dann, er hat der Frau Holz gemacht zum Kochen, und das Beil sei 'runter gefahren und auf seinen Kopf, und so hätte er einen Schmiß bekommen, sodann wirst du ihn haben können.“ Um halb 10 Uhr holt' ich ihr noch Anisbrod bei einem Bäcker, wo es vielleicht eine halbe Viertelstund' Weg gewesen ist, aber ich hatte keinen Ge-

danken, das zu thun. Wie er kam, habe ich alles gethan, wie sie sagte, aber nahm meinen Schlüssel, und legte mich ins Bett. Er machte ihr auch die Milch heiß, wo ich ihr erst Suppe heiß gemacht hatte, daher sie keine Milch mehr nöthig hatte.*)

Am andern Tag, am Mittwoch, sind einige Händel vorgekommen mit ihren Eltern, und zwischen ihr und ihm; ich wurde gefragt, ob es so sei, was ich gesehen habe; ja, daß ich nichts vergesse und verschweige, und vorher ist eine Hochzeit gewesen in der Freundschaft, da er und sie dabei gewesen sind; sie kam um 10 Uhr, er aber erst am Morgen um 6 Uhr (nach Hause). Wie sie kam, ist sie gleich zu mir hinauf und sagte, ich solle herunter kommen, sie hätte keine Ruh' gehabt, und küßte mich; ich ging herunter, aber getrieben haben wir nichts; bloß sie erzählte mir, wie es zugegangen sei; gestellt hat sie sich freilich, aber ich wollte nichts wissen. Den andern Morgen um 6 Uhr kam ich herunter, da gerade der Mayer von der Hochzeit kam, und ziehete seinen Ueberrock an, und sagte, sein Vetter, nämlich der Müller auf dem Hof, hätte einen großen Rausch, er müßte ihn begleiten, er ging wieder fort, und ich auf der Mayrin Verlangen mußte zu ihr ins Bett. Es dauerte 1/4 Stunde, da kam er schon wieder, ich war schon wieder haußen von ihr, aber die Thür war noch verschlossen, daher

---

*) Es bezieht sich diese Bemerkung auf die, bei der Confrontation geltend gemachte, Behauptung der Mayerschen Ehefrau, als habe sie wirklich das Bedürfniß gehabt, die Milch zu trinken, die sie ihren Mann heiß machen ließ.

hatte er wohl etwas gemerkt, hatte aber nichts gesagt, aber das machte den ganzen Spektakel*).

Am Mittwoch (nach den Händeln) sagte sie, jetzt sei es freilich gefehlt. Ich kann Dir nicht alle Worte schreiben, sonst müßte ich noch 'mal so viel schreiben, aber denselbigen Nachmittag, das muß ich Dir schreiben, nach den Händeln, hab' ich mir den Entschluß gefaßt, daß ich es thun wollte. Sie hatte zwar wenig gesprochen, aber bloß durch Gleichnuß. Ich habe gearbeitet bis um 9 Uhr, dann ist der Friedrich zu Bett, ich war bloß nur noch allein in der Stube. Um 10 Uhr kam er, ich bin am Tisch gesessen, und stund auf, um doch meinen Kammerschlüssel zu nehmen und fort zu gehen; wie ich ihn sah, hatte ich keinen Muth mehr vor Angst, aber er hielt mich auf und sagte, er hätte ein schönes Buch bei sich, nämlich die Geographie, sagte mir noch,

*) Aus dieser Darstellung könnte man schließen, als sei die Entdeckung des vertrauten Verhältnisses, in welchem die Mayer mit ihrem Gesellen stand, von Seiten Mayer's unmittelbar der That vorausgegangen, und habe bestimmend auf den Entschluß H.'s gewirkt. Dem ist aber nicht so. Nach den Acten war jener Vorfall, wonach nämlich Mayer bei seiner schnellen Rückkehr von der Begleitung seines Vetters die Thüre verschlossen fand, geraume Zeit vor der That (etwa 14 Tage bis 3 Wochen vorher) vorgekommen; Herrmann erzählt den Vorfall in dieser Verbindung vielmehr hauptsächlich darum, weil solcher unter Anderem zu dem Wortwechsel beitrug, den die beiden Eheleute, am Vormittag vor der That, miteinander führten. Ueberhaupt eilt Herrmann, dem die Erzählung schon zu lang geworden war, hier sichtlich zum Schluß, und geht so über so manche Thatsache aus der letzten Zeit vor der That flüchtig hinweg, deren er in den Verhören ausführlich erwähnte, was für die frühere Periode gerade der umgekehrte Fall ist.

wie viel meine Stadt Einwohner habe u. s. w.; unterdessen legte er seine Pfeife weg, nahm seinen Kopf in die eine Hand und lies't leise; das Beil lag unter seiner Hobelbank, wo ich nur hinunterlangen durfte; wie es aber hingekommen ist, das weiß ich nicht. Die Kammer stund auf, sie ließ zwei große Seufzer; man kann sie nicht vor Zeichen annehmen, aber ich weiß es doch.

Ich nahm das Beil und schlug ihn an das linke Ohr oder Schlaf, er ist gesunken an den Ofen; er saß zwischen der Wand und dem Tisch, und hinter ihm war der Ofen, und blutete stark durch die Nase. Ich bin erschrocken, wie er gesunken ist, und hatte gejammert; sie rief mir aber, nahm mich in Arm und sagte, ich sollte doch still sein, was sie thun sollte, wenn ich jammern wollte. „Blutet er stark?" Ja. „Er möchte Laut noch von sich geben, weil er so stark Athem holt, du mußt ihm noch einen Streich geben;" es geschah, dann war er todt.

Dann rufte sie mir wieder und sagte, „wenn ja meine Eltern es nicht haben wollen, daß ich die Profession nicht forttreiben sollte, und du dich verheurathest, so mußt du doch deine Hanna nicht vergessen." Da hatte sie schon ganz andere Gedanken und anders gesprochen als sonst; sie muß es anders im Sinne geführt haben. Sie lag in ihres Mannes Bett, und ich setzte mich auf das ihrige, und legte meinen Kopf auf das Kissen; sie sagte aber, „um 2 Uhr wird er hinausgetragen." Dann wurde nichts mehr gesprochen bis um 12 Uhr. Um 12 rufte sie mir, „Herrmann, wir müssen ihn 'naus thun, wir verpassen die schönste Zeit!" sie sagte aber, ich müßte

ihn allein 'naus tragen, aber ich sagte, da ließ ich ihn gehen. „Gehe du und nimm meinen Unterrock und lang' mir ihn her!" der lag bei ihren Füßen; sie sagte, „wir wollen ihn zur hintern Thür hinaus thun." Es ist von weiter die Rede gewesen, aber es wurde nichts d'raus. Sie sagte, „du mußt ihm erst eine Schürze um den Kopf wickeln, daß ich ihn nicht sehe." Wir nahmen ihn und legten ihn 'naus, aber wie sie ihn gehabt hat, dann hat sie mich angestellt, wie ich ihn tragen solle, denn ich bin so erschrocken gewesen, und sie sagte vorher Alles, wie er gelegt werden müßte. Sein Buch, seine Pfeife, das lag in seiner Kappe schon parat, wie ich wieder hinein kam, das wurde auch hinausgetragen. Das Blut wurde in eine Schüssel gethan, und ich trug es hinaus, „aber nicht auf ihn d'rauf; dumme Kuh," sagte sie! Sie hatte Alles abgewaschen unterdessen; was noch nicht war, das machte ich. Das Kind wurde munter: sie sagte, sie wolle die Kleinigkeiten besorgen, ich sollte ins Bett gehen, „aber das Beil mußt du mit nehmen, denn es wird Alles gar sehr untersucht;" ich sagte gute Nacht, und legte es unter mein Bett, es war 2 Uhr Morgens.

Um 7 Uhr hat sie schrecklich geschrieen; ich nahm meine Sachen, Weste und Schürze und bin herunter, da haben sie ihn schon in der Küchen gehabt; ich habe gleich gewußt, daß es nicht Nacht wird, es kommt an Tag, und ich hätte es selbst noch angeben müssen, denn es war gerade wie ein Centnerstein auf meinem Herzen. Sie sagte freilich vorher, das thäte man mit einem Gläschen Wein hinunterschlucken. Ich mußte ins Oberamt, um zu sagen, was ich gesehen habe, aber ich habe

es nicht gestanden; aber um 12 Uhr hat mich der Herr Oberamtsrichter in meine Kammer gefordert, und fragte mich auch, machte mir Vorstellungen, hielt mir die Vorstecknadel und den Ring hin, da dachte ich gleich, jetzt ist's schon da; aber doch, ihr Wort zu halten, habe ich es geleugnet, wurde aber abgeführt ins Kloster; ich habe mich freilich gestäupert den ersten Augenblick, aber ich habe gesehen, daß mich's nichts hilft, dann bin ich geduldig vom Oberamtsgericht ins Kloster. Wie ich zum ersten Mal ins Verhör gekommen bin, da habe ich's geleugnet dreimal, habe aber nicht gewußt, daß meine Frau Meisterin auch schon sitzt, sonst hätte ich es gar nicht geleugnet. Ich hab's zwar gestanden, aber ich habe sie gefordert; wie ich es gesehen habe durch das Fenster, daß sie den Weg auch machen muß, dann habe ich gedacht, das hätt' ich ihr ersparen können, wenn ich es gewußt hätte; ich leugnete nochmal, dann habe ich es gestanden, und sie wurde wieder abgeführt.

Liebe Mutter!

Wenn Du daher den Brief lesen wirst, dann wirst Du wohl finden, daß ich mich weit vergangen habe; aber ich kann nichts davor, und ich weiß auch, daß ich unter der Menschheit verhaßt bin; aber das thut nichts, der oder diejenigen, wo mich verhassen, thun sich selbst mit Strafen begleiten.

Ich schreibe Dir, liebe Mutter, suche Dich zu beruhigen, und ich will mich zu meinem Schicksal trösten. Soll es mich das Leben kosten, so habe ich mich ja so weit vergangen, ich hab' es ja gesehen, daß es so kommt.

Ich beschließe meinen jammervollen Brief und

wünsche, daß Du Dein Leben lang und gesund zubringen möchtest, und Gott wird Dich nicht verlassen, er hat ja gesorgt bis daher, so wird er auch vor weiter für Dich sorgen, wenn Du gleich von mir verlassen bist, und ich von Dir, so treffen wir doch uns in der andern Welt wieder.

Grüße alle gute Freunde, und vergesse nur meinen Großvater nicht, und bitte, daß er mir verzeihen möchte.

Lebe wohl und behalte mich in gutem Andenken.

Dein unglücklicher Sohn

Anton Gabriel Herrmann.

Dies der Hergang des Verbrechens — seine innere und äußere Geschichte. — Ein junger Mann, außer der Ehe von mittellosen Eltern erzeugt, und eben darum schon in der frühesten Kindheit durch vielfach erduldete Mißhandlungen ein Gegenstand gerechten Mitleides, wurde durch seinen Fleiß und sein sittlichgutes Betragen die Freude und der Trost seiner Mutter, die, so weit ihre beschränkten Kräfte es vermochten, Alles that, was zu seinem künftigen Fortkommen und überhaupt dazu dienen konnte, sich selbst eine Stütze im Alter zu erziehen. Aus seinen Gesichtszügen sprechen Gutmüthigkeit und Sanftmuth, und er, der sich scheute (wie er sich selbst ausdrückt) ein Hühnchen zu beleidigen, wird von einem buhlerischen Weib, das seine Schwäche und seine Jugend zu benutzen versteht, in wenigen Monaten des Zusammenwohnens mit ihr unter Einem Dach dahin gebracht, daß er, ein blindes Werkzeug ihrer Lüste, auf ihr Geheiß die tödtende Hand gegen ihren Gatten erhebt, und sich mit seinem Blute bespritzt!

Werfen wir vom psychologischen Standpunkt einen prüfenden Blick auf das Getriebe seines innern Lebens, und suchen dann das Maß seiner Strafbarkeit an der Hand der Gesetze zu finden.

Die Mayer hatte die Sinnlichkeit des bis dahin unverdorbenen Herrmann aufzuregen, diese Sinnlichkeit in ihrer Richtung auf Befriedigung des Geschlechtstriebes habituell und sich zum Gegenstand derselben zu machen, das heißt, ihm Neigung gegen sich einzuflößen gewußt.

Seine sinnliche Begierde, anfänglich seltener befriedigt, ward allmälig, in Folge eines tief in der menschlichen Natur liegenden physiologischen (geistig wie materiell begründeten) Gesetzes, eben durch diese Befriedigung gesteigert, und gestaltete sich daher zur leidenschaftlichen (Geschlechts-) Liebe; einer Liebe, die, wenn gleich auf der untersten Stufe eines, der höchsten geistigen Veredlung fähigen, Gefühls stehen bleibend, und darum nach der reineren Auffassung der höheren Seelenlehre vielleicht nicht einmal diesen Namen, sondern nur den des blinden Triebes hier verdienend, dennoch alle die Erscheinungen und Aeßerungen hervorrief, welche eine vorhandene Liebe — diese nicht als solche, sondern als Leidenschaft gedacht — zu bezeichnen pflegt.

So ward er, wie Herrmann mehrfach angiebt, blind für ihre Mängel und Gebrechen, blind insbesondere für ihre gleisner'sche Lügenhaftigkeit und für ihren grenzenlosen Hang zur Wollust; so begann er, die Schuld der unglücklichen Ehe allein auf ihren freilich immerhin höchst leichtsinnigen Gatten werfend, sie als den allein leidenden, als den gemißhandelten Theil zu betrachten; so

suchte er ihr und nur ihr, wie dieses insbesondere aus dem Brief an seine Mutter erhellt, auf jede Weise gefällig zu sein; so ordnete er endlich seinen Willen dem ihrigen so unbedingt unter, daß er alles Selbstzutrauen verlor und mit stummer Angst vor der Gebieterin auch da ihren Weisungen und Bitten sich willig zeigte, wo sie über die Grenzen des Erlaubten hinübergriffen; — ohne Zweifel ganz im Geiste der Leidenschaft, die ihn beseelte, bemüht, mit trüglicher Spitzfindigkeit die Mittel, welche ihm die fortwährende Befriedigung seiner Leidenschaft sichern konnten, möglichst vor sich selbst zu entschuldigen.

Gerade aber in diesem Bemühen leistete die an Geisteskräften ihrem Gesellen weit überlegene Mayer diesem den eifrigsten Beistand, indem sie, in besonnener Verfolgung ihres wohldurchdachten Planes, den Ehebruch hauptsächlich mit der vorgespiegelten gleichfallsigen Untreue ihres Mannes entschuldigend, im Uebrigen aber seinen Unfleiß, seinen Leichtsinn, seinen Mangel an Häuslichkeit (Trunkliebe, Jagdlust) in grellen Gegensätzen hervorhebend, eine Auflösung ihres ehelichen Bandes zuerst durch Scheidung — dann durch den Tod — als ein großes Glück sowohl für sie selbst, als für ihre Kinder, folgerecht aber die Handlung, welche zu diesem Glück die Bahn brechen würde, als eine um so mehr verdienstliche darzustellen wußte, je weniger es Schade um Mayer sei. Sie ging so weit, daß sie sogar den Herrmann mit dem Beispiele Sand's zur That zu ermuntern suchte, welcher vor der Kotzebue'schen Ermordung ausgerufen habe:

„Gott stärke meinen Muth!"

und ihm nach der That als ihrem Retter um den Hals fallen zu wollen erklärte.

Auf dieser Stufe der Leidenschaft angekommen — so umstrickt und von der Liebschaft eingenommen — wie Herrmann selbst während der Untersuchung oft sogar der Mayer ins Angesicht erklärte — war die Möglichkeit der That in dem früher unverdorbenen Gemüth gegeben, war der Boden bereitet, welcher den verderblichen Saamen in sich aufnehmen und zur Frucht reifen lassen sollte. Sein besseres Gefühl fing, indem er, obwohl weit von einem Entschluß noch entfernt, doch mit dem Gedanken allmälig vertraut geworden war, an, eingeschläfert, die Stimme seines Gewissens übertäubt zu werden, und charakteristisch sagt er daher selbst von diesem Zustande:

„Schon die Woche vorher war ich geneigter zur That, wiewohl damals noch gar kein Entschluß vorlag; nur habe ich am Tag, wenn sie mir unter fortgesetzten Liebkosungen und Zärtlichkeiten aller Art Alles so leicht und so gut machte, öfters gedacht, es könne doch sein, daß ich sie heirathe; wenn ich aber Abends in mein Bett und zu mir selbst kam, so habe ich wohl eingesehen, daß es nicht sein könne, wegen des Militairs und meiner Jugend und wegen der That.“

Nichts destoweniger hätte die Leidenschaft allein nicht vermocht, die große Kluft, welche noch immer zwischen dem Gedanken an die That und der Ausführung derselben lag, auszugleichen, oder die Möglichkeit in die Wirklichkeit zu verwandeln, wenn nicht ein anderes Moment hinzugekommen sein würde — ein Moment, das allerdings zwar ursprünglich in der Leidenschaft sei-

nen Grnnd hatte, aber dennoch hinwiederum theils selbstständig, theils durch die Leidenschaft bestimmt wirkte, — und dieses Moment war das geistige Uebergewicht, das die Meyer über den Herrmann zu behaupten wußte, die Willenlosigkeit, in der er sich ihr gegenüber befand, verbunden mit der Furcht vor den Vorwürfen derselben.

Hatte dieses wachsende geistige Uebergewicht, mit seinem Wachsthum und den fortwährenden Vorstellungen und Bitten, die, wie wir gesehen haben, durch die Leidenschaft an sich blos möglich gewordene That sogar wahrscheinlich gemacht, und in Verbindung mit der Leidenschaft entschieden zum Entschluß beigetragen — der Entschluß selbst wurde allein durch die Furcht vor den Vorwürfen der Mayer hervorgerufen und in derselben ausgeführt.

Immerhin möchte ein solches Motiv im Hinblick auf die Größe der That bei hundert Anderen unbegreiflich scheinen; im vorliegenden Fall und bei der Individualität Herrmann's war es dieses so wenig, daß vielmehr beinahe jede Zeile des Geständnisses des reuigen Jünglings dieses bestätigt; eines Geständnisses, das nach allen seinen Theilen das Gepräge der vollsten Glaubwürdigkeit in sich trägt.

Sagt doch Herrmann selbst: „Sie ließ mir keine Ruhe und hat mich dadurch (ins Weinen ausbrechend) zur Verzweiflung gebracht. Ich stand oft jammernd an meinem Bett, und wußte nicht, was ich thun sollte.“

Ferner auf einen diesfallsigen Vorhalt des Untersuchungsrichters:

„Wenn auch wirklich die Meistersfrau Sie dazu

aufgefordert hat, so erscheint doch die That ganz hauptsächlich als Ihr Werk ꝛc."

„dies ist Alles wahr, was Sie mir da vorhalten; allein ich hatte gar keine Ruhe, ich wußte nicht, was ich thun sollte, weil sie mir mehre Wochen lang keine Ruhe gelassen hatte, und mich immer deswegen plagte. Weil sie öfter vorher mir Vorwürfe gemacht hatte, daß ich diese oder jene Gelegenheit, wo ich mit ihm allein war, nicht benutzt, so mußte ich ihre Seufzer (S. 239) für eine Aufforderung ansehen, und dann hätte ich den andern Tag wieder Vorwürfe bekommen. Ich war in einer schrecklichen Angst und in einem schrecklichen Kampfe. — Als ich das Beil das erste Mal wieder hingelegt hatte, nahm ich deswegen dasselbe wieder zur Hand, weil ich anfangs meinte, er habe es bemerkt, und könnte auf mich losgehen; nun war dies zwar, wie ich gleich sah, nicht der Fall, allein ich hatte nun wieder das Beil zur Hand genommen, und so vollführte ich die That, weil ich doch nimmer ausweichen konnte."

Ferner:

„Ich hatte an jenem Abend eine solche Angst über den Gedanken, daß ich kaum arbeiten konnte. Sie hatte mich eben ganz ein- und meinen Willen gefangen genommen, weil sie mir immer mit ins Wasser springen drohete, wenn ich fortgehe und sie verlasse. — So konnte ich nicht fort, und daheim hatte ich keine Ruhe vor ihr. Ich hatte eben keinen freien Willen mehr, und war in einer unglücklichen Stimmung."

Endlich:

„Als ich ihr auf die Vorwürfe am Mittwoch (den 20. Februar) Morgens (am Morgen der That) unter

Anderem bemerkte: ich gehe eben fort, so erwiederte sie hierauf: dann wisse sie schon, was sie thue (das heißt: dann stürze sie sich ins Wasser, und zwar, wie sie einmal sagte, so daß die Haare oben schweben."

Es ist nun eine bekannte psychologische Erscheinung, daß die Furcht, ausgehend von dem Unvermögen, bevorstehendes Unangenehmes oder Schädliches abzuwehren, besonders wenn sie sich in dem höheren Grade der Angst äußert, neben der mit ihr verbundenen körperlichen Beklemmung auch überall die geistige Thätigkeit des Fürchtenden abspannt, oft sein Gedächtniß lähmt, und ihn gerade darum der Gefahr entgegen gehen läßt, der er zu entrinnen sucht. Eben darum wählt der Beängstigte leicht das größere Uebel vor dem kleineren unter zweien, die sich ihm entgegenstellen, überschätzt die Größe der Unannehmlichkeit, vor der er sich fürchtet, ja fürchtet sich vor Gefahren und Dingen, die in der Wirklichkeit nicht einmal existiren; stets aber übt das nähere Uebel, dem zu entgehen er sich unvermögend fühlt, auf den Beängstigten einen größern Einfluß aus, als das entferntere, wenn auch stärkere und größere Uebel.

Diese Ansicht festgehalten, so erhalten hierdurch zugleich die Antworten ihren Schlüssel, welche der Angeschuldigte auf die Frage nach dem Zweck der That im Augenblick des gefaßten Entschlusses, gegeben hat:

„Damals als ich den Entschluß faßte, habe ich weder an Uhr (s. vorn) noch an Heirath gedacht, obgleich die Meisterin wohl früher schon von Beidem mir sagte, und mir Vorstellungen deshalb machte, wie sie denn zum Beispiel einmal sagte, als Mayer Werkzeug bei der

Wittfrau Weppler kaufte, das wir schon hatten: das habe nichts zu sagen, das sei später für mich. Aber damals, als ich den Entschluß faßte, habe ich an nichts der Art mehr gedacht; da sind meine Gedanken verwirrt gewesen. Auch muß ich sagen, daß ich durch ihre Zärtlichkeiten und Liebkosungen schon die Woche vorher geneigter zur That war als früher, wiewohl noch kein Entschluß da war, und dies auch Nachmittags nicht so eigentlich, wie ich Ihnen bemerkt habe, indem ich es nur auf eine Gelegenheit aussetzte."

„Die Uhr hat auf mich nie einen großen Eindruck gemacht; denn die, dachte ich, kannst du dir anschaffen; eben so lag mir an der Heirath, wie ich schon früher angab, nicht so viel, wiewohl ich manchmal auch dachte, wenn es so geht, wie sie dir es sagt, weil du von Hause aus arm bist, so ist dir's recht."

„Dies war aber früher eigentlich mehr, wo sie von der Scheidung noch sprach, hier und da, selbst später, wo sie mir immer sagte, es komme nicht heraus, und was dergleichem mehr ist; todtgeschlagen habe ich aber den Meister darum nicht, wenigstens ganz bestimmt daran nicht gedacht, als ich den Entschluß faßte, denn da waren meine Gedanken ganz verwirrt, weil sie mich so eingenommen hatte, und ich ihr es versprochen."

„Dazu kam die Angst, die ich vor ihr hatte, weil ich ganz ihr unterthänig war, denn das wußte sie wohl, daß ich ihr Alles that, und daß ich kein Wort mehr sagte, wenn sie mich schnurr anführe, so wie sie überhaupt durch ihre Vorstellungen und Zärtlichkeiten Alles über mich vermochte."

„Wäre mir an der Heirath gelegen gewesen, so

hätte ich nicht fortgewollt; selbst in der letzten Zeit ging ich so verschüchtert herum vor der That, daß man es mir ansehen mußte, wie ich im Kampf und in der Angst sei. Ich wollte ja immer weg, aber da hat sie mich immer beschwichtigt. Ihr, der Frau, Zweck war es wahrscheinlich, das Heirathen, oder hat sie eben ihren Mann weg haben wollen. Ach, wie kam ich dazu, der ich nie Jemandem wehe gethan, der ich meiner Mutter noch theuer versprochen, in der Fremde nichts Böses anzustellen, und nie früher böse Gedanken gehabt!"

Denn der Affect als Zustand des innern Sinnes im Gegensatze gegen die Leidenschaft als Thätigkeit des sinnlichen Begehrungs-Vermögens, verfolgt für sich keinen Zweck, wie die Leidenschaft, welche berechnend stets ihre Zwecke im Auge behält, weshalb es ganz der Natur der Stimmung entsprechend ist, in der sich Herrmann an jenem Tag befand, wenn er auf die Frage:

„Als Sie am Nachmittag des 20. Februar den Entschluß faßten, den Mayer zu tödten, wie Sie angegeben haben, haben Sie sich da einen Plan über die Art und Weise, so wie über die Zeit der Ausführung gemacht?"

antwortet:

„Nein, darüber habe ich nicht nachgedacht; wie man es machen könne, hat sie ohnedies schon vielfältig angegeben gehabt. Berechnet habe ich durchaus nichts; das habe ich zwar gedacht, den Abend willst du's thun, wenn sich's schicken thut; zugleich aber hatte ich mir's Herz gefaßt und gedacht, wenn sich's an dem Abend nicht schickt, willst du's nicht mehr thun. Ich habe aber nicht ausgerechnet, du willst es so oder so machen. Wie

er dann gekommen ist, der Mayer, nach Hause, so ist mir der Muth sogleich gefallen, und ich dachte, du thust es nicht; ich ging daher auf meinen Schlüssel zu, um auf meine Kammer zu gehen; aber Mayer hielt mich auf, mit seinem schönen Buche, ging hinein, holte das Licht aus dem Alkoven heraus: ich wollte nun mein eignes Licht, das ich zum Fortgehen bereits in der Hand hatte, auf seine Hobelbank hinstellen, und indem dieses geschah, ich auch das Licht auslöschte, fiel mir die Schürze aus der Hand. Ich langte nach der Schürze, und hier sah ich das Beil das erste Mal unter der Hobelbank liegen. Wie nun Mayer anfing, den Kopf in die Hand zu legen, was die Mayer ganz gewiß von ihrem Bette aus gesehen hat, so stieß sie die Seufzer aus, womit sie nichts Anderes sagen wollte, als: jetzt ist die Gelegenheit, und ging es sodann, wie ich erzählt habe."

So gewiß daher eine berechnende Leidenschaft die Triebfeder aller Handlungen der Mayer war, und dieselbe eben darum mit schlauer, weder List noch Betrug scheuender Klugheit — mit einer Besonnenheit, die sie weder vor noch unmittelbar nach der That, einen Augenblick verlor, ihre Zwecke (Befriedigung der Geschlechtslust und Befreiung von ihrem Mann) beharrlich verfolgte; so wie solche mit dem Schleier der Verstellung auch noch während des Untersuchungs-Verfahrens ihre Handlungsweise zu verhüllen bemüht war, aller Moral und aller Religion frechen Hohn sprechend, so gewiß würde Herrmann schweres Unrecht geschehen, wenn man seine That mit dem gleichen Maaßstab messen, und deren nächste Quelle nicht allein in seiner damaligen gereizten Gemüthsbeschaffenheit suchen und nicht zugeben wollte,

daß, hätte er sich von der Furcht, von den Vorwürfen und Drohungen der Mayer loszureißen vermocht, der Preis der That (Heirath), wäre er auch ein zehnfach glänzenderer gewesen, ihn nie selbstständig zu derselben bestimmt haben würde.

Seine Unentschlossenheit noch wenige Augenblicke, ehe er die That verübte — sein furchtbarer Jammer unmittelbar nach der That, die Willenlosigkeit, mit welcher er sich den Anordnungen seiner Meistersfrau zur Wegschaffung des Leichnams fügte, sein gesammtes Benehmen im Verlauf der Untersuchung, sind ebensowohl Bürgen hierfür, als die bekannte psychologische Erfahrung, daß nur die Annahme des Affects, als zunächstwirkende Ursache, einen solchen Wechsel der Gefühle hinreichend zu erklären vermag.

Erst nach dieser psychologischen Beleuchtung des Zustandes des Unglücklichen in den Momenten seines Frevels, sind wir im Stande, die Qualität seiner Handlung genauer festzustellen, und namentlich zu bestimmen, ob solche unter die Kategorie des Mordes oder des Todtschlages falle. Schlagen wir die Gesetze auf und wir können nicht lange in Zweifel darüber sein.

Nach ihnen können wir unbedenklich annehmen, daß ein Todtschlag nicht lediglich eine im Affect des Zornes begangene Tödtung sei, sondern jede Tödtung, welche aus einem gereizten — eine ruhige Ueberlegung ausschließenden — Gemüthszustand (ex impetu) hervorgegangen ist; was denn in der That auch alle neueren Criminalrechtslehrer in der Hauptsache anerkannt haben; und man könnte (nach dem vorhin Ausgeführten) den Todtschlag ebendaher vorzugsweise als Tödtung im

Affect, den Mord als Tödtung aus Leidenschaft, bezeichnen.

Dem sei indessen wie ihm wolle, so viel ist immerhin nach der Ansicht aller ausgezeichneten neueren Rechtslehrer gewiß, daß, um eine Tödtung als Mord zu charakterisiren, **vorgängige Ueberlegung** und Wahl (der Mittel zur Ausführung) erforderlich sei, und daß eine im Affect beschlossene und ausgeführte Tödtung nicht unter diesen Begriff falle.

Hiergegen wendet man zwar vielleicht in Absicht auf den vorliegenden Fall ein, daß Herrmann selbst angegeben habe:

> er habe die Seufzer als Aufforderung angesehen, den Mayer zu erschlagen, sich berathen, ob er es thun oder zu Bette gehen solle, sodann das Beil, das er unter der Hobelbank Mayer's gesehen habe, aufgehoben, dasselbe aber auf's Neue wieder hingelegt: einige Minuten später das Beil, in der Meinung, Mayer habe dies gesehen, und wolle sich etwa zur Wehre setzen, wieder ergriffen, und dann die Tödtung vollzogen, wie er zum zweiten Mal das Beil in der Hand gehabt, obwohl er sich von dem Ungrund seiner Vermuthung überzeugt.

Allein es ist nur der im höchsten Grad wirksame und überhaupt **jede** Zurechnung ausschließende Affect, welcher die Ueberlegung, das heißt die Vernunftvorstellung, ob man sich einem vorhandenen Gefühl der Lust oder Unlust überlassen solle oder nicht, schlechthin unmöglich macht; im Uebrigen ist schon mit dem Begriff des zurechenbaren Vorsatzes, als des auf eine Gesetz-Uebertretung gerichteten Willens, diese Ueberlegung noth-

wendig gegeben. Auch der Zornige, so lange er nicht auf der Stufe des Affects angelangt ist, wo alle Zurechnung aufhört, überlegt noch.

Handelt es sich dagegen, wie hier, lediglich von der Ausmessung des Grades der Strafbarkeit einer Handlung, über deren Zurechenbarkeit an sich keineswegs ein Zweifel zu hegen, so muß ein ganz anderes Kriterium aufgesucht werden, um den Antrieb (impetus) vom Vorsatz (propositum) — die Jähheit von der Fürsetzlichkeit (im Sinne der Karolina) zu unterscheiden, als das der bloßen Ueberlegung, und dieses läßt sich in nichts Anderem, als darin finden, daß hier kaltes Blut, ruhige Ueberlegung, ein Vorausberechnen vorhanden ist, während dort (die allgemeine oder besondere) Aufregung der Gefühle dem Verstande jene Besonnenheit raubt, welche allein vermögend ist, die That, welche man zu begehen im Begriff ist, mit ihren Folgen richtig zu heurtheilen, so also, daß die Möglichkeit für den Handelnden mehr oder weniger vermindert ist, entweder überhaupt nach Willkür zu handeln, oder seine Willkür wenigstens nach den Strafgesetzen zu bestimmen.

Kaltblütig gefaßter Entschluß zur Tödtung und kaltblütige Ausführung des auch im Affect gefaßten Entschlusses, oder wenigstens eins von Beiden, mithin kaltblütige Ueberlegung (wie solche gewöhnlich die Folge einer vom Affect unvermischt gebliebenen Leidenschaft zu sein pflegt) ist es demnach allein, welche das wesentliche Unterscheidungs-Merkmal zwischen Mord und Todschlag, sowohl nach der Gesetzgebungsphilosophie bilden kann, als auch nach positivem Rechte wirklich bildet.

So sehr wir aber alle diese Merkmale der Planmäßigkeit und besonnenen Ueberlegung überall in dem Handeln der Mayer wahrnehmen, so wenig vermögen wir solche in dem Benehmen des von ihr Verführten, zumal am Tage der That, zu erkennen. Denn nachdem er am Morgen, um der den Tag zuvor (aller Anmahnungen und Vorbereitungen seiner Verführerin unerachtet) unterlassenen That willen, vielfache Vorwürfe von derselben schweigend hingenommen, sehen wir ihn zwar am Nachmittag sich zur That am Abend für den Fall bestimmen, wenn es Gelegenheit hierzu geben sollte; aber wir sehen zugleich, wie dieser Entschluß etwas entfernter durch den am Vormittag zwischen den Eheleuten vorgekommenen Streit und die Aeußerung der Mutter, „wenn ihn (den Mayer) nur unser Herr Gott zu sich nähme", zunächst aber nur durch die dringende Aufforderung der Mayer, sie nur heute nicht zu verlassen, hervorgerufen wird (eine Aeußerung, deren Deutung nach allem Vorangegangenen ihm keinen Augenblick, zumal nach dem Vorgang unmittelbar vor dem Mittagessen, S. 239 Note, zweifelhaft sein konnte). Wir sehen ihn vor und nach dem Entschluß, vor und nach der That, von namenloser Angst umhergetrieben, ein schwankendes Rohr auf dem Meer seiner widerstreitenden Empfindungen, den schon gefaßten Entschluß zweimal aufgeben; wir sehen ihn endlich an jenem ganzen Tag in einem Labyrinth, aus welchem er fruchtlos den Ausgang zu finden bemüht ist, oder, wie er sich selbst ausdrückt, in einem Zustand, der Verzweiflung nahe — der Gedanken-Verwirrung.

Nirgends eine Vorbereitung zur That — nirgends

ein Plan, wie und wo solche ausgeführt werden sollte, nirgends eine Beseitigung von Hindernissen, welche der That hätten entgegen stehen können; selbst nicht das Licht in der äußern Stube wurde ausgelöscht, wie die Meistersfrau ihm geheißen. Ruhig will er vielmehr, mit aufgegebenem Entschluß, noch eine Viertelstunde vor der begangenen That zu Bette gehen, als sein Meister selbst ihn noch zurückhält; noch absichtslos löscht er das Licht, das, nachdem sein Meister das zweite Licht aus dem Alkoven herausgeholt hatte, nun im Zimmer überflüssig war, da entfällt ihm unglücklicherweise die Schürze, und er erblickt das Beil, das ihm die Meisterin so oft schon als willkommenes Mittel bezeichnet hatte, sie von ihrem Manne zu befreien Hierzu kommt in ihrem Herumwerfen im Bette und ihrem Stöhnen eine neue Aufforderung. Wie ein Blitz durchzuckt die That seine Seele, und er ergreift das tödtende Werkzeug. Noch einmal ergreift ihn die Reue, als er, sich entdeckt glaubend, zum zweiten Mal das Beil in die Hand nimmt, und nun, obwohl er den Irrthum sogleich gewahr wird, aus keinem andern Grunde die That vollzieht, als um den Quälereien und Vorhalten zu entgehen, die ihm seine von der Mayer geflissentlich auf mancherlei (unten näher zu berührende) Weise erhitzte Einbildungskraft als das nähere Uebel, das ihn bedroht, in ungleich schrecklicherer Gestalt erscheinen läßt, als die schauderhafte Handlung, die er zu begehen im Begriffe ist. (S. 248.)

Von einem bestimmten Endzweck, zu welchem ihm die That als nothwendiges Mittel erschienen wäre, kann jedoch (wenn man nicht die durch den Begriff des Affects

der Furcht selbst, gegebene Absicht, den ihm drohenden Vorwürfen zu entgehen, hierunter verstehen will) vollends auf keine Weise nach den oben ausgehobenen Erläuterungen die Rede sein, die er im Verhör gegeben hat; namentlich:

daß Herrmann schon vor Weihnachten, wiederholt aber 8 Tage vor dem Tod des Mayer, den Schreiner Löhl um die von diesem zugesicherte Aufnahme in seine Werkstatt, wenn solcher sein Meisterstück vollendet haben würde, anging, daß sodann Herrmann wirklich dem Mayer aufkündigte, und nur durch dessen Zureden bestimmt ward, noch etwa acht Tage bis zur Vollendung einer in Arbeit befindlichen Aussteuer, zu bleiben;

daß ferner noch 3 Tage vorher Herrmann dringend seine Mutter um ihre Erklärung bat, ob sie (für den Scheidungsfall) gegen die Heirath etwas einzuwenden habe oder nicht, beifügend, da er keine Ruhe habe, bis er ihre Gedanken in dieser Beziehung wisse;

daß endlich, wie Herrmann der Mayer ins Angesicht versicherte, selbst am Morgen der That, er noch seine Absicht gegen sie aussprach, ihre Werkstatt und Wohnung zu verlassen — eine Bemerkung, worauf er wiederholt von dem listigen Weib die mehrfach früher gegen ihn benutzte Drohung mit Selbstmord zur Antwort erhielt — eine Drohung, welche, wie er selbst richtig angiebt, allein in der Furcht der Mayer ihren Grund hatte, „er werde nichts mehr von ihr wissen wollen, wenn er einmal aus dem Hause sei ꝛc.“

Hiermit wäre denn der Beweis geführt, daß die physische Urheberschaft Herrmann's an der in Frage stehenden Tödtung nur als Todtschlag (oder als im

Affect begangene Tödtung) anzusehen sei, mag auch die intellectuelle Urheberschaft, deren die Mayer angeschuldigt ist, immerhin einen Mord zum Gegenstand haben.

Mit dem eben ausgesprochenen allgemeinen Grundsatz (des Individualisirens bei gemeinschaftlich begangenen Verbrechen) sind wir aber zugleich auf dem Punkt angekommen, wo es sich um die Frage handelt, ob nicht neben dem, schon von dem Begriff des Todtschlags bedingten, Affect noch besondere mildernde Momente dem Herrmann zur Seite stehen, und diese Frage müssen wir ohne Anstand bejahen.

1) In einem Alter von kaum 22 Jahren, in Hinsicht auf Charakterstärke und Welterfahrung aber noch ein völliger Knabe, fanden bei ihm alle die Gründe ihre Anwendung, welche den Gesetzgeber bewogen, die Jugend bis zum erreichten Alter der Volljährigkeit als gesetzlichen Milderungsgrund festzusetzen.

2) Ein weiteres, für die Beurtheilung des vorliegenden Falles einflußreiches Moment ist die Verführung, mittels welcher die schlaue Mayer den Unglücklichen zu umgarnen und in ihren künstlich geflochtenen Netzen festzuhalten wußte. Mit systematischer Klugheit vom Kleineren zum Größeren aufsteigend, war sie ihm zuerst mit Freundlichkeit, sodann mit Liebeserklärungen, bald darauf mit wiederholten Anbietungen und Preisgebungen ihres Körpers entgegen gekommen, ging sodann allmälig zu Wünschen von Aenderung ihrer Lage durch den Tod ihres Mannes, von da zu Andeutungen zu Hinwegschaffung desselben über, und steigerte dieselben nach und nach bis zum Ansinnen, bis zum Vorschlag über die Art und Weise der Verübung der That — bis zur

dringenden, oder richtiger, gebietenden Aufforderung. Versprechungen aller Art, Liebesversicherungen, Vorstellungen ihrer unglücklichen Lage, Erzählungen von Mordgeschichten (z. B. der Bremer Giftmischerin), Bitten, sich ihrer anzunehmen, Spott über seine Muthlosigkeit, stillschweigende (durch Pantomimen) und ausdrückliche Vorwürfe, Verwünschungen u, s. w., nichts wurde gespart, um zum gewünschten Ziel zu gelangen und das erwählte Opfer ihrer Lüste auf einen Standpunkt zu stellen, der es die That, die es verüben sollte, nicht mehr in ihrem wahren Licht erblicken ließ. Die Untersuchungsacten sind voll von schlagenden Beweisen hierfür.

Dabei verdienen überdies, wenn gleich streng genommen unter den verschiedenen, von der Mayer benutzten Verführungsmitteln begriffen, doch die Selbstmords- und sonstige Drohungen, welche sie vielfach gegen Herrmann ausstieß,

3) unter den ihm zu statten kommenden mildernden Momenten, zumal insofern solche bei ihm gewissermaßen als moralische Nöthigung wirkten, noch eine besondere Stelle.

Denn nachdem einmal der schwache junge Mensch sich unfähig fühlte, den Anmuthungen und Lockungen zu widerstehen, die sich tagtäglich von Seiten der Meistersfrau bei ihm wiederholten, so bestand, wie ihm ein dunkles Gefühl richtig sagte, für ihn das einzige Mittel wiederum klar zu sehen und aufs Neue eigenen Willen zu gewinnen, darin: sich loszureißen aus der für ihn so verderblichen Nähe, und hierdurch der Versuchung zu entgehen, mit welcher er so oft schon (durch Besprechung der That, wiewohl ohne Entschluß) frevelnd gespielt hatte.

Gerade dieser Ausweg aber ward ihm durch ihre Drohungen, sich selbst das Leben zu nehmen, abgeschnitten — Drohungen, deren Einfluß auf das Gemüth des Getäuschten sie noch dadurch zu verstärken bemüht war, daß sie seine Einbildungskraft mit für ihn schauerlichen Bildern zu erfüllen suchte, indem sie z. B. ihm versicherte, daß sie mit verbundenen Augen und fliegenden Haaren sich ins Wasser stürzen, ihm aber das Kind, das sie von ihm unter dem Herzen trage, in einer Schachtel nachsenden werde.

Drohungen solcher Art aber, so wenig dieselben auch ernstlich gemeint sein mochten, waren ganz dazu geeignet, aufs Entschiedenste zu jenem fortdauernden inneren Kampfe und zu jener schrecklichen Angst beizutragen, in der Herrmann sich geraume Zeit vor der unglückseligen That befand, und die wir aus seinem Schreiben an seine Mutter in der gleichen Art hervorleuchten sehen, in welcher er dieselbe mehrfach in den Untersuchungsacten beschreibt. Denn leicht mußte der Subjectivität Herrmann's bei solchen, ihm vorgehaltenen Schreckbildern die traurige Alternative der Vernichtung zweier Leben als gegeben erscheinen, von welchen ihm noch dazu das eine als das ungleich werthvollere vorgezeichnet war, und so wurden diese Drohungen, wenn gleich nicht unmittelbar auf die That gerichtet, doch mittelbar eine hauptsächliche Veranlassung derselben, so wie denn auch der Affect der Furcht, in welchem solche geschah, hauptsächlich durch sie bedingt war.

Herrmann erklärt dies im Grunde selbst, wenn er sagt:

„Ich war den ganzen Abend in einem innern

Kampfe, und wußte nicht, was ich thun sollte. Wenn ich ihren Willen nicht erfüllte, so hatte ich nach ihren Drohungen zu gewarten, daß sie sich selbst einen Tod zufüge",

und auf die sofort an ihn gerichtete Frage:

„Hat sie denn Ihnen auch für den Fall, wenn Sie den Mann nicht todtschlügen, mit der Selbstentleibung gedroht, oder blos für den Fall, wenn Sie fortgingen?"

antwortet:

„Nein, sondern blos, wenn ich fortginge, weil sie dann dachte, ich würde nichts mehr von ihr wissen wollen. Ich wußte eben nicht, was ich thun sollte, und sah keinen Ausweg vor mir. Erfüllte ich ihren Wunsch ihren Mann zu tödten nicht, so hatte ich keine Ruhe vor ihr zu gewarten, und auf der andern Seite ließ sie mich nicht fort und ich konnte mich nicht losmachen."

Mag man daher auch gern zugeben, daß von einer eigentlich compulsiven Gewalt in dem Sinn hier nicht die Rede sein kann, in welchem dieselbe **straflos** macht, so ist doch nichtsdestoweniger gewiß, daß diese auf seine Willensbestimmung so einflußreichen Drohungen nur mildernd auf die Strafwürdigkeit Herrmann's einwirken können, und zwar aus einem doppelten Gesichtspunkt, einmal, weil durch sie die, seinen Entschluß bedingende Willkür (Willensfreiheit) wenigstens beschränkt wurde, und dann, weil nach solchem Versetzen in eine solche Gemüthslage die nächsten sinnlichen Antriebe zur That, die stets einen hauptsächlichen Theil der subjectiven Strafbarkeit derselben bilden, in einer für

Gabriel Herrmann günstigeren Gestalt erscheinen, als außerdem.

Damals galt in Würtemberg noch die Karolina als Strafgesetzbuch, die den Todtschlag zwar nicht wie den Mord, aber doch auch mit dem Tod des Verbrechers bestraft. Gabriel Herrmann wurde demnach zum Schwerdt verurtheilt, und ist, soviel der Herausgeber hierüber in Erfahrung bringen konnte, auch hingerichtet worden. Seine Verführerin wußte sich durchzulügen und den sie betreffenden Sachverhalt zu verwirren und zu trüben; so wurde sie nur mit langjährigem Zuchthaus bestraft. — Jenes erinnert an Adolf Höllenstein's Geschick (Band 1 der Alten Folge), dieses an Margarethe Glitzsch, die, gleichfalls intellectuelle Urheberin des an ihren Mann von Joseph Bendel verübten Mordes, sich ebenfalls nur Freiheitsstrafe erlog, während das Opfer ihrer buhlerischen Verführung auf dem Schaffot büßte. (Band 4 der alten Folge.)

IV.

Wahnsinn aus Ehebruch — Mord aus Wahnsinn.

Auch hier wieder ein Bild aus einem der unheimlichen Nebensäle jener furchtbaren Gallerie, in die uns vorstehende Nummer einführte!

Zugleich erblicken wir aber auch in ihm einen der Fälle des Wahnsinns, der aus der Knechtschaftsbegebung der Vernunft unter das Joch der *Begierde*, aus dem Herabgesunkensein zum Sclav der *Sinnlichkeit* — — kurz eben aus der „*Sünde*“ und ihrer *geistigen* wie *körperlichen* Verheerung entsteht; hier im gegebenen Fall:

aus den *körperlichen* („somatischen“) Folgen geschlechtlicher Debauchen, aus den *geistigen* („psychischen“) Folgen verstörender Gewissensvorwürfe über vielfachen Ehebruch — und aus den Folgen der destruirenden *Wechsel*-Wirkung dieser beiderseitigen Einflüsse auf die Totalität beider Sphären — in Summa: auf die Totalität des *ganzen Menschen*.

Die physiologische Genesis des Wahnsinns — wie lange dauert schon der Streit über sie, namentlich betreffs der Entstehungsgründe, der aus Geisteskrankheit sich ableitenden *Unzurechnungsfähigkeit*!

Auf der einen Seite sollen wir den Grund jeder Geisteskrankheit in der sittlichen Verderbtheit — dem sittlichen Unfreisein der Sünde suchen („jeder Geisteskranke ist ein Sünder!"). Da nun aber selbst die Makellosesten nicht selten einem solchen Unglück erliegen, so hat man, um die systemliche Schlußfolge zu retten, sich aus christlicher Liebe mit der Annahme einer Erb-Sünde geholfen, nach welcher Enkel und Urenkel (kraft göttlicher Gerechtigkeit!) die von ihren ungekannten X-Voreltern verschuldete Empörung gegen die Moral im Irrenhaus büßen müssen — und dies nicht etwa in Folge körperlicher (mithin zufälliger), sondern geistiger (mithin nothwendiger) Entwickelung!

Auf der andern Seite wird die Entstehung jeder Geisteskrankheit in einer mehr oder minder theilweisen Abnormität, beziehungsweis in einer mehr oder minder theilweisen Zerstörung des physisch, oder vielmehr materiell erkenn- und greifbaren Organismus gesucht. — Dieser Ansicht enthob sich in ihrer Uebertragung auf die criminalrechtliche Lehre von Zurechnungsfähigkeit der Satz: „Jeder Verbrecher ist ein Geisteskranker." — Die geringsten Regelwidrigkeiten, die man im Herzen eines hingerichteten Raubmörders entdeckte, reichten dann schon oft hin, kalt überlegte und grausam ausgeführte Mordthaten nur als Wahnsinns-Ausbrüche darzustellen. Demzufolge liefert freilich auf die einfachste Weise das bloße factische Dasein eines Verbrechens auch sofort den Beweis des Wahnsinnes, da sich hiernach wohl Wahnsinn ohne Verbrechen, aber nie Verbrechen ohne Wahnsinn denken läßt; es ist dies zugleich die einfachste Art, den criminalrechtlichen Begriff: „Verbrecher" selbst

zu tilgen und die Menschen, nämlich die gesunden Menschen in Hinsicht auf Criminalstatistik zu anglisiren, zu verengeln — sie zwar nicht geschlechtslos wie die Engel aber in Rücksicht auf gut und bös wahllos wie die Engel zu machen.

Daß die Confusion fertig werde, giebt es eine Fusion beider Ansichten. Diese sagt: „Wohl ist jeder Verbrecher ein Geisteskranker, aber nichtsdestoweniger zurechnungsfähig, weil jeder Geisteskranke seine Geistes-Erkrankung selbst verschuldet hat — denn jeder Geisteskranke ist ein Sünder! Selbst der scheinbar Makelloseste mag seine Verwahnsinnigung irgend einmal irgendwie verschuldet haben, wenn er auch dessen selbst sich nicht einmal mehr entsinnen kann!"

Wenn die Begriffe: „Sünde" und „Sünder" ohne alle Berührung und Beziehung zum kirchlich hergerichteten Christenthum und dem leidigen Wesen seiner ebenso professions- als confessionshaft betriebenen Missionen („inneren" wie „äußeren") gedacht werden, so ist allerdings die Sünde die recht eigentliche Feindin der Geistesfreiheit — und sonach in vielen (vielleicht mehr oder minder nachweisbar in den meisten) Fällen des Wahnsinns sein letzter und innerster — sein eigentlichster Entstehungsgrund. Dann mag auch von einer Selbstverschuldung des Wahnsinns, mithin auch für die Zurechnungsfrage im einzelnen bestimmten Fall von einer Selbstverschuldung des Zustandes der Unzurechnungsfähigkeit — d. i. criminalgerichlicher Straflosigkeit gesprochen werden. Dann geht aber zugleich mit hieraus hervor, daß die Criminalrechtspflege **als solche** mit einer derartigen, vom Urheber einer äußerlich als Verbre-

chen erscheinenden That begangenen, Selbst-Verschuldung nichts zu thun hat; sie gehört dem Reich des innern Richters an, oder — der positiven Staats-Religion gegenüber — vor den Stuhl eines höheren Richters.

Dies die ethische und rechtsphilosophische — mit Einem Wort: die **innere** Seite dieses psychologisch-reichen Falls; seine **äußere** bietet in ihrer Weise nicht minderes Interesse, indem sie uns das lebendige Bild einer „**Voruntersuchung**“ des Rheinischen Verfahrens, und zwar einer Voruntersuchung, die, in Hinsicht auf ihre processuale Aufgabe:

> Erörterung der Zurechnungsfrage in einem Fall von Mord als der, die Inanklagstand-Versetzung bedingenden, **Vor**-Frage,

in dieser Richtung nur selten vorkommt, überdies aber auch in factischer Hinsicht höchst merkwürdig war und in psychologischer Hinsicht von bleibender praktischer Wichtigkeit für Seelenkunde und Psychiatrie ist.

Die „Voruntersuchung“ umfaßt die erste Halbscheid des Schwurgerichtlichen Verfahrens — es ist die dunkle, von der Sonne der Oeffentlichkeit nicht beschienene Hemisphäre der Schwurgerichts-Welt. Diese Welt — sie ist dem größten Theil von Deutschland entweder, kaum aufgegangen, schon wieder untergegangen, oder, wo sie noch strahlt (oder wohl auch durch Wolken nur noch matt durchschimmert!), kaum dem Chaos entstiegen.

Und so ist auch in dieser Beziehung es der Auf-

gabe der „Neuen Folge“ dieses Werks gemäß*), durch einen veranschaulichenden Fall, soweit derselbe zur Innachtnahme dieses (mehr formalen) **Neben**=Interesses Gelegenheit bietet, den Leser mit dem Mechanismus und dem fortschreitenden Gang einer (und zwar verwickelten und schwierigen) „Voruntersuchung“ bekannt zu machen.

Dreifacher Kindermord der wahnsinnig gewordenen Ehebrecherin Johanne Marie Oert.

Am 23. Juni 1838 zwischen 7 und 8 Uhr Morgens wurden die Nachbarn des Faßbinders Joseph Gert zu K. (Landgericht Cleve) durch ein heftiges Hilferufen, das aus dessen Haus herkam, aufgeschreckt. Der Schmid Martin Peters und seine Mutter, die nächsten Nachbarn, eilten auf die Straße, und sahen nun, wie Joseph Gert, blutenden Gesichts, verstörten Aussehens und einmal übers andre Hilfe rufend, an seiner Hausthür stand, und mit der Rechten seine Frau festhielt, die rücklings längelang auf dem Fußboden des Hausöhrn lag. Sie hatte schon mehre Tage zuvor öfter und mit heftigen Zeichen von Wuth das Bett, das sie in Folge einer vor vier Wochen überstandenen Entbindung noch hütete, verlassen und allerlei tolles Unwesen getrieben. Der Mann hatte diesem nur mit Hilfe der Nachbarn steuern können, und

*) Man vergl. die Vorrede des I. Bandes der Neuen Folge.

so glaubte auch jetzt Martin Peters, es handle sich um nichts Andres, als die Frau wieder in ihr Bett zurück zu bringen. Er eilte hinüber. Bald darauf stürzte die kleine sechsjährige Elisabeth, nur mit einem Hemdchen bekleidet und an der Brust und an Händen und Füßen blutend, aus dem Haus, an dessen Thüre sie sich erschöpft hinsetzte; hier wurde das Kind von der alten Peters aufgenommen und in Sicherheit gebracht.

Joseph Gert's Frau war mit Gewalt wieder zu Bett gebracht worden. Mehre andre Nachbarn und auch der Beigeordnete (ein magistratlicher Beamter) kamen herbei. Man gewahrte, daß auch der achtjährige Johann, und das jüngste Kind, Maria Anna (Mariännchen), in der Brust verwundet waren, und Joseph Gert in dem rechten Backen. Johann starb noch in derselben Stunde, Mariännchen nach 3 und Elisabeth nach 22 Tagen — alle Drei laut gerichtsärztlichen Befundscheins an den jedem durch ein von fremder Hand geführtes Messer in der Brust versetzten Wunden. Joseph Gert's Wunde heilte in wenigen Tagen. Er gab seine Frau als Urheberin dieser Gewaltthätigkeiten an. Folgendes das Wesentliche aus seiner 8 Tage darauf beim Landgericht zu Cleve über den schrecklichen Hergang und seine häuslichen Verhältnisse überhaupt gemachten Angaben, wobei wir ihn redend einführen wollen:

Morgen werden es nun 5 Wochen, daß meine Frau zum sechsten Mal in's Kindsbett gekommen ist. Sie brachte das Kind ohne besondere Beschwerde zur Welt. Nach der Geburt war sie wohl schwach, aber nicht krank; sie aß Brod, Fleischbrühe und Eier um die gehörige Zeit, hielt sich aber fortwährend zu Bette; dies dauerte

vierzehn Tage; sie hatte Milch für das Kind und stillte es ordentlich.

Etwa vor drei Wochen fuhr sie plötzlich Nachts gegen 12 Uhr, als ich und der kleine $2\frac{1}{2}$jährige Peter bei ihr im Bette lagen, mit ängstlicher Heftigkeit auf, sich vor den Katzen fürchtend, die draußen auf der Straße miauten. Ich suchte sie zu beruhigen, aber sie war ganz außer sich, und verlangte nach dem Caplan, um das Abendmahl und die letzte Oelung zu bekommen. Ich holte in meiner Angst die Nachbarin Peters herbei, und lief dann in die Pfarrwohnung. Gegen $\frac{1}{2}3$ Uhr kam der Caplan; meine Frau schien beruhigter, und wir entfernten uns, um sie beichten zu lassen. Nach einer halben Stunde ging der Caplan wieder fort, ohne ihr jedoch die Sacramente gereicht zu haben, weil, wie er sagte, noch keine Gefahr da sei. Kaum war er fort, so wurde meine Frau wieder heftig, schrie fortwährend nach dem Caplan, und ließ mir nicht Ruhe, bis ich ihn um 6 Uhr noch einmal rief.

Sie unterhielt sich wieder eine Zeit lang mit ihm allein, doch wollte er ihr auch jetzt noch nicht die Sacramente geben, und entfernte sich bald. Sogleich fing ihre Unruhe wieder an, bis endlich gegen Mittag auf mein dringendes Ansuchen der Caplan zum dritten Mal kam:

„Ich habe schwer gegen meinen Mann und meine Kinder gesündigt, aber bin ich denn so schlimm, daß ich nicht einmal den Herrn empfangen sollte?"

rief sie ihm entgegen, und ließ nicht eher nach, bis er sie mit den Sacramenten versah, worauf sie denn ruhig wurde und den ganzen übrigen Theil des Tages und den folgenden Tag in dieser Stimmung verblieb.

Am Abend des andern Tages stand sie ein wenig auf, damit ich ihr das Bett machte; als wir darauf zusammensaßen und Kaffee tranken, fing sie ganz von selbst an:

„Mann, was Du mir früher vorgeworfen hast, daß ich mit dem Schurrmeir unrecht umgegangen, das ist wahr, obgleich ich es früher abgeleugnet habe, und es ist noch mehr wahr."

Und nun erzählte sie, wie sie schon einmal zu B., wo wir früher wohnten, und später zu K. mir oft untreu gewesen wäre, nannte mir sechs Männer, mit denen sie es gehalten hätte, und sagte mir, wie viel sie von jedem bekommen habe. Einmal habe sie 14 Gulden mit eins bekommen, aber das habe sie Alles verfressen oder versoffen, oder weggeschenkt. Dabei sagte sie ausdrücklich, Peterchen sei nicht mein Kind und auch Mariännchen nicht, doch nahm sie letzteres später wieder zurück.

Alles dies betrübte mich tief, und ich bat sie, mir nur weiter nichts zu erzählen, sondern, wenn sie sich wirklich bessern wolle, sich zu beruhigen und überzeugt zu sein, daß ich ihr die gestandenen Fehler nicht mehr vorwerfen, und den Kindern nicht entgelten lassen wollte: wir wollten von K. wegziehen, damit die Kinder nie etwas davon erführen, und dann sollte Alles gut sein. Sie aber erzählte immer fort, indem sie das schon Erwähnte wiederholte. Meine erneuerten Anmahnungen zur Besserung beantwortete sie mit dem Ausruf; „ich habe zu viel quades (schlechtes) gethan!" Doch schien sie reuig.

Die darauf folgende Nacht war sie ruhig und hielt

sich auch so einige Zeit, ohne daß ich genau angeben kann wie lange.

Eines Morgens, als ich und ihre Schwester Elisabeth bei ihr waren, fing sie an unruhig zu werden, schimpfte mich und ihre Schwester und ihre Familie; dies dauerte bis nach Mittag, da sprang sie plötzlich aus dem Bett, worin sie bisher gelegen, auf, und eilte mit dem Ausruf:

„da kommt der Teufel, der wird euch caput machen!“

nach dem Tisch zu, auf welchem ein paar Messer lagen, nach denen sie griff. Wir nahmen diese aber zeitig fort, und suchten sie ins Bett zurückzubringen. Sie war aber so stark, daß wir vergeblich rangen; endlich ergriff sie einen Stock, der im Zimmer stand. Ich entwand ihr denselben nur mit großer Mühe und schlug sie damit, da ich sie nicht anders zu bändigen wußte, auf den Arm, da sprang sie im Zimmer herum, hob sich das Hemde auf und rief:

„Teufel komm, hier ist meine! Lieber Schurrmeir komm, hier ist deine kleine Kleine!“

Ich schlug sie auf die Arme und Hüften, weil ich dies schreckliche Wesen nicht mehr sehen konnte, und dies bewog sie ihr Hemde wieder fallen zu lassen, doch lief sie fortwährend im Zimmer umher.

Inzwischen kam der Schmid Martin Peters und mit seiner Hilfe gelang es mir, meine Frau zu überwältigen und ins Bett zu bringen. Ich band ihr die Hände, jedoch riß sie sich in einem unbewachten Augenblick wieder los, und tanzte von Neuem im Zimmer umher, bis wir sie zum zweiten Mal banden und ins Bett leg-

en. Nach Verlauf einer Stunde, als sie beruhigt schien, lößte ich ihr die Hände; sie blieb die ganze Nacht über still und schien ruhig zu schlafen.

Am andern Morgen lag sie mit starren Augen im Bett, und wir glaubten, sie würde sterben, daher gab ihr die herbeigekommene Frau Peters nach Sitte eine brennende Kerze in die Hand.

Als sie dies sah, war es als wenn ihr ein paar Thränen aus den Augen kämen und ihr Mund sich zum Weinen verzöge, dann aber wurde sie wieder wie wüthend, schimpfte und sprach von ihrem ehebrecherischen Leben, erzählte Alles, was wir die Nacht vorher gesprochen hatten, und wollte zum Bett hinaus, so daß wir sie wieder binden mußten.

Ich eilte zum Doctor K.; als ich mit ihm zurückkam, war sie ruhig. Er hieß mir, sie wieder zu entfesseln. Als er aber fort war, und ich ihr die von ihm verordnete Medicin eingeben wollte, stieß sie dieselbe mit dem Ausruf zurück:

„Weg, weg, darin ist der Teufel, Du giebst mir den Teufel ein,"

und ich konnte ihr keine Medicin beibringen; im Ganzen aber blieb sie den übrigen Tag und die darauf folgende Nacht ruhig.

Samstag (den 21.) und Sonntag (den 22.) betrug sie sich auf ähnliche Art, abwechselnd ruhig und dann wieder heftig. Auch der Doctor K., der mir abermals gebot, die Frau zu entfesseln, nachdem ich sie bei einem heftigen Anfall wieder gebunden hatte, sah einen solchen Ausbruch mit an; sie rief wie wüthend:

„da kommt der Teufel, der holt euch durchs Glas, der macht euch alle caput!“

In der Nacht vom Sonntag auf den Montag, es war die Nacht vor dem Unglück, ging es bis gegen Morgen recht gut, sie lag ruhig in ihrem Bett; die Frau Neu, die diese Nacht mit mir wachte, saß an der Wiege des kleinen Mariännchens, ich an ihrem Bett und unterhielt das Feuer; den Kindern hatte ich an der Stubenwand her ein Strohlager gemacht, und sie lagen darauf dem Alter nach, Johann, Elisabeth, dann Louise und endlich Peter.

Um drei Uhr plötzlich richtete sich meine Frau im Bett auf und fing wieder an, aufs Wüthendste zu schimpfen und unfläthige Dinge zu sprechen; rief mit unzüchtigen Geberden und Stellungen nach dem Schurrmeir, indem sie sagte:

„ach lieber Schurrmeir, was haben mir deine — — gut gethan!“

Suchte ich sie zu beruhigen, so antwortete sie nur mit: „lelleke (garstiger) Kerl, Verdammter!“

Es gelang uns jedoch, sie im Bett zu halten, auch wurde sie nach einiger Zeit wieder etwas stiller, doch schlief sie nicht. Als das Morgenglöckchen läutete (zwischen 5 und 6 Uhr), wollte die Frau Neu nach Haus gehen; aus Vorsicht band ich meiner Frau die Hände zusammen, und gab dann theils dem Rufen der kleinen Elisabeth, daß ich doch zu ihnen kommen sollte, theils meiner durch vieltägiges Nachtwachen entstandenen Müdigkeit nach, und legte mich neben Johännchen.

Plötzlich, etwa gegen acht Uhr, erwachte ich durch das Geschrei der Elisabeth: „ach Vater, Vater!“ und

durch einen Schmerz in meinem rechten Backen. Als ich die Augen aufschlug, sah ich meine Frau gebückt über mir stehen, mit der rechten Hand hielt sie mir ein Tischmesser mitten auf die Brust, ihre Augen waren starr auf mich gerichtet. Ich ergriff mit meiner rechten Hand die ihrige am Gelenk, sprang auf, riß meine Frau bis zur Hausthüre, und schrie um Hilfe, dann schleppte ich sie wieder bis an's Bett; in demselben Augenblick war auch Martin Peters bei mir und nahm mir die Frau ab, die ich nicht mehr zu halten vermochte, da mir alle Glieder zitterten; während ich ihr das Messer entwand, legte Martin Peters sie mit Gewalt ins Bett.

Nun erst hörte ich, wie die kleine Elisabeth „Vater, Vater!" schrie, und erblickte das Kind aufrecht sitzend; aus seiner kleinen Brust quoll Blut, ich eilte darauf zu, und sah nun auch dem armen Johännchen in sein blutendes Herz, er that noch einen Athemzug und war dann todt.

Was nun das bisherige Leben der Frau und ihre häuslichen Verhältnisse betrifft, so gab ihr Mann, nicht ohne sichtbare Ueberwindung eines innern Widerstrebens, darüber Folgendes an:

Vor 10 bis 11 Jahren, als ich bei dem Brauer Clemen zu V. als Küfer arbeitete, lernte ich meine Frau kennen, und gewann sie lieb.

Sie war ein hübsches schlankes Mädchen von 19 Jahren, und nach Verlauf von sechswöchentlicher Bekanntschaft heiratheten wir uns. Vor der Hochzeit hatte sie wohl davon gesprochen, daß sie von ihrer Familie

einiges Geld bekommen würde, als es aber so weit kam, erklärte sie, ihre Familie wolle ihr nichts geben, und sie müsse also zusehen, wo sie sonst Geld herbekäme. Ich sagte ihr, daß es mir darauf nicht ankäme, gab ihr Geld zu neuen Kleidern, und richtete auf ihr Verlangen eine große Hochzeit aus. Der Vater meiner Frau hatte kein eigenes Vermögen; er war ein Spielmann, und wenn er etwas erwarb, so verjubelte er es gleich, sonst war er gut und rechtschaffen. Sein Vater war ebenfalls Spielmann gewesen, und hatte zu Amsterdam ein nicht unbedeutendes Vermögen besessen; weil er aber viel durchbrachte, mußte er sich später von Amsterdam nach K—laer zurückziehen. Sein Haus in Amsterdam fiel auf seinen einzigen Sohn, meinen Schwiegervater, und von diesem auf dessen 10, in zwei Ehen erzeugte Kinder. Ich habe mehre Reisen nach Amsterdam gemacht, um diese Erbschaftsangelegenheit in Ordnung zu bringen, habe aber noch nicht zum Verkauf des Hauses kommen können, weil einige Geschwister meiner Frau noch minderjährig sind.

Ich hatte eigentlich nicht vorgehabt, schon so schnell zu heirathen, aber Hanne drang darauf, obgleich sie mir niemals vor der Ehe die Rechte des Ehemannes zugestanden hatte.

Bald nach unserer Verheirathung zog Clemen nach K.; dies veranlaßte mich, V. zu verlassen und mich in B. als Meister zu setzen. Dort blieb ich fünf Jahre, wo ich dann ebenfalls nach K. zog.

In V. war das Betragen meiner Frau im Ganzen gut, doch spürte ich schon einigen Hang nach Leckereien bei ihr, der unsern Verhältnissen nicht angemessen war.

und dies war der Grund zu den ersten, wenn auch noch nicht heftigen Streitigkeiten. Doch in B. nahm es überhand, und obgleich ich viel zu thun hatte und Tag und Nacht fleißig arbeitete, so daß ich wohl in einem Monat gegen hundert und funfzig clevische Gulden verdiente, so konnte ich doch niemals genug anschaffen, und immer war das verdiente Geld, welches ich gewöhnlich meiner Frau gleich gab, fort, ohne daß für die Haushaltung sonderlich etwas dafür angeschafft worden wäre; sie kaufte sich schöne Kleider und Leckereien, und hielt Umgang mit bösen Weibern, die sie verführten.

So kam ich in Schulden, und entschloß mich, um dem gänzlichen Untergang vorzubeugen, und um meine Frau wo möglich wieder auf bessere Wege zu bringen, meinen Wohnort zu verändern, und nach K. zu ziehen. Das besserte aber die Sache nicht, und obgleich ich auch hier genug zu thun hatte, und ihr jetzt weniger das verdiente Geld anvertraute, so konnte ich doch zu nichts gelangen, denn sie nahm nun auf Borg, besonders bei den Winkelieren, für die ich zu thun hatte.

Vor zwei Jahren erzählten mir meine Nachbarn, daß meine Frau, wenn ich auf Arbeit aus sei, sich mit einem gewissen Schurrmeir auf unzüchtige Art abgebe, und bald nachher sagte mir auch der Winkelier Paul zu K., daß sie bei ihm sich einen Diebstahl habe zu Schulden kommen lassen, und warnte mich, auf meiner Hut zu sein. Einige Tage später, nachdem wir ruhig über mancherlei gesprochen hatten, hielt ich ihr dies Alles mit Sanftmuth vor, denn ich hatte sie noch sehr lieb, und kann sie auch jetzt noch nicht lassen; sie läugnete aber Alles, schimpfte mich arg aus, und versuchte mich zu

kratzen und zu stoßen, worauf ich sie tüchtig schlug. Nun gestand sie den Diebstahl ein, und ich züchtigte sie für dieses Vergehen. Zugleich zog ich in ein anderes Haus, um der Nähe des Schurrmeir zu entgehen, und ich habe leider gehört, daß die Frau Schlett und die Frau Baum, bei denen ich nach einander wohnte, erklärt haben, sie hätten nie ein frecher Mensch gesehen, als meine Frau.

Nach und nach wurde ihr Benehmen immer unregelmäßiger, und weder meine Güte, noch meine Strenge konnten sie auf einen bessern Weg bringen. Wenn ich in benachbarte Orte auf die Arbeit ging, ging sie ganze Tage aus dem Haus, und überließ die Kinder sich selbst. Selbst wenn ich in der Stadt arbeitete, geschah dies, und ich habe manchen Mittag mit schwerem Herzen nichts als ein Stück trockenes Brod gegessen, weil nichts gekocht war; kam sie dann Abends nach Haus, so blieb sie, wenn ich mit den Kindern mich zu Bett legte, unter dem Vorwand auf, sie wolle waschen und nähen, benutzte aber, wie ich wohl später gehört habe, diese Zeit zu ehebrecherischem Umgang. Sie war sehr heftig, und konnte durchaus nicht vertragen, wenn ich ihr, selbst auf die sanfteste Weise, einen Vorwurf über ihr Betragen machte, oder nicht Das that, was sie gerade verlangte, so daß ich mich öfter gezwungen sah, um mich ihres Angriffes zu erwehren, sie zu schlagen; doch habe ich sie nie gemißhandelt, denn dazu hatte ich sie viel zu lieb — ich bestrafte blos ihre Ungezogenheiten, und da gute Worte nicht mehr bei ihr anschlugen, mußte ich zu Schlägen meine Zuflucht nehmen.

Als ich sie heirathete, hatte sie, wie ich ganz sicher

überzeugt bin, noch die Jungferschaft. Sie hat sechs Wochenbetten überstanden; das erste zu B. war äußerst schwierig; sie lag drei Tage in den Wehen, das Kind mußte mit Instrumenten geholt werden, und starb gleich nach der Geburt. Die übrigen fünf Entbindungen waren nicht schwer, und die Kinder waren alle gesund. Während der Sechswochen pflegte sie sich immer 2 bis 3 Wochen im Bett zu halten, doch muß ich gestehen, daß ich glaube, es war mehr aus Gemächlichkeit als aus Schwäche; sie forderte dann viel Aufwartens und hat dies namentlich im letzten Wochenbett gethan. Die erste Zeit hatte sie Milch genug für Mariännchen, zwei Tage aber nach ihrer Beichte verlor sie die Milch, und wir mußten Mariännchen füttern.

Die sichtbare tiefe Rührung, welche Gert's Stimme oft schwankend und seine Augen thränenschwer machte, verbunden mit einer Ruhe, ja mit einem gewissen Liebevollen des Ausdrucks in Allem, was seine Frau betraf, und was seine Kinder — selbst die ihm als unehelich bezeichneten — anging, ließen (wie es in den Acten heißt) bei dem Untersuchungs-Richter keinen innern Zweifel an der Wahrheit dieser Aussage aufkommen.

Bevor wir zur Mittheilung der erheblicheren Zeugenaussagen übergehen, wird es gut sein, uns mit dem Innern des Gert'schen Wohnhauses bekannt zu machen.

Wir haben es nur mit dem untern Stock zu thun. Dies besteht 1) aus dem Hausöhrn (Vorhaus, Hausflur), der zugleich zur Werkstatt des Gert dient; 2) aus einer dahinter liegenden Stube, etwa 12 Fuß lang und 11 Fuß breit, mit einem der Thüre gegenüber befindlichen

Fenster nach einem Garten; unter diesem Fenster bis in die rechte Ecke des Zimmers war das Strohlager, auf welchem am Morgen des 23. Juni die 4 ältesten Kinder mit dem Vater schliefen. In den Haußöhrn hineingebaut, liegt linker Hand 3) ein Alkoven, etwa 6 Fuß lang und 5 Fuß breit, mit einer fensterartigen Oeffnung nach dem Hausöhrn, einem Fenster seitwärts nach einem Garten, und mit einer großen thürartigen Oeffnung nach der Stube. Dieser Alkoven ist am Boden mit Stroh und einigen Federbetten bedeckt, und dient in seiner ganzen Ausdehnung als Familien-Bett; seine Hauptöffnung nach der Stube wurde später während der Krankheit der Frau mit einer Leiter versetzt, um die Kranke in ihre Lagerstelle einzuschließen; gerade vor diesem Alkoven, in der Stube, stand am verhängnißvollen Morgen die Wiege, worin das jüngste Kind schlief.

Wir kommen nun zu den, die Angaben des Gert mehr oder minder bekräftigenden Zeugen-Aussagen:

I. Das frühere Leben und die Gemüthsart der Gert so wie ihre häuslichen Verhältnisse betreffend.

1) Maria Catharina Baum sagte aus: Die Eheleute Gert haben 16 Monate in unserm Haus gewohnt, und dasselbe etwa seit 2 Jahren verlassen. Er war stets fleißig und scheute keine Arbeit, und war liebreich gegen Frau und Kinder; sie aber ist eine böse, mürrische, heftige Person, der er niemals genug anschaffen konnte, um ihre Lust nach gutem Essen und schönen Kleidern zu befriedigen; es hieß auch immer, sie gebe sich mit andern Mannsleuten ab. Daher mag es denn wohl gekommen sein, daß häufig Zwistigkeiten in dieser Ehe

vorfielen, die dann oft damit endigten, daß die Frau von ihrem Mann Schläge bekam, besonders wenn Gert auf einer Brennerei gearbeitet, und dann, was wohl vorkam, ein wenig stark getrunken hatte; von seinem Verdienst vertrank er nie.

Daß die Gert schon in früheren Wochenbetten verkehrt im Kopfe gewesen wäre, habe ich nie gehört; von dem kleinen Peter wurde sie in meinem Haus entbunden, und damals habe ich sie wohl in einer übertriebenen boshaften Stimmung, nicht aber im Wahnsinn gesehen. Einige Tage nach ihrer Entbindung nämlich, kam ihr Mann ganz betrübt zu mir, und sagte, seine Frau wolle von ihm gehen, ich, als Hauswirthin, möchte doch einmal mit ihr darüber reden, und sie zurückhalten. Ich ging zu ihr, und machte ihr die Vorstellung, wie sie doch in der Jahreszeit (es war um Neujahr) unmöglich schon eine Fußreise unternehmen könne, worauf sie mir ganz in Bosheit erwiederte: „wenn ich liegen bleibe, bleibe ich liegen!"

Um die ganze Wahrheit zu sagen, muß ich angeben, daß, wenn die Leute behaupten, die Gert hätte sich mit andern Mannsleuten abgegeben, sie nicht Unrecht haben, denn ich habe selbst vom Boden aus gesehen, daß, während sie schon mit Peter schwanger war, der Jude Mendel, der Schlächter, ihr beigewohnt hat.

2) Catharine Agnes Wittwe Schlett: Die Eheleute Gert haben in meinem Haus 16 Monate gewohnt, und dasselbe etwa vor fünf Jahren verlassen; ich habe nie davon gehört, daß die Gert in einem ihrer Wochenbetten früher Anfälle von Geistesverkehrtheit gehabt hätte; wohl war sie aber eine heftige, giftige Person, und wenn

einmal Streit zwischen ihr und ihrem Mann vorkam, war sie immer die erste, die die Hände zu Hülfe nahm, und ihn kratzte und schlug, dann schlug er sie natürlich wieder; sonst war er liebreich gegen sie, und wartete ihr, besonders im Wochenbett, ganz außerordentlich gut auf; sie aber war mürrisch und unzufrieden; ich sah dies selbst, als sie bei uns von der Elisabeth entbunden wurde. Auch glaube ich nicht, daß sie sehr viel auf ihre Kinder hielt, besonders nicht auf Johännchen, denn ihr Mann empfahl mir denselben immer sehr an, wenn ihn Reisen auf ein paar Tage vom Haus entfernten.

3) Die Hebamme Gertrud Schimmel: Die Gert ist von Natur eine heftige Person, und hat mir oft gesagt, daß sie nicht schweigen wolle und nicht schweigen könne, wenn ihr Mann ihr etwas sage. Viel Einigkeit war in ihrer Ehe nicht, und ihr Mann hat sie öfters geschlagen, wie sie mir wenigstens erzählte. Sie dagegen hat ihn mehrmals verlassen und ist einmal sogar vierzehn Tage bis drei Wochen zu Hause gewesen. Er ist ein sanfter Mann, und hat viel für seine Kinder gethan, die er sehr liebt, ist fleißig, und hat sich, so viel ich weiß, nie mit andern Weibern abgegeben. Einmal, kurz vor der Geburt des Peter, hatte er aus Verdruß, daß er nicht gehörig Geld zur Taufe herbeischaffen konnte, sich stark betrunken, und warf nun seiner Frau in meiner Gegenwart vor, daß sie eine Hure sei, und sagte, indem er sie vor die Brust stieß, daß das von ihr zu gebärende Kind nicht von ihm herrühre. Sie ertrug dies Alles ganz ruhig. Als er mich nach der Geburt nach Hause brachte, klagte er sehr über die ehebrecherische Lebensart seiner Frau, doch war dies das

einzige Mal, daß ich eine solche Klage von ihm gehört habe. — Die Frau ist im Ganzen in ihrem Haushalt ordentlich, und suchte auch wohl noch etwas zu verdienen; so hat sie in ihrer letzten Schwangerschaft bis zum letzten Augenblick im Bette Strümpfe für andere Leute gestrickt. — Von Geistesschwäche und Milchversetzungen will Zeugin bei den vier Entbindungen, bei welchen sie die Beschuldigte unterstützt hat, nichts bemerkt haben; auch sollen die frühern Entbindungen im Ganzen immer leicht von Statten gegangen sein.

4) Elisabeth verehlichte Stiern: Vor etwa drei bis vier Jahren haben die Eheleute Gert einige Zeit hart neben uns gewohnt, und ich habe wohl gehört, daß sie sich vielfach gezankt und geprügelt haben, doch kann ich den Grund davon nicht angeben. Der Mann fluchte dann fürchterlich. Die Frau war stets sorgfältig für ihre Kinder, und ich weiß, daß sie deren Sachen und Kleider stets nett und ordentlich hielt.

5) Die Schwester der Gert, Elisabeth, Ehefrau des Kupferschlägers Leonhardt (uneidlich): Meine Schwester hat mit ihrem Mann überall nicht glücklich gelebt, er trank Schnaps und hat sie oft mißhandelt; mochte sie ihm durch ihre Leichtfertigkeit im Umgang mit andern Männern hierzu auch wohl manchmal Ursache gegeben haben, so war sie doch eine sorgsame Mutter für die Kinder und ordentlich in ihrer Haushaltung. Auch die Armuth mag viel Ursache der Zwistigkeiten gewesen sein.

II. Was die Zeit von der letzten Entbindung der Gert bis zum Morgen des 23. Juni angeht, so bekräftigen die Nachbarsleute, welche bei Tag und Nacht dem Gert bei Wartung seiner Frau

Hülfe leisteten, nicht allein seine Angaben vollkommen, sondern sie setzen die krankhafte Heftigkeit der Gert, so wie die von derselben gegen ihre Kinder und ihre sämmtliche Umgebung ausgestoßenen lebensgefährlichen Drohungen, und selbst die auf Mann und Nachbaren gemachten Angriffe, auch noch in ein helleres Licht. So sagt

1) die schon früher erwähnte Wittwe Peters:

Etwa acht Tage vor dem Tod des kleinen Johann wurde ich einmal gegen Mitternacht von Gert in sein Haus gerufen, weil er gar nicht mehr wisse, was er mit seiner Frau anstellen sollte. Ich kam, und nun verlangte die Gert, wir sollten ihr einen Beichtvater schaffen, sie sei ein sündiges Mensch und müsse beichten, und wenn wir das nicht thäten, so wären wir lelleke Leute. Sie war sehr ungestüm, und ließ nicht nach, bis daß ihr Mann ins Pfarrhaus ging. Der Caplan kam bald, und sie hat ihm auch gebeichtet.

Etwa drei oder vier Tage später, als ich und ein gewisser Theis dort waren, lag die Frau ganz starr im Bett, so daß Theis meinte, sie wäre am Sterben. Deswegen gaben wir ihr eine brennende Kerze in die Hand; nun verzog sie den Mund, ich weiß nicht, ob zum Weinen oder zum Lachen; später aber hat sie uns darüber ausgelacht, daß wir geglaubt hätten, sie wäre am Sterben.

2) Der Sohn der vorigen Zeugin, der Schmid Martin Peters:

Am 19. v. M., als ich gerade von der Landwehrübung zurückkehrte, hörte ich, daß unsere Nachbarin Gert verkehrt im Kopf geworden sei, zugleich hörte ich viel Lär-

men. Ich ging in ihr Haus, um sie wo möglich zu beruhigen. Beim Eintreten sah ich, wie sie im Zimmer herum tanzte, und sich das Hemde, mit dem sie allein bekleidet war, bis über den Nabel aufhob, sich dann ganz wahnsinnig auf den Hintern schlug und ausrief: „da, da ist der Spielmann, nun muß ich tanzen!“ worauf ich mich gleich entfernte.

3) Der Hufschmid Gerhard Peters, Bruder des vorigen Zeugen:

Am 19. Juni sah ich von der Straße aus, wie die Gert den alten Theis schlug; Gert eilte hinzu, um dem Theis zu helfen. In der Nacht vom 20. zum 21. habe ich mit Gert bei ihr gewacht. Bis gegen vier Uhr trug sich nichts Erhebliches zu; sie wickelte und nährte ihr Kind ganz ordentlich, doch schien sie mir nicht viel Milch zu haben, denn sie gab dem Kind Kuhmilch aus einem Kännchen. Gert betete ihr aus einem holländischen (?) Buch etwas vor, und sie betete nach, auch sprach sie viel in sich hinein, dann wurde sie ruhig. Um vier Uhr Morgens ging ich nach Haus. Nach einigen Stunden hörte ich Gert um Hilfe schreien. Als ich mich aufgerafft hatte und hinkam, war mein Bruder schon dort; sie stand aufrecht im Bett, und tanzte und sprang auf demselben herum, ergriff den vor demselben stehenden Wassertopf und warf ihn nach ihrem Mann. Dieser und mein Bruder bemühten sich, sie zu beruhigen. Später bin ich nicht mehr im Hause gewesen.

4) Die Hebamme Gertrud Schimmel:

Mehr als gewöhnlich hat die Gert bei dieser Entbindung über Schwäche, und wohl acht Tage vorher schon über Mangel an Appetit geklagt, und nach der Geburt stellte

sich ein Fieber ein, das dem kalten Fieber ähnlich schien; ich habe dies auch dem Mann gesagt, und ihn aufgefordert, zu einem Arzt zu gehen. Ich selbst habe sie dann nicht mehr besucht bis zum Samstag vor acht Tagen, den 21. Juni. Sie lag im Bett und war in einem ganz ruhigen Zustand, nahm auch die Medicin, die ihr Mann ihr reichte. Anfangs schien sie mich gar nicht gewahr zu werden, obgleich ich mit ihr sprach, und ihre Augen hatten etwas Starres, dann that sie, als wenn sie mich erst jetzt (wohl fünf Minuten nach meiner ersten Ansprache) bemerkte, und fuhr nun wie wüthend mich an, weil ich gesagt hätte, sie wäre die größte Hure in K.; dies hatte ich aber nicht gesagt. Ich suchte sie hiervon zu überzeugen und sie zu beruhigen, und nahm dann Abschied. Als ich mich aber entfernen wollte, sprang sie aus dem Bett, griff mich an, und schrie in voller Wuth:

„ich mach' euch Teufel caput, ich mach' die Kinder caput, und mach' Alles caput, was im Haus ist!"

Der Mann brachte sie in's Bett zurück, und ich ging in großer Angst fort, nachdem ich ihn noch vorher gewarnt hatte, ja alle gefährlichen Instrumente zu entfernen.

5) Die Schwester der Gert, Elisabeth verehelichte Leonhard:

Im letzten Wochenbett hat meine Schwester eine Geisteskrankheit bekommen, die sich, erst nachdem sie dem Caplan gebeichtet hatte, kund that. Am Donnerstag, den 19. v. M., besuchte ich sie; sie lag im Bett, und sang wahnsinnige Worte. Ich beschäftigte mich mit dem kleinen Mariännchen, und zog demselben ein reines Hemdchen an. Plötzlich rief meine Schwester heftig: „Du

ziehst ihm ja ein Todten-Hemdchen an!" Ich suchte sie zu beruhigen und ihr einen solchen Gedanken auszureden; sie aber sprang aus dem Bette, eilte auf den Tisch zu, und ergriff ein Messer, mit dem Ausruf: „ich mach' euch Teufelskinder beide caput!" Ich nahm ihr das Messer und ein zweites in der Nähe liegendes fort, uud brachte beide in ein Nachbarhaus. Bei meiner Zurückkunft fand ich meine Schwester im Zimmer umhertanzend, indem sie sich das Hemd, mit dem sie nur bekleidet war, so hoch aufnahm, daß unten Alles bloß war. Gert schlug sie, doch sie schien kein Gefühl davon zu haben. Dies Alles bewog mich, Mariännchen mit nach Haus zu nehmen. Am Freitag den 20. kam aber Gert zu mir und sagte, meine Schwester verlange nach dem Kind, auch seien ihr die Brüste von Milch steif. Ich brachte ihr das Kind zurück; als sie mich mit demselben erblickte, rief sie: „hast du ihm hexen und zaubern gelehrt?" und äußerte eine gewaltige Furcht vor Hexen.

Den 21., am Samstag, besuchte ich sie wieder; sie sprach viel von der schlechten Lebensart, die sie geführt hätte, Peter sei Schurrmeir's Kind, aber die Frau Schurrmeir hätte auch zwei Kinder von Gert. Letzteres ist aber gewiß nicht wahr, vielmehr eben so unbegründet, als ähnliche Vorwürfe, die sie mir machte. Außer diesen Unkeuschheiten machte sie sich auch noch andere Vorwürfe, namentlich, als wenn sie gestohlen hätte, und daß sie ihrem Mann und ihren Kindern Cichorienwasser gegeben, sich aber den Kaffe vorbehalten habe.

Den 22, (Sonntag) Vormittags traf ich sie sehr ängstlich; Ausdrücke der Furcht und des Schreckens wechselten mit Gebeten, oftmals rief sie:

„Heilige Schutzengel, bewahret meinen armen Mann und meine armen Kinder! Heilige Schutzengel, bewahret mich vor bösen Gedanken!“

Nachmittags schien die Furcht sich noch vermehrt zu haben; sie erschrak vor dem Anblick eines jeden Menschen, verbarg ihr Gesicht in ihre Hände und im Stroh des Bettes und betete fortwährend.

6) Maria Catharina Neu:

Am Abend des 22. v. M. bat mich Gert, ich möge die Nacht über seine Kinder besorgen, während er auf seine kranke Frau Acht haben wolle. Gegen elf Uhr ging ich hin, und beschäftigte mich besonders mit dem kleinen Mariännchen. Anfangs war die Gert wenigstens in sofern ruhig, daß sie im Bett liegen blieb, doch sang sie allerlei verkehrtes Zeug, sprach mit vielen Zoten von dem ehebrecherischen Leben, welches sie namentlich mit Schurrmeir geführt und vom Teufel, der sie dabei geritten habe.

Dies dauerte bis gegen drei Uhr; da richtete sie sich im Bett auf, und wurde sehr heftig; später wurde sie wieder ruhiger, und so ging ich, als das Morgenglöckchen lautete, nach Haus, nachdem ihr Mann, der sich nun etwas niederlegen wollte, ihr die Hände zusammengebunden hatte. Etwa zwei Stunden später ging ich nochmals an das Haus, fand es aber verschlossen. Ich klopfte, sie rief: „Wer klopft da?“ Ich nannte mich und fragte nach Gert; sie sagte: „Der liegt bei den Ferken!“ (sie meinte ihre Kinder). Da sie übrigens ruhig war, ging ich wieder fort, und kann von dem Unglück, was später vorgefallen ist, nichts angeben.

III. Was die That selbst betrifft.

1) Der Leinweber Peter Schliemann:

Seit Montag den 23. v. M., gleich nach dem traurigen Vorfall, wurde ich und Liedel von dem Herrn Beigeordneten zu Wärtern und Wächtern der Gert bestellt. Als wir zu ihr kamen, lag sie im Bett mit gebundenen Händen und Füßen; sie war sehr wild, schien bald ängstlich, bald wüthend, und bald auch wieder auf Augenblicke ruhig und vernünftig, doch antwortete sie gar nicht auf die Fragen die man ihr stellte, sondern sprach nur immer, was ihr gerade einfiel. Sie rief dem Teufel:

„Satan, Satan, komm' und hol' mich, ich muß ja doch zur Hölle!"

so daß Einem manchmal die Haare zu Berge standen und die Haut schauderte. Dann sagte sie manchmal wieder, sie habe ihr Vorhaben nicht gut ausgerichtet, erst hätte sie den großen Teufel (ihren Mann) caput machen müssen, dann hätte sie die kleinen Teufel (ihre Kinder) alle gekriegt, die hätte sie alle caput machen müssen. Fragten wir sie dann: warum? so sagte sie: sie habe es ja nicht gethan, der Teufel habe es gethan, und setzte einmal hinzu: „aber so geht's, so kommt man vom Kleinen aufs Große", und erzählte dann, wie sie noch als Kind einmal auf einem Markt einen Kronenthaler gestohlen hätte, und sprach dann von ihren übrigen Diebstählen und von dem ehebrecherischen Umgang, den sie sich habe zu Schulden kommen lassen. Genießen wollte sie nichts als Wasser; sie schien sich ihrer That zu freuen, und erzählte zu verschiedenen Malen in abgebrochenen Sätzen, wie sie geschehen sei, nämlich: in der Nacht vom 22.—23. habe sie mit gebundenen Hän-

den im Bett gelegen, da habe das jüngste Kind geweint und sie hätte es gern an ihre Brust gehabt. Sie sei daher aufgesprungen, habe es aber mit den Händen nicht fassen können, deshalb habe sie den Mund zu Hülfe genommen, das Kind aus der Wiege gehoben, und sich in die Arme gelegt. Zum Zweck wäre sie dadurch aber immer nicht gekommen, und daher sei der Gedanke in ihr aufgestiegen, sich ihre Bande loszuschneiden. Sie habe ein Messer ergriffen, und mit der Spitze desselben einen Strick durchschnitten, nun sei sie frei und weit genug gewesen; sie sei ihren wilden Gedanken nachgegangen, und der Böse wäre in ihr so mächtig geworden, daß sie Alles hätte caput machen müssen; an der Wand hätte sie angefangen; öfter sagte sie aber auch, mit dem Mariännchen hätte sie angefangen.

2) Anton Liedel, ihr zweiter Wächter, bestätigt diese Angabe seines Gehülfen. Es liegt sonach kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß ein solches Geständniß von der Gert wirklich abgelegt worden, und wenn dasselbe auch sehr allgemein und in Nebensachen unbestimmt gehalten ist, so enthält es doch die Hauptsache vollständig. Die Gert hat dieses Geständniß auch später außergerichtlich und gerichtlich wiederholt, wovon unten mehr.

IV. Was die ersten Augenblicke nach der That betrifft, so sind die betreffenden Umstände aus den diesfälligen Zeugenaussagen bereits oben mitgetheilt worden.

V. Anlangend die ersten Tage nach dem Vorfall bis zur Ankunft des Untersuchungs-Richters an Ort und Stelle.

1) Martin Peters, der Schmid:
Nach der That bin ich noch zwei- oder dreimal da gewesen, wenn der Mann nicht allein mit ihr fertig werden konnte, und mich zur Hülfe rief, namentlich als sie einmal aus dem Fenster in den Garten gesprungen war.

Hernach war ich nur noch ein Mal im Gert'schen Haus, als der Wärter Liedel, den sie plötzlich bei der Brust ergriffen hatte, um Hülfe rief; wir brachten sie zu Bett, ohne daß hierbei etwas Besonderes vorgefallen wäre.

2) Joh. Anton Neu:
Am Dienstag oder Mittwoch (den 24. oder den 25.) sah ich, wie sie versuchte, aus dem in ihrer Schlafstelle befindlichen Fenster in den daran stoßenden Garten zu springen, sie wurde aber zurückgehalten. Einige Stunden später hat sie es indessen doch vollbracht. Nach einigen Tagen war ich nochmals bei ihr, da sprach sie viel über das ehebrecherische Leben das sie geführt; nannte die Männer, mit denen sie es gehalten, und verfluchte sich und die Weiber, die sie zur Hurerei verführt hätten, und rief: „ich bin verloren, ich komme in die Hölle!"

3) Peter Schliemann, ihr Wächter:
Ihre Unruhe dauerte fort bis gegen Dienstag Abend, wo sie etwas ruhiger wurde und nicht mehr wie früher immer zum Bette herausspringen wollte; sie zeigte auch so etwas wie Reue, indem sie sagte: „die Pött wird gefüllt, wenn das Kind ertrunken ist." (d. h. sprichwörtlich in der dortigen Gegend so viel als: geschehene Sachen sind nicht mehr zu ändern, die Reue kommt zu spät.)

Am Mittwoch schien es noch besser zu gehen, sie

schlief sogar eine Stunde; da ich jedoch ihr auf Anrathen der Nachbaren schon früher die Hände gelös't hatte, und fürchtete, sie würde wieder heftig werden, wo wir dann viele Mühe hatten, sie im Bett zu halten, so band ich während sie schlief vor dem Alkoven eine Leiter fest. Als sie erwachte, schien ihr dies sehr unangenehm, und sie sagte:

„a, ah, da ist schon das Galgenholz!“

Durch eine Vergleichung dieser Leiter mit der Himmelsleiter wurde sie jedoch beruhigt darüber.

In der Nacht fiel nichts Besonderes vor, und am Donnerstag Morgen schlief sie wohl an drei Stunden, worauf sie ziemlich vernünftig erwachte. Nachmittags war sie wie stumm, und gab auf keine Frage Antwort. Am Samstag Morgen sprach sie wieder von ihrer That, wie am Montag. Seit der Zeit haben sich keine Anfälle von Wildheit wieder bei ihr gezeigt, und sie ist ruhiger, doch äußert sie oftmals große Furcht vor der sie erwartenden gesetzlichen Strafe, verlangt nur Wasser zu genießen, und will nichts essen, weil sie sagt, sie hätte ja doch nur noch ein paar Tage zu leben, darauf hindeutend, bis dahin würde wohl ihr Todesurtheil gesprochen sein. — Gestern und vorgestern war ihr Mann wieder bei ihr; ich habe nicht bemerkt, daß sie sich vor ihm fürchtete, vielmehr lud sie ihn ein, sich zu ihr ins Bett zu legen.

4) Peter Anton Liedel, der andere Wächter:

Am Dienstag den 24. war die Gert außerordentlich heftig, sie sprang und tanzte im Bett umher, hob sich ihr Hemde bis unter die Arme auf, und sang verkehrtes Zeug. Als ich einmal ganz ruhig an ihrem Bett

saß, sprang sie plötzlich aus demselben heraus, und fiel über mich her; indem ich mich von ihr los zu machen suchte, stürzte sie auf die Erde, raffte sich aber sogleich wieder auf und ergiff mich von Neuem beim Kittel, und äußerte eine solche Kraft, daß ich nur mit Hülfe der auf mein Geschrei herbei gekommenen Nachbarn sie wieder ins Bett brachte. Band ich ihr die Hände und Füße, so gab sie mir so viel gute Worte, bis ich sie wieder losmachte, benutzte aber dann, wenn ich sie nur eben eine Minute aus den Augen ließ, jede Gelegenheit zum Entspringen, namentlich durch das Fenster in ihrer Schlafstelle.

Donnerstag den 26. v. M. äußerte sie viel Angst, faltete die Hände und hielt sie in einer fortwährenden zitternden Bewegung; sie äußerte große Furcht nicht sowohl vor einer gerichtlichen Strafe, als vor ihrer eigenen That und vor der Hölle, jedoch hat sie auch einmal gesagt: „bald, bald werde ich auch gemordet;" ich fragte, warum? und sie sagte: „ich habe ja auch gemordet." — Bald sagte sie, sie habe mit Mariännchen, bald sie habe mit Elisabeth das Morden angefangen

Noch muß ich bemerken, daß sie besondere Furcht vor dem jüdischen Schlächter Mendel seinem großen Hund zeigte; sie rief: „seht, da steh'n schon die Zähne in meinem Arm, wo er mich hinbeißen wird!" Auch hatte sie große Angst vor den Leuten, die zu ihr kamen, daß diese sie mit Messerstichen ermorden wollten.

Diese Aussagen stimmen nun zwar nicht ganz

unter sich, so wie auch nicht völlig mit der Aussage des Gert überein, indem besonders einige Zeugen einen bedeutenden Theil der Schuld aller ehelichen Mißhelligkeiten auf den Gert und seine Liebe zum Genuß hitziger Getränke schieben wollen. Berücksichtigt man jedoch, daß gerade diese letzte Beschuldigung durch anderweitige und ganz unverwerfliche Zeugen sich als ganz übertrieben darstellt, indem diese einhellig bekunden, daß Gert zwar wohl mal gern einen Schnaps tränke, aber nur wenn er bei Brennern und Brauern arbeite, und daß er durchaus kein Trunkenbold sei — ferner, daß die Zeugen, welche sich mehr zu Gunsten der Frau aussprechen, schon zum Theil wegen ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses nicht als vollgültig erscheinen, während in jeder Hinsicht vollgültige Zeugen ihr die meiste Schuld beimessen und mehre unter diesen sind, welche häufige Gelegenheit hatten, das häusliche Verhältniß beider Ehegatten in nächster Nähe zu beobachten, wie z. B. die beiden Hauswirthsfrauen (S. 279 und 280); — ferner daß diese vollgültigen Zeugen bestimmte Thatsachen, jene unvollgültigen aber meist nur Urtheile abgeben — berücksichtigt man dies Alles in seiner Totalität, so läßt sich nicht bezweifeln, daß Gert's Angaben über den Lebenswandel und die Gemüthsart seiner Frau in den Zeugenaussagen Bestätigung finden.

Alles zusammengenommen, nämlich: 1) Die ehelichen Zwistigkeiten, 2) der aufgeregte Zustand der Gert, besonders seit dem letzten Kindbett, 3) die Thätlichkeiten die sie seit längerer Zeit gegen ihre Umgebung ausgeübt, 4) die lebensgefährlichen Drohungen, die sie gegen Schwester, Mann und Kinder ausgestoßen, und von de-

ren Ausführung sie nur mit Gewalt abgehalten wurde, 5) das eigne außergerichtliche Geständniß, 6) der Zustand, in welchem sie, ihre Kinder und ihr Mann am Morgen des 23. Juni gefunden wurden, 7) ihr Benehmen nach dem 23. Juni, 8) der hohe Grad sittlicher Verdorbenheit, in welcher sie einen bedeutenden Theil ihres Lebens zugebracht hatte — dies Alles zusammengenommen, ließ annehmen, sowohl daß die Gert eine Person sei, der eine solche That allenfalls zugetraut werden könnte, als auch daß sie dieselbe wirklich vollbracht habe. Jedoch ging zugleich eben so unabweislich der Zweifel hervor, ob sie sich nicht in einem Geisteszustand befinde, ja, schon zur Zeit der That befunden habe, der auf Geisteskrankheit schließen lasse. Dieser Zweifel wurde dem Untersuchungsgericht auch überall entgegen getragen, wohin dasselbe, um Aufschluß über die Sache zu erhalten, sich nur wenden mochte. Namentlich erklärte der die Gert behandelnde Arzt, Doctor K., daß die Gert, die er schon drei Tage vor ihrer That, und seitdem fortwährend behandelt habe, seit dieser ganzen Zeit an einer „periodischen Tobsucht ohne Verkehrtheit des Verstandes“ leide. Auf nähere diesfällige Ermittelung, besonders darüber, ob der fragliche Zustand auch schon vor der That Statt gefunden, oder erst mit derselben zum Ausbruch gekommen, oder endlich nur Folge der dabei Statt gehabten ungeheuren Aufregung gewesen sei, wurde gleich beim Beginn der Untersuchung der Hauptaugenmerk gerichtet.

Schon am 27. Juni hatte sich der Untersuchungs-Richter in Begleitung des öffentlichen Ministeriums, des Dr. K. und des dasigen Bürgermeisters in die Behau-

sung der zu Bett liegenden und bewachten Gert begeben, theils um dieselbe zu vernehmen, theils um ihren Geisteszustand zu erforschen. Um sie nicht zu überraschen, und durch den Anblick vieler unbekannter Leute nicht zu ängstigen, wurde verabredet, daß Dr. K. zuerst allein zu ihr ins Zimmer gehen, alle Uebrigen aber, ihr nicht sichtbar, an der offenen Stubenthüre im Hausöhrn stehen bleiben sollten.

Dr. K. redete die Gert, die unter einem flaumenen Deckbett lag, mit allgemeinen Fragen über ihren Gesundheitszustand an, und ging dann dazu über, sie auf die Vorzeigung des todten Mariännchen's vorzubereiten. Die hauptsächlichsten Fragen waren nebst Antwort folgende:

Frage. Wo sind eure Kinder? „Ja, wo sind meine Kinder?" Fr. Wißt ihr nicht, daß ihr eure Kinder gestochen habt? „Ich habe keine Kinder gestochen." Fr. Ihr habt ja nach eurem Mann auch gestochen? „Ja, meinen Mann habe ich gestochen, weil er zuerst nach mir stach!" Fr. Habt ihr denn nicht auch nach euren Kindern gestochen? „Nein, ich habe keine Kinder, ich habe noch gar keine Kinder gehabt."

Während der Zeit waren die Beamten einzeln ins Zimmer getreten, und sahen nun genauer die äußerliche Beschaffenheit der Gert. Sie hatte unverkennbare Spuren einer gewissen unregelmäßigen Schönheit: große dunkle Augen, eine scharfe, ziemlich gerade Nase, und einen kleinen feingeschnittenen Mund. Die Form des Kopfes nähert sich dem Oval, ihre Backen waren eingefallen, die Gesichtsfarbe war bleich, unter den Augen bräunlich; die Haare dunkelbraun; der Blick ihrer Augen war, ohne gerade starr zu sein, seelenlos — ohne

Ausdruck und ohne Feuer. Eine von der Nase nach dem etwas abwärts verzogenen Mund zugehende Falte ließ überstandenen Schmerz verrathen. Die Bewegungen ihrer Glieder schienen ohne äußere Nothwendigkeit, fast zufällig zu entstehen, doch legte sie sich öfters mit dem Gesicht auf ihre im Bett ruhenden Arme, so daß dasselbe in den Betten verborgen war. Ihre Kleidung schien ganz vernachlässigt, ein dunkles Tuch bedeckte ihre Stirne, und wild hingen die Haare darunter hervor; bei den verneinenden Antworten, die sie gab, schüttelte sie mehre Minuten hindurch mit dem Kopf, wenn auch die Rede schon längst beendigt war; ihre öfters gefalteten Hände schüttelte sie ununterbrochen, und um den Grund hiervon befragt, sagte sie, „ich bin so bange," ein Ausruf, den sie öfter wiederholte. Ihr Ton war schwankend, wie der einer Beängstigten; ihre Stimme schwach und fast ohne allen Ausdruck.

Obgleich es unwahrscheinlich war, bei so bewandten Umständen ein Resultat von der Vorzeigung des am Tag zuvor verstorbenen Mariännchens zu erwarten, so nahm der Untersuchungs-Richter doch Anstand, es zu unterlassen. Nach erneuten Versuchen, sie auf die Sache selbst zurückzuführen, wurde ihr daher die kleine Leiche in ihrem Sarg von Dr. K. mit der Frage vorgezeigt, ob dies ihr Kind sei. Allein sie erkannte es nicht, und sagte: „ich habe ja keine Kinder, ich habe auch keine Kinder erstochen, aber mein Mann wollte nach mir stechen, aber da fiel ich über ihn her!"

Dr. K. erinnerte sie an Dasjenige, was sie ihm früher von verübter Gewaltthätigkeit gegen drei ih-

rer Kinder und ihren Mann erklärt hätte.*) Sie antwortete ausweichend, sie könne sich darauf jetzt nicht recht besinnen; erzählte aber unaufgefordert, wie sie ihr Bett immer verunreinige, und wie es ihr Freude mache, daß dann ihre Aufwärter ihre Theile abwischen müßten, erwähnte auch mit schamlosen Details ihre Liebesverhältnisse und ihren ehebrecherischen Umgang mit verschiedenen Männern, und wie sie hierfür theils Geld, theils Kaffee und dergleichen erhalten hätte.

Hierauf nahm der Untersuchungsrichter das Wort und begann seine Fragen mit der Erkundigung nach ihrem Befinden. Sie wollte ihn aber trotz aller Bedeutung des Bürgermeisters für keine Gerichtsperson anerkennen, verwechselte ihn mit Andern und suchte überall seinen Fragen, die sich auf ihre That bezogen, auszuweichen. Als er sie bei dieser Unterredung freundlich ansah, beschwerte sie sich erst über seinen Blick, der wäre, als wenn er sie fressen wollte, dann über sein Lachen und drohte, ihm ihre Excremente zu zeigen, die sie ihm zu Ehren gleich ins Bett würde fallen lassen.

Dr. K. rieth, von der weitern Vernehmung für jetzt abzustehen, sich zu entfernen, die Frau sich etwas beruhigen zu lassen, und dann wieder zu kommen.

Nachdem man der Kranken eine Stunde zur Erholung gelassen hatte, kehrten die Beamten zu ihr zurück. Die ersten Worte, womit sie empfangen wurden, waren: „Ich kenne euch nicht!"

*) Diese Erklärungen finden sich in dem I. der unten mitgetheilten Berichte des Dr. K., der in dieser Beziehung auch als Zeuge vereidet worden ist, und unter diesem Eid alles dort schriftlich Niedergelegte wahr behalten hat.

Jetzt wurde eine bestimmtere Sprache gegen sie angenommen, und diese gesteigert, um zu sehen, welcher Eindruck dadurch auf sie gemacht werden könnte.

Nachdem zunächst ihr die Verpflichtung und Berechtigung der ihr gegenüberstehenden Beamten auseinandergesetzt worden, sie aber immer wieder auf ihr „ich kenne euch nicht" zurück gekommen war, suchte man sie gesprächsweise auf andere Gegenstände zu leiten, woraus sich denn im Wesentlichen folgendes Verhör entwickelte.

Fr. Seid ihr krank? „Nein." Fr. Warum liegt ihr denn da? „Das weiß ich selbst nicht." Fr. Könnt ihr denn aufstehen? „Jetzt nicht, weil mir die Glieder weh thun."

Die Fragen, wie das zugehe, und wie lange sie schon so da liege, blieben ohne Antwort. Auf die Bemerkung, daß ihr von Dr. K. wegen ihres Krankseins Medicin gegeben sei, sagte sie, daß das Gift gewesen wäre, das sie toll gemacht hätte.

Sie wurde aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, denn Lügen wären sträflich und gegen Gottes Gebote. Sie sagte; „Ja, Gott ist barmherzig, aber die Menschen sind unbarmherzig." Fr. Was haben euch denn die Menschen gethan? „Sie haben mich gebunden!" Fr. Wer hat euch denn gebunden? „Peter und Anton." (Womit sie ihre beiden Wächter meinte.) Fr. Hat euch euer Mann auch gebunden. „Nein, der hat mich nicht gebunden." Fr. Wie seid ihr denn sonst mit eurem Mann zufrieden? „Ja, der hat mich genug geschlagen." (Was sie bei der früheren Unterredung gänzlich abgeleugnet hatte.) „Schon am dritten Tag nach unserer

Verheirathung haben wir Streit mit einander gehabt, und nach zwei Jahren bekam ich meine Schläge!"

Die Bemühung, von ihr eine Erzählung über die eine oder andere Veranlassung des Streits mit ihrem Mann zu erhalten, hatte keinen Erfolg.

Man brachte darauf das Gespräch wieder auf ihre Kinder; sie erklärte: „ich habe keine Kinder und habe auch keine gehabt." Sie blieb dabei, auch selbst auf die Bedeutung, daß die ganze Stadt, und nicht minder die Anwesenden es wüßten, daß sie Kinder habe. Es wurde ihr gesagt, daß ihr jetzt eines ihrer Kinder vorgezeigt worden solle und der $2\frac{1}{2}$jährige Peter herbeigeholt; sie erklärte aber: „Ich kenne das Kind nicht! Es ist ja todt!"*) Fr. Wie heißt das Kind? „Peter!" Fr. Woher wißt ihr den Namen? „Die Leute haben es mir gesagt." Fr. Wer hat es euch gesagt? „Ich weiß es nicht." Bedeutung. Dies ist euer Kind, und ihr hattet auch noch mehr Kinder, habt aber zwei derselben als eine böse Mutter gemordet.**) (Mit einem bestimmten und aufffahrenden Ton:) „Ich habe keine Kinder."

Ihr wurde allen Ernstes zugeredet, dem Gericht die schuldigen Antworten im Sinn der Wahrheit zu geben; sie antwortete darauf mit aller Heftigkeit: „Ihr braucht mich nicht so oft zu fragen, wenn ich es einmal gesagt habe, so ist es gut, und nun geht." Bei neuem

---

*) Das Kind war eingeschlafen; bei seinem Anblick veränderte sich nichts in ihrem Wesen.

**) Das dritte verwundete lebte damals noch.

Zureden kam sie auf ihre frühere Aeußerungen: „ich kenne euch nicht", zurück.

Um einen festen Grund zu finden, von dem aus dieses Nichtkennen möglichst widerlegt werden könnte, wurde Dr. K. und auch ihre beiden Wärter, Peter Schliemann und Anton Liedel ihr vorgestellt; doch auch dies beseitigte sie mit dem Ausruf: „Ich kenne euch auch nicht!" Hierauf wurde ihr die ganze That in einem nachdrücklichen Ton, bis zu welchem man das Verhör gesteigert hatte, vorgehalten. Ihre nicht minder gesteigerte Antwort bestand aber darin: „Wen ich nicht kenne, dem brauch' ich auch nicht zu antworten, das habe ich euch schon zehnmal gesagt, und nun geht."

Zu einer weiteren Einlassung war die Frau auf keinerlei Art zu bewegen, und das Verhör wurde daher abgebrochen. Dem Schluß der diesfälligen schriftlichen Verhandlungen ist die Bemerkung beigefügt, daß aus der ganzen Unterredung wohl hervorgehe, daß die Gert den Gerichtspersonen gegenüber ein absichtlich bestimmtes Ableugnungs-System verfolge, während sie doch außergerichtlich Andern mehrfach den Hergang erzählt habe.

Bald nach der Entfernung des Gerichts erschien vor diesem der Wächter Peter Schliemann und zeigte an, die Gert habe ihm gesagt, sie wolle dem Untersuchungs-Amt gern Alles sagen, was vorgefallen sei, wenn dasselbe sich nur noch an Ort und Stelle befände, und auf die Frage, ob er denn dasselbe rufen solle, habe sie gesagt: „ja, wenn ich nur nicht so bange wäre." — Deshalb wurde der Bürgermeister beauftragt, sich zu ihr zu begeben, um zu sehen, ob sie in einer zur Vernehmung passenderen Stimmung sei. Er kam mit der

Nachricht zurück, die Frau sei eingeschlummert. Etwa nach einer halben Stunde ging er zum zweiten Mal hin, und zeigte hierauf an, daß sie erwacht sei, und sich in einem Zustand befände, der allerdings erwarten ließe, daß sie dem Untersuchungsrichter gehörig antworten werde; sie selbst habe ihm erklärt, daß sie es thun wolle.

Das Gericht begab sich daher nochmals zu ihr, und wurde nun mit den Worten empfangen: „vorhin habe ich euch angelogen," an welche Aeußerung sich folgende Vernehmung knüpfte:

Der Untersuchungsrichter: Ja, daß weiß ich wohl; vorhin wolltet ihr ja nicht einmal euer eignes Kind kennen, und behauptetet, ihr hättet gar keine Kinder. „Ich habe aber doch Kinder." Fr. Wie viel denn? „Fünf." Fr. Wie heißen sie? „Mariännchen, Peter, Johännchen, Lisbette und Louischen." Fr. Welches Kind wurde euch denn vorgezeigt? „Peter!" Fr. Habt ihr den gekannt? „Ja! — der Peter und Mariännchen sind aber nicht von meinem Mann, wie ich glaube." Fr. Liebt ihr denn euren Mann nicht? „Doch, aber er liebt mich nicht." Fr. Warum nicht? „Ja des Hurens wegen." Fr. Von dem Mariännchen seid ihr zuletzt entbunden worden, habt ihr dabei auch viel Schmerz ausgestanden? „Arge Pein, aber ich schrie doch nicht. Der Unschuld wegen, die eben schlief, meine Kinder. [Hierbei zeigte sie nach dem Söller.*)] Und dann kam

*) Wirklich waren die Kinder während der Entbindung ihrer Mutter auf den Söller geschafft worden.

des Mendels Hund, der wollte mich und das Kind fressen!“*)

Jetzt kam sie von Neuem auf unzusammenhängende nicht zur Sache gehörige Aeußerungen, und wendete sich dann mit der Frage zu ihren Wärtern: „habe ich nun gut gesprochen?“ Man suchte sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß es nur darauf ankäme, daß sie ohne Angst Das erzähle, was wahr und ihr gegenwärtig sei, ohne sich durch irgend etwas irre leiten zu lassen, hierauf ließ man, um jeden geistigen Zwang zu beseitigen, die Wärter abtreten. Sie fuhr fort, fremdartige Aeußerungen zu machen, worin sie sich aber selbst mit den Worten unterbrach: „ich bin wieder am Lügen!“ Endlich erzählte sie:

„Mein Mann saß da (sie zeigte in die Ecke der Stube nach dem Fenster zu) und wiegte das Peterchen auf dem Schoos; das würde auch wohl nicht mancher Mann gethan haben, denn er wußte ja, daß es nicht sein Kind war; aber er war so gut auf die Kinder! Als es nun schlief, legte er es zu mir ins Bett, und als ich mich nun nach ihm umsah, sagte er: „Du brauchst dich nicht lange umzusehen, sonst kriegst du eins aufs Maul!“ Ich war aber doch so frech, und sah mich um! Dann legte ich mich aber herum und sah nicht mehr nach ihm, denn man muß sich ja in Alles schicken**) — ja ich wollte das Kind gerne säugen, und hatte auch Milch genug, aber das wollten sie nicht.“

*) Der nämliche Mendel, einer ihrer Zuhälter, von dem schon früher die Rede war (S. 280).

**) Diese ganze Erzählung hat sich durchaus nicht als wahr bestätigt.

Sie schien hier den $2\frac{1}{2}$jährigen Peter bisher immer in Gedanken gehabt zu haben, und denselben nun mit Mariännchen zu verwechseln; dies veranlaßte daher zu der Bemerkung, ob sie von dem damaligen Wochenbett spreche? Sie antwortete; „Nein, von Mariännchen, das haben sie mir weggenommen, und haben ihr Kuhmilch gegeben, und ich konnte es doch säugen." Fr. Hattet ihr denn auch Unbequemlichkeit von der Milch, als man euch das Kind wegnahm? „Ja, einmal war meine Brust recht hart, das ist aber übergegangen." Fr. Erinnert ihr euch wohl, daß ihr in diesem Wochenbett am Kopf gelitten habt? „Das weiß ich nicht." Fr. Wie viel Tage sind es, daß man euch das Mariännchen abgenommen hat? „Davon weiß ich nichts." Fr. Wußte euer Mann, daß ihr mit andern Männern zuhieltet? „Ja!" Fr. Schon gleich? „Nein, ich habe es ihm nachher gesagt. — Ich wußte nicht, daß es Unrecht war; schlechte Eltern erziehen schlechte Kinder, mein Vater war ein schlechter Mann, der sagte zu meiner Mutter, sie wäre eine Hure, und mein Vater hatte nie ein Herz für mich."

Man nahm hiervon Gelegenheit, sie auf ihre Familienverhältnisse zu leiten, und aus ihren abgerissenen Antworten ging Folgendes hervor:

Sie sei zu B. an der Maas geboren, ihr Vater sei dort Musikant gewesen, aber schon seit zwei Jahren todt, der Großvater sei zu Amsterdam, wie sie gehört habe, ein reicher Mann gewesen, sie wisse es aber nicht, und ihre Eltern hätten ihr Lebstag nichts gehabt. Die Mutter sei schon lange todt, der Vater habe zum zweiten Mal geheirathet, es seien aus beiden Ehen mehre

Kinder gewesen. Sie sei in Dienste gegangen, denn ihr Vater hätte sie nicht leiden mögen.

In V. habe sie ihren Mann kennen gelernt, der dort Faßbindergeselle gewesen wäre. Nach etwa fünfwöchentlicher Bekanntschaft schon hätte sie ihn geheirathet; sie hätte erst nicht einwilligen wollen, denn sie hätte nichts gehabt, und er auch nichts; sie habe ihn auch hierauf aufmerksam gemacht, er aber erwiedert, er verlange ja auch nichts von ihr, und so habe er fortwährend in sie gedrungen, bis sie nachgegeben habe; aber es tauge nichts, wenn beide Eheleute nichts hätten, und es sei ihnen immer schlecht gegangen. Von V. seien sie nach B. gezogen, wo sich ihr Mann als Meister gesetzt habe, der Verdienst sei aber schlecht gewesen, und sie hätten sich vom Schmuggeln ernährt. Als auch dies nicht mehr gegangen, seien sie nach K. gezogen, ihr Mann habe hier wieder als Meister gearbeitet, habe aber auch hier nichts vor sich gebracht.

Sie wurde in Bezug auf ihre Aeußerung, daß sie Ehebruch begangen ohne es für ein Unrecht zu halten, befragt, warum sie es nicht für Unrecht gehalten habe, worauf sie antwortete: „Ich habe viel zu jung geheirathet!"

Fr. Hattet ihr denn euren Mann nicht lieb? „Ich hatte wohl Liebe für meinen Mann, er aber nicht für mich." Fr. That er euch denn nicht genug? „Ja doch, aber er that's nicht aus Liebe zu **mir**." Fr. Hurtet ihr denn aus Lust dazu, oder um etwas damit zu erwerben? „Um der Armuth willen." Fr. Habt ihr denn das so erworbene Geld für die Haushaltung verwendet? „Ja!"

Fr. Habt ihr es nicht vielmehr für schöne Kleidungsstücke und Leckereien, und namentlich für Kaffee verbraucht? „Nein, Kleider durfte ich mir nicht anschaffen, aber der Eine, mit dem ich zuhielt, gab mir Kaffee und dergleichen.“ Fr. Hat denn euer Mann auch davon bekommen? „Ja gewiß, er aß und trank mit.“ Fr. Wo habt ihr zuerst so gelebt? „Das weiß ich nicht so recht mehr, aber ich habe wohl mit zehn zugehalten.“ Fr. Zu gleicher Zeit? „Nein, so wie wir bei einander kamen.“ Fr. Habt ihr euch auch als Mädchen schon brauchen lassen? „Nein, gar nicht.“

Man suchte das Gespräch nun wieder auf ihre jetzige Lage zu bringen, und fragte sie, ob sie sich erinnere, daß sie gebunden gewesen sei, worauf sie mit Ja antwortete. *)

Fr. Wer hat euch denn gebunden? „Die Nachbarn.“ Fr. Nicht euer Mann? „Nein.“ Fr. Wie heißen eure Nachbarn, die euch gebunden haben? „Frau Peters.“ Fr. Waren nicht auch die Peters Jungen dabei? „Ja!“ Fr. Wie viel Tage ist das schon her? „Das weiß ich nicht.“ Fr. Waren euch Hände und Füße gebunden? „Nein, die Hände allein.“ Fr. Wie sind euch die Hände wieder los geworden? Das weiß ich nicht.“ Fr. Habt ihr denn nicht ein Messer gehabt?

Auf diese Frage schien sie nicht eingehen zu wollen,

---

*) Da sie sich seit einiger Zeit ruhig verhielt, so war auch die ihr ärgerliche Leiter von ihrer Schlafstelle weggenommen worden.

sondern kam wieder auf das Binden ihrer Hände zurück; endlich erklärte sie aber, sie hätte mit dem Messer sich die Bande abgeschnitten, dann jedoch: die Bande seien von selbst losgegangen, und endlich: sie wisse nicht, wie ihre Hände losgekommen seien.

Aufgefordert, aufrichtig zu erzählen, was sich nun, und namentlich mit dem Messer, zugetragen hätte, sagte sie „das weiß ich nicht mehr."

Nochmals zur Wahrheitsaussage ermuntert, brach sie in die Worte aus: „wenn ich Alles bekenne, so sind wir Alle verloren. Jetzt bin ich allein verloren." Auf die Frage: Was meint ihr damit? antwortete sie: „Meine Familie! denn die haben zu viel Schlechtes gethan,*) ich darfs aber nicht sagen!"

Zu einer näheren Erklärung hierüber aufgefordert, kam sie auf den Wohlstand ihrer Familie, namentlich ihres Großvaters zu Amsterdam, worüber ihr Mann einige Papiere besessen, die er in Amsterdam zurückgelassen. Ihr Vater habe dort das Haus des Großvaters auf dreißig Jahre gemiethet gehabt. Ohne genügenden Aufschluß hierüber zu geben, sprang sie von dem bisherigen Gegenstand des Gesprächs ab, und kam auf eine Besenbinderfrau, welche vor Kurzem an ihrem Bett gewesen sei, und ein Kind sei auch da gewesen, das habe nur eben um die Ecke (der Schlafstelle) geguckt, und habe Angst vor ihr gehabt, sie aber habe sich vor der Besenbinderfrau gefürchtet, denn diese habe die Hand immer in der Tasche gehabt, und so habe sie geglaubt, die Frau würde ein Messer herausziehen. Zur Beglaubigung

---

*) Hierüber hat sich durchaus nichts ergeben.

berief sie sich auf ihre Wärter, die nun wieder vortraten und erklärten, eine solche Frau sei zwar da gewesen, wäre aber nicht in's Haus gekommen, sondern hätte vor demselben auf der Straße mit den Nachbarn über ganz gleichgültige Sachen gesprochen.

Nachdem die Wärter sich wieder zurückgezogen, erklärte die Gert, sie habe wohl gehört, was die Frau gesagt habe, und erzählte nun im ärgerlichen Tone, wie dieselbe Schlechtes von ihr gesprochen habe, und daß ihre Familie niemals etwas gehabt, vielmehr immer vom Huren und Stehlen gelebt hätte. Plötzlich unterbrach sie sich wieder mit den Worten: „ich bin wieder am Lügen, wie kommt das doch?" Dann nach einigen Zwischenreden: „da ist immer Einer, der sagt, daß ich lügen soll!"

Es wurde ihr bemerkt, daß ja Keiner da sei, der so etwas verlange, und daß man ja im Guten mit ihr spreche, daß man aber auch wünsche, sie möge ruhig fort erzählen, wie ihre Kinder um's Leben gekommen seien.

Sie entgegnete: „Ich weiß es nicht, ich weiß es wahrhaftig nicht mehr! — Ich habe einen schlechten Vater gehabt, der war schlecht über seine Kinder, mein Mann war aber ein braver Mann über die Kinder, — ich aber taugte nichts -- ob das so sein muß, weiß ich nicht!" Fr. Welches Kind habt ihr denn zuerst gestochen, denn ihr wißt ja wohl, daß zwei eurer Kinder todt sind? „Sie sind alle todt!" Fr. Nein, bloß Mariännchen und Johännchen sind todt. „Mariännchen habe ich zuerst gestochen." Fr. Wohin? „In den Hals, es war ganz geduldig." Fr. War es damals schon hell? „Ja ganz hell." Fr. Wen stacht ihr nachher? „Die Kinder." Fr. Welche Kinder? — Hierauf gab sie keine

Antwort, sondern sprach sogleich weiter: „dann stach ich meinen Mann" (hierbei zeigte sie auf den linken Backen) und fuhr fort: „Es kommt Einer, der macht mich immer ängstlich." Man suchte sie zu beruhigen, sie wiederholte aber diese Aeußerung und setzte hinzu: „strack auch" (kurz vorher auch). — Nach kurzem Verweilen ging man zur Frage über: Habt ihr euren Mann auch auf die Brust gestochen? „Nein." Fr. Womit habt ihr denn gestochen? „Ich habe mir ein Metz (Messer) gekrigt!" — In demselben Augenblick wendete sie sich im Bett und sagte: „nun kann ich all's wieder nicht mehr."

Da sie wirklich sehr erschöpft schien, so wollte man abbrechen, sagte ihr dies, und daß man sie am andern Tag besuchen wollte, um zu sehen wie es ihr ginge. Alsbald wurde sie wieder gesprächig und sagte: „Ich muß euch doch erst noch etwas erzählen." Dies veranlaßte eine Ermunterung zum Sprechen, worauf sie erklärte: „Ich ging aus dem Bett, nahm das Messer und versuchte die Spitze unter die Bande meiner Hände zu bringen, und die Bande ging los, wenn dabei eins losgeht, so wird Alles los; und nun stach ich alle Kinder."

Fr. Ihr habt doch nicht alle fünf gestochen? „Ja, alle fünf! Alle lagen sie da und bluteten!" — Hierbei wies sie auf die ihrem Bett schrägüber befindliche Ecke des Zimmers, wo sich ein Strohlager befand.) „Die sind im Himmel, wir kommen in die Hölle!"

Die Frage, welche Kinder sie denn gestochen hätte, wurde nicht von ihr berücksichtigt, und erst auf weiteres specielles Fragen erklärte sie: „Johännchen habe ich auch

gestochen, der lag beim Vater, aber Peterchen war nicht da."

Fr. Habt ihr Elisabeth auch gestochen? „Ja, Elisabeth ist auch todt." Fr. Nein, Elisabeth lebt noch, und wird wohl besser werden. „Elisabeth habe ich über die Straße laufen hören; die ruft immer Vater und nie Mutter; soll das nicht einer Mutter weh thun?" (Hierbei fing sie zu weinen an.) Fr. Wenn euch das weh thut, dann müßt ihr ja auch die Kinder lieb haben, warum stacht ihr sie denn? „Wenn der Böse die Ueberhand nimmt — aber richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet!"

Man suchte ihr die Bedeutung dieses Spruches, den sie öfter wiederholte, begreiflich zu machen, sie ging jedoch nicht darauf ein, sondern rief plötzlich, indem sie eine etwas heftige Bewegung im Bette machte: „Da kommt wieder Mendeln sein Hund, der will mich fressen."

Fr. Was ist denn das mit Mendel's Hund? „Ja mit Mendel habe ich es auch zu thun gehabt, nun kommt sein Hund und will mich fressen."*) Auf die Sache selbst zurückgeführt, erklärte sie: „Mariännchen und Johännchen habe ich gestochen und meinen Mann, den aber nur auf den Backen." Fr. Thut es euch denn nicht leid? „Ich kann es ja nicht wieder gut machen; Gott ist barmherzig, die Menschen aber nicht."

*) Dieser schon öfter erwähnte Mendel, ein jüdischer Schlächter und Eisenhändler, und in K. wohnhaft, den die Gert selbst sowohl, als die Zeugin Maria Catharina Baum (S. oben) und mehre Andere, als einen Derjenigen bezeichnen, die mit der Gert ehebrecherischen Umgang gepflogen, hielt einen großen Hund, der der Schrecken der ganzen Umgegend war.

Einige Bemerkungen, die zur richtigen Anwendung dieser Sätze auf den gegenwärtigen Fall leiten sollten, blieben von ihr unberücksichtigt; ihre Schwäche wurde immer sichtbarer, und so brach man die Vernehmung ab. Die Erklärung, daß das Gericht noch einmal zu ihr kommen würde, schien ihr nicht unangenehm.

Ihr Zustand war bei dieser zweiten Vernehmung ganz anders, als bei der kurz zuvor stattgehabten. Ihre Sprache war im Ganzen sanft, etwa wie die einer körperlich Kranken; ihr Gehör auffallend scharf; ihr Auge ruhig und doch in sich beweglich, die Bewegung ihrer Glieder ganz willkürlich, und was früher nicht geschehen, sie schien zuweilen das Unbequemliche der einen oder andern Lage zu fühlen, legte sich daher selbst ihr Lager zurecht, stützte sich mit dem Kopf auf den rechten Arm, bis ihre größere Entkräftung eintrat, und sie sich alsdann völlig niederlegte und die schon vorher nach Bedürfniß mehrmals auf eine oder die andere Seite gelegte Decke bis über die Brust heraufzog. Auf anscheinend gleichgültige Fragen gab sie mit Leichtigkeit Antwort, nur schien ihr gar keine Zeitbestimmung gegenwärtig, und alle diesfälligen Fragen blieben unbeantwortet, mit Ausnahme der einzigen Angabe, daß ihr Vater vor zwei Jahren gestorben sei; eine Zeitbestimmung, die sie ohne diesfällige Frage mit Bestimmtheit machte, jedoch unrichtig, denn ihr Vater war damals erst seit 6 Monaten todt. Jede Frage, die darauf hinzielte, sie zur Angabe eines Beweggrundes zu ihrer That (causa facinoris) zu vermögen, blieb ohne erledigende Antwort.

Am 2. Juli begab sich das Untersuchungs-Amt

wieder zu ihr. In den aufgezeichneten Verhandlungen heißt es:

Die Ehefrau Gert lag in ihrer Schlafstelle, sie schien matt, und wollte ihr Gesicht, welches nach der innern Wand zugekehrt war, nicht zu uns heraus wenden, indem sie sagte: „Ich muß ja doch sterben, ich drehe mich nicht mehr herum.“ Ermuntert, ihre Schlafstelle zu verlassen, weigerte sie es Anfangs; doch als ihr vorgestellt wurde, ihre verunreinigte Schlafstelle müsse doch wieder in Ordnung gebracht werden, ließ sie sich von ihren Wärtern aus dem Bett heben, und ging, anscheinend sehr schwach, einem nahestehenden Stuhl zu, auf den sie sich setzte.

Sie sah noch immer bleich und leidend aus, ihre Augen waren kalt, doch beweglich, sie bückte Kopf und Oberleib nach vorn über, sah während folgender Unterredung fast fortwährend, jedoch ohne Starrheit, vor sich nieder, und beharrte hierbei sogar, als sie aufgefordert wurde, die Gerichtsbeamten anzusehen.

Die Wächter suchten nach Kleidern, denn sie war dünn und zerlumpt angezogen; sie sagte: „Es ist ja Alles in Versatz!“*) dann forderte sie Wasser.

Fr. Habt ihr diese Nacht gut geschlafen? „O ja, aber um elf Uhr schlief ich noch nicht.“ (Der Wärter bemerkte, sie wäre erst um eins eingeschlafen.) Fr. Zähltet ihr denn die Stunden? „Nein.“

Jetzt blieben mehre unbedeutendere Fragen ganz ohne Antwort; sie schüttelte, oder nickte mit dem Kopfe, und erklärte endlich, sie wolle nichts mehr sprechen.

---

*) Diese Angabe war richtig.

Es wurde versucht, sie auf ihre früher mitgetheilten Familienverhältnisse zurückzubringen, und sie daher befragt: „Wie heißt ihr mit eurem ganzen Namen? „Das weiß ich nicht!“ Fr. Wie rief euch denn euer Mann? „Der rief mich gar nicht.“ Fr. Wie nannte euch denn euer Vater? „Hanne; mein Mann rief mich nur so, wenn er quat (böse) war, und Frau nannte er mich nur, wenn andere Leute dabei waren.“

Zu einer Angabe über ihr Alter war sie nicht zu vermögen; sie schüttelte mit dem Kopf, oder zog die Schultern in die Höhe, oder sagte auch wohl: „ich weiß es nicht.“

Die Frage, ob sie katholisch sei, bejahte sie mit Eifer, und gab an, alle Sonntage und auch noch in der Woche wohl die Kirche besucht, und gehörig gebeichtet dem Pfarrer auch ihren ehebrecherischen Umgang mit fremden Männern bekannt zu haben.*)

Dies gab Gelegenheit, ihr einige Fragen in Betreff ihrer That vorzulegen, diese ließ sie aber sämmtlich unbeantwortet.

Ueber den Tod ihres Vaters befragt, erklärte sie, sie wisse nicht recht, ob er ein Jahr, oder wie lange er todt sei; ehe sie ins Wochenbett gekommen sei, habe sie noch Trauerkleider um ihn getragen, und diese habe sie ein Jahr und sechs Wochen tragen wollen.

Da sie immer schwächer zu werden schien, so munterte man sie auf, in ihr Bett zurückzugehen; sie schien

---

*) Aeußeren Umständen nach schien dies nicht wahr, und wurde auch in einer spätern Vernehmung von ihr selbst nicht bestätigt.

dies gern zu thun, und ließ sich von dem Wärter helfen, deckte sich sogleich bis ans Gesicht zu und drehte sich von den Beamten ab.

Ihre Schwäche schien so wenig geheuchelt und so bedeutend, daß die Vernehmung abgebrochen werden mußte.

Am Nachmittag wurde zwar versucht, die Vernehmung fortzusetzen, allein ihr ganzes Benehmen war apathisch, jedes Wort schien ihr große Mühe zu machen, und körperliche Schwäche und Mattigkeit auch den geringsten Grad geistiger Anstrengung nicht zu gestatten. Doch schien sie sich ihrer ganz bewußt, und bediente sich, wie nie vorher, einer anständigen Ausdrucksform, indem sie die wenigen Worte, die sie an den Untersuchungs-Richter richtete, nach Landessitte, mit der Redeform: „Myn Heer" verband.

Bei so bewandten Umständen und in Folge des von Dr. K. abgegebenen Gutachtens, daß das körperliche Leiden der Frau für jetzt jede Geistesanstrengung eben so schädlich für sie, als nutzlos für die Untersuchung machen würde, ward von der fernern Vernehmung abgestanden und die Fortschaffung der Beschuldigten nach Cleve bis dahin verschoben, wo ihr köperlicher Zustand eine solche Versetzung erlauben werde.

Während ihrer fortdauernden Bettlägrigkeit besuchte sie oft ihr Mann, wo sie sich dann (nach dem Bericht des Bürgermeisters) wechselseitig ihr großes Unglück beklagten und in Thränen versanken.

Diese Bettlägerigkeit dauerte bis zum 12. August, während welcher Zeit sie unter der Aufsicht des Bürger-

meisters, des Dr. K. und ihrer Wärter blieb; dann aber wurde sie in das Gefangenhaus nach Cleve gebracht, und am 14. August zuerst wieder vernommen. Sie sah zwar jetzt im Ganzen wohl aus, doch klagte sie über Schwäche des Kopfes, schien auch erhitzt und sehr schwach; ihr Blick war jedoch ungetrübt, ihr Benehmen sehr bescheiden und ruhig, und ihre Stimmung nicht ohne einen Anflug von Wehmuth. Sie gab an:

„Während der zwölf Jahre unserer Ehe habe ich mich im Ganzen gut mit meinem Mann vertragen, obschon kleine Zwistigkeiten vorfielen. In diesen zwölf Jahren habe ich sechs Kinder geboren." (Sie fing hier an zu weinen.)

Fr. Wann seid ihr zuletzt niedergekommen? „Pfingstdienstag dieses Jahres. Gleich darauf bekam ich das Fieber." Fr. Wann habt ihr eure Kinder zuletzt alle gesehen? „Das weiß ich nicht; doch habe ich sie noch als ich das Fieber hatte, gesehen, wann später, weiß ich nicht, denn ich habe immer während des Wochenbettes starkes Kopfweh gehabt." Fr. Wo sind jetzt eure Kinder? „Ich weiß es nicht; zwei Kinder, Louischen und Peterchen sind bis zu meinem Wegführen von K. täglich zu mir gekommen. Wenn ich nach den andern fragte, sagte man mir, die wären wohl daran, und später sagte mir der Bürgermeister, sie wären todt." Fr. Früher habt ihr uns selbst gesagt, daß ihr in einer Nacht, als es euch so wunderbar gewesen, aufgesprungen wärt, und drei eurer Kinder mit einem Messer verwundet hättet. „Davon weiß ich nichts, ich weiß auch nicht, daß ich Sie (den Untersuchungs-Richter) je gesehen hätte." Fr. Hattet ihr alle eure Kinder gleich lieb? „Ja, eins

ist mir so lieb, wie das andere.“ Fr. Sind denn nicht welche davon nicht eures Mannes Kinder? „Nein, so viel ich weiß, sind sie alle meines Mannes Kinder. Es ist zwar wahr, und ich habe es reumüthig meinem Mann gestanden, daß ich mit andern Männern mich verging, aber die Kinder sind nicht von ihnen. Armuth hat mich dazu getrieben, und als Mädchen habe ich mir niemals Unkeuschheit zu Schulden kommen lassen. Jetzt, bei dem letzten Wochenbett, als ich glaubte, ich würde sterben, habe ich dieses zum ersten Mal gebeichtet, und es dann auch meinem Mann gestanden.“ Fr. Hat euer Mann nicht schon früher, ehe ihr ihm dies sagtet, euch euer ehebrecherisches Leben vorgeworfen? „Nein, das doch nicht; man hatte es ihm zwar hinterbracht, aber ich weiß nicht, ob er es glaubte.“ Fr. Hat er euch nicht einmal hart bestraft, weil ihr Diebstahl begangen hattet? „Ja, ich hatte vor mehren Jahren bei Herrn Paul einige Stüber Geld gestohlen.“ Fr. Hattet ihr nicht schon früher einmal als Kind auf einem Jahrmarkt einen Kronenthaler gestohlen? „Nein, davon weiß ich doch nichts.“ Fr. Hat euer Mann euch auch nicht sonst öfter geschlagen? „Ja, er gab mir wohl in der Heftigkeit eine Ohrfeige, doch wenn dies Morgens geschah, war es Abends wieder vergessen.“ Fr. Wie lange habt ihr euer jüngstes Kind genährt? „Etwa acht Tage, wo es aber dann geblieben ist, weiß ich nicht.“ Fr. Wißt ihr nicht, daß man es euch weggenommen hat? „Nein, davon weiß ich nichts.“ Fr. Wißt ihr nicht, daß man euch des Nachts gebunden hat? „Nein, davon weiß ich nichts.“ Fr. Wißt ihr auch nicht, daß ihr durch euer Wochenbett in einen sehr reizbaren Zustand gebracht worden seid?

„Nein, ich weiß nichts davon, daß ich krank gewesen bin, als etwa acht Tage nach meinem Wochenbett, und acht bis vierzehn Tage vor meiner Wegführung von K."

Ihr wurde vorgehalten, daß sie am besten thun würde, die reine Wahrheit zu sagen, und sich nicht mit einer so gänzlichen Unwissenheit in alle dem, was nach ihrem Wochenbett sich zugetragen hätte, zu entschuldigen, da sie doch dem Untersuchungs-Richter selbst zu K. erzählt habe, wie sie zu der Tödtung ihrer Kinder und zu der Verwundung ihres Mannes gekommen sei. Sie aber erklärte, selbst nachdem ihr die diesfällig früher gemachte Erklärung vorgelesen war: „Davon weiß ich alles nichts, und wie ist es möglich, daß eine Mutter das gegen ihr eigen Fleisch und Blut thun soll. Ach, wie gern wollte ich sterben, wenn ich damit meine Kinder wieder erhalten könnte! Gewiß sage ich die Wahrheit, so viel ich sie nur weiß, und gern wollte ich sterben, denn an meinem Leben liegt mir doch nichts."

Am 28. erklärte sie auf die Vorhaltung:

Ihr seid beschuldigt, am Morgen des 23. Juni d. J., mit einem Messer drei eurer Kinder, Mariännchen, Elisabeth und Johann, so in die Brust gestochen zu haben, daß sie an den erhaltenen Wunden gestorben sind, auch euren Mann in die Backe gestochen und einen zweiten Stich in die Brust zu versetzen versucht zu haben:

„Ich muß dabei bleiben, daß, wie ich schon früher gesagt habe, ich hiervon durchaus nichts weiß. Ich kann mich aus all' der Zeit nichts mehr erinnern."

Sie wurde ermahnt, jetzt mit Dem nicht zurück zu halten, was sie früher freiwillig ihrem Arzt, Dr. K., ih-

ren Wärtern, dem Bürgermeister von K. und dem Untersuchungs-Richter selbst erzählt habe; sie wurde an alle die einzelnen Vorfälle erinnert, und ihr bedeutet, daß es ein absichtliches Läugnen zu sein scheine, was sie jetzt zu den Versicherungen, daß sie sich von alle dem nichts mehr erinnere, bewege, indem es höchst unwahrscheinlich sein dürfte, daß bei der ruhigen Entwickelung ihres früheren Krankheitszustandes, und bei dem nicht Hinzutreten von hitzigen Fiebern, Dasjenige, was einmal in ihrem Gedächtniß gewesen, aus demselben mit einem Mal spurlos verschwunden wäre, nachdem kaum einige Wochen verlaufen, und die Gegenstände selbst von solch schrecklicher Bedeutung gewesen wären, daß sie wohl ein ganzes Leben hindurch dem Gedächtniß nicht entschwinden könnten, — aber sie blieb unabänderlich bei der Versicherung, daß sie nichts wisse. Das Verhör ward fortgesetzt wie folgt:

Fr. Was ist denn das Letzte, dessen ihr euch aus eurer letzten Krankheit erinnert? „Daß mir der Herr Caplan die letzte Oelung und das Abendmahl gegeben, und mir dann meine Sünden verziehen hat.“ Fr. Habt ihr nicht nachher hierüber mit eurem Mann gesprochen? „Ja, ich habe ihm Alles erzählt, doch das war ja auch so arg nicht, denn ich habe kaum zehnmal mit andern Männern etwas zu thun gehabt.“ (Fast unwillkürlich entschlüpfte dem Untersuchungs-Richter über den Leichtsinn, mit dem dieses gesagt wurde, ein Ausruf der Verwunderung, worauf sie erklärte:) „Ich will es ja nicht entschuldigen, vielmehr ist mir diese Lebensart selbst zuwider geworden, aber es war denn doch so arg nicht, und mein Mann hat es mir vergeben.“ Fr. Wie kam

es denn, daß der Caplan gerufen wurde? „Nachdem ich einige Zeit in Wochen war, fühlte ich mich sehr matt, ich hatte beständig Kopfschmerzen, mochte nichts essen, hatte einen übertriebenen Durst, so daß ich fortwährend trank. Eine meiner Bekanntinnen, die van Aken, besuchte mich, und als mein Mann sie wieder hinaus begleitete, hörte ich wie er sagte: wenn es ihr nur die bösen Leute nicht angethan haben. Die van Aken erwiederte, dann muß sie nur recht giftig sein, und damit biß sie die Zähne übereinander und ballte die Faust*), ich aber dachte, wie kann ich doch nur gleich so giftig sein, da ich nicht weiß worüber; doch ängstigte mich das Ganze sehr. Während der Nacht hörte ich fürchterliches Katzengeschrei, und hierdurch überfiel mich eine so gewaltige Angst, daß ich zu sterben glaubte, und nach dem Caplan rief, um nur beichten zu können. Der Caplan kam, ich erzählte ihm meine Angst über das Katzengeschrei, und beichtete ihm, er aber schüttelte mit dem Kopf, und absolvirte mich zwar, gab mir aber noch nicht die Sacramente. Dies geschah erst später nach der zweiten Messe. Am nämlichen Tag nun erzählte ich auch meinem Mann die ganze Beichte, um auch von diesem Vergebung zu erhalten. Einige Stunden später kam die Tochter der Frau Rübers, Frau Reil heißt sie, und während wir noch zusammen sprachen, trat ihr Sohn herein und brachte einen Gruß von ihr selbst, wir möchten ihr doch eine blaue geblümte Schürze leihen, sie habe gerade eine nöthig und sei doch jetzt in Trauer. Weil nun die alte Frau Rübers in dem Ruf stand, als sei sie eine Hexe,

*) Diese Angabe hat sich durchaus nicht bestätigt.

so trat dies befremdliche Bestellen des Knaben eines Auftrags seiner Mutter, in der Gegenwart seiner Mutter, verbunden mit der Aeußerung meines Mannes, die er Tags vorher wegen meines Beherztseins gemacht hatte, so erschütternd auf mich ein, daß ich mit Heftigkeit und Angst schrie: „Jagt mir das lelleke Best zur Thüre hinaus."*) Sie entfernte sich zwar, mir aber blieb eine solche Angst, daß ich gar nicht zu Bett wollte, und von diesem Augenblick an weiß ich nicht mehr, was sich zugetragen hat, bis etwa acht Tage vor meiner Hierherbringung.

Man zeigte ihr das zu den Acten genommene blutige Messer mit der Frage, ob nicht dieses eins von ihren Messern sei, und ob sie es nicht zu der Verwundung ihres Mannes und ihrer Kinder gebraucht habe?

Sie nahm das Messer Anfangs mit völliger Ruhe in die Hand, dann aber, als sie auf das daran klebende Blut aufmerksam gemacht wurde, sagte sie: „Um Gotteswillen sprecht mir doch nicht mehr von meinen Kindern, mit meinem Wissen habe ich ihnen gewiß kein Leides gethan," und veränderte ihre Stimme bis zum Weinen, dann fuhr sie fort: „wir haben dergleichen Messer, ob aber auch gerade dieses zu unsern Messern gehört, kann ich nicht sagen."

Hierauf wurden ihr einige zu den Acten gekommene blutige Kleidungsstücke mit der Frage vorgelegt, ob diese nicht die Kleider ihres Kindes Mariännchen seien, worauf sie antwortete: „Ja, aber wie kommen sie hierher?"

---

*) Auch dieser angebliche Vorfall hat sich nicht bestätigt.

Als ihr bedeutet wurde, daß man dieselben ihrem todten Kind ausgezogen hätte, unterdrückte sie das andrängende Weinen, und sagte mit einem Seufzer: „Ich weiß von dem Tode nichts.“

Am 6. October sollte sie zum letzten Mal vernommen werden, sie befand sich jedoch sehr leidend, hatte schon die letzte Oelung erhalten, und lag in einem höchst fieberhaften Zustand; doch besserte sie sich sehr schnell, und ließ sich am 16. October zur Vernehmung melden. Sie erklärte:

„Mein Mann hat mir gesagt, daß ich noch einmal vor Ihnen erscheinen müsse, wenn ich wieder hergestellt wäre, und so will ich mich denn deswegen jetzt stellen. Meine Schmerzen am Kopf sind verschwunden, und ist mir nur noch eine Schwäche in den Beinen zurückgeblieben, so daß mir das Gehen schwer wird. Diese Schwäche werde ich aber wohl hier nicht los werden, ich bitte daher, wenn ich noch einmal vernommen werden soll, dies wo möglich jetzt zu thun.“*)

Es geschah in folgender Weise: Fr. Erzählt uns doch noch einmal was sich zugetragen hat, als ihr zu K. nach dem Caplan verlangtet? Alsbald erzählte die Beschuldigte ganz auf die nämliche Art wie in dem Verhöre vom 28. August d. J. den Vorfall mit der Frau Reil und deren Sohn, setzte aber noch hinzu: „Was sich am nächsten Morgen zugetragen, weiß ich

*) Allem Anschein nach war die Beschuldigte wieder schwanger, und konnte dies sein, da ihr Mann nach seiner Angabe etwa 2 — 3 Wochen nach ihrer Niederkunft mehrmals ihr beigewohnt hatte. Sie selbst verneinte, daß sie sich schwanger fühle.

nicht, Nachmittags aber ging auf einmal das kleine Fenster in meiner Schlafstelle auf, und ich glaubte, das käme von der Tochter der alten Rübers her, welche am Fieber litt, und in der aufgeregten Stimmung, worin ich war, sagte ich: „ich will mit dem lelk swart Dier nicht sterben," denn mich quälte immer der Gedanke, daß auch diese Person hexen könnte und mir zu schaden suchte. Meine Schwester, die im Zimmer war, schimpfte mich darüber aus, sprang aufs Bett und machte das Fenster zu. Am Abend wollte mein Mann, daß ich zu Bett gehen sollte, ich konnte mich aber gar nicht vor Angst dazu entschließen, bis endlich mein Mann mit mir ging und, mich fest umklammernd, sich zu mir legte. Nun schlief ich ein wenig ein, und ruhte bis etwa 1 Uhr, dann aber wachte ich mit Aengstlichkeit auf, und weiß nun nicht weiter, wie es mit mir gegangen ist.

Fr. Habt ihr nicht an diesem Morgen mit eurer Schwester einen Streit gehabt, und indem ihr auf diese und eure Familie schimpftet, ausgerufen: Da kommt der Teufel, der wird euch caput machen, und seid nach dem Tisch gelaufen, auf welchem ein paar Messer lagen? „Nein davon weiß ich nichts, ich begreife gar nicht, wie ein Mensch so sein kann." Fr. Haben am nächsten Morgen nicht Diejenigen, die bei Euch waren, geglaubt, ihr wäret am Sterben, und haben euch eine brennende Kerze in die Hand gegeben, ihr aber habt nachher darüber gelacht und von eurem ehebrecherischen Leben gesprochen? „Davon weiß ich nichts."

Hierauf wurden ihr nun alle einzelnen Vorfälle vor der am Morgen des 23. Juni verübten Gewaltthätigkeit, so wie diese selbst in ihren einzelnen Theilen

vorgehalten, sie aber antwortete, alles Eindringens ungeachtet: „Von diesem Allen weiß ich nichts, ich weiß auch nicht, daß ich so etwas je Ihnen (dem Untersuchungs-Richter) gesagt hätte.“ Sie begann hierbei heftig zu weinen, und äußerte: „Noch jetzt kann ich manchmal Nachts nicht schlafen, dann denke ich nur an meine Kinder, und kann sie gar nicht aus dem Kopf kriegen.“

Fr. Wessen erinnertet ihr euch denn wieder zuerst, nachdem es euch wieder besser geworden war? „Acht Tage vorher, ehe ich nach Cleve gebracht wurde, war Louischen bei mir und trank mit uns Kaffee, worauf sie zu meiner Schwägerin nach G. gebracht worden ist, und etwa acht Tage vor diesem glaube ich schon, mich meiner Umgebung erinnern zu können, ohne daß mir aber etwas Bestimmtes hiervon erinnerlich wäre.“

Alle Aufmunterungen zu weiteren Erklärungen, namentlich mit Zurückweisung auf die früher in K. gemachten Eingeständnisse, blieben ohne Erfolg, und die Beschuldigte erklärte, daß sie Alles, wessen sie nur irgend noch sich zu erinnern wisse, angegeben habe. „Ich erinnere mich nicht einmal daß ich Sie (den Untersuchungs-Richter) in K. je gesehen hätte.“

Von nun an befand die Beschuldigte sich völlig wohl; ihr Betragen während der ganzen Zeit ihrer Verhaftung zu Cleve war stets ruhig und sehr ordentlich. Die Schließer der Gefangenen-Anstalt sahen sie stets still und in sich gekehrt, zuweilen, den Rosenkranz in der Hand, leise vor sich hin beten.

Folgendes die fünf Berichte des Dr. K. über ihren Körper- und Gemüthszustand; sie reichen drei Tage vor der That hinauf, und laufen fort bis zur Verbringung der Beschuldigten in das Gefangenenhaus nach Cleve:

I. Bericht vom 26. Juni 1828.

„Die Frau Gert leidet an einer Geisteskrankheit, und zwar periodisch an einer Tobsucht ohne Verkehrtheit des Verstandes, wie sich aus folgender Relation ergeben wird.

Am 20. d. M. wurde ich das erste Mal zu ihr gerufen, und vernahm von ihrem Mann Folgendes. Seine Frau sei seit 4 Wochen Kindbetterin. In den ersten 14 Tagen wäre dieselbe ziemlich wohl gewesen, in der dritten Woche nach der Niederkunft habe sie ihn in der Nacht geweckt, habe eine große Angst gezeigt, und nicht aufgehört, von den schrecklichen Gestalten und Gespenstern zu sprechen, die sie umgäben. In diesem verwirrten Geisteszustand sei sie nun immer geblieben, wäre mitunter wüthend geworden, so daß er sie nur durch Zusammenbinden der Hände und Füße im Bett behalten könnte.

Kaum stand ich vor dem Bett, so sprang die Kranke auf, fluchte, tobte und schrie mit lauter Stimme: heraus du Teufel, ich stech' dich todt. Nachher sang sie, tanzte im Bett herum, so daß ich beim ersten Besuch den Puls und die Zunge nicht untersuchen konnte. Weder bei Tag noch in der Nacht schlief sie, wenn sie auch zuweilen ruhig war. Speisen nahm sie gar nicht, nur zuweilen trank sie Wasser. Obgleich ihr Körper von großer Schwäche zeigte, so äußerte sie doch in ihren Exal-

tationen eine ungewöhnliche Muskelstärke; bald schrie, bald betete sie, zerriß ihre Kleider, sprach von dem sittenlosen Leben, welches sie geführt, und rief die Männer, mit denen sie Ehebruch getrieben hatte. Ihr Gesicht war blaß, mager, mit verzerrtem Blick, und starren, doch nicht rothen Augen; die Brüste schlaff und ohne alle Milch.

Den 21. Die ihr verordnete Medicin hatte sie nicht genommen, Hände und Füße waren gebunden, und der Mann bemerkte, daß er sie nicht anders bezwingen könne. Ich fand sie ziemlich ruhig im Bett liegen. Sobald sie mich sah, entschuldigte sie sich wegen ihres gestrigen unartigen Benehmens. Ich ließ ihr nun die Hände losbinden, gab ihr einen Löffel Medicin, fühlte den Puls, der fieberhaft war, und fand ihre Zunge mit vielem Schleim belegt. Kaum hatte ich noch ein paar Worte mit dem Mann gesprochen, so richtete sie sich mit lautem Geschrei im Bett auf, und wäre beinahe auf den Kopf herausgestürzt, (die Füße waren noch gebunden), stieß allerlei Zoten aus, und rief nach einem Mann, mit dem sie im ehebrecherischen Verhältniß gestanden hatte; dann sang sie, sprach Gebete — kurz war in beständiger Unruhe.

Den 22. Ruhe und starres Hinblicken wechselten mit Tobsucht ab. Die Kranke nahm nichts, als zuweilen etwas Medicin und Wasser.

Den 23. Eilends werde ich nach dem Gert'schen Haus gerufen, weil die Frau losgekommen sei und ihre Kinder umgebracht habe. An diesem Tag habe ich die Kranke nicht lange und nicht genau beobachten können. Jedoch war sie sich, nach ihren Aeußerungen, der schreck-

lichen That bewußt; sie sang viel, und sprach unzusammenhängend.

Den 24. Heute nahm ich mir vor, zu erforschen, ob sie die gestern verübte That mit oder ohne Verkehrtheit des Verstandes, und ohne Bewußtsein ausgeführt habe.

Ich fand sie ziemlich ruhig, und auf meine Frage, ob sie noch wisse, was sie gestern Schreckliches gethan habe, und aus welcher Ursache? erhielt ich in Gegenwart mehrer Personen folgendes zusammenhängende Geständniß von ihr:

„Ich weiß sehr wohl, daß ich meine Kinder und meinen Mann verwundet habe. Mein Mann und die Kinder lagen auf der Erde und schliefen, das kleinste Kind in der Wiege schrie, und ich wollte es so gern an meine Brust legen. Da mir die Hände gebunden waren, versuchte ich zuerst den Strick abzustreifen; als mir solches nicht gelang, habe ich denselben mit den Zähnen losgemacht. Meine Beine wurden nun ebenfalls bald frei. Ich nahm nun das Kind aus der Wiege und legte es an meine Brust. Da es aber nicht trinken wollte, wurde ich bös, und stach es mit einem Messer, das ich aus der Schublade des Tisches genommen hatte; darauf stach ich Elisabeth, dann Johann in die Brust, und zuletzt meinen Mann in den Backen."

Auf meine Frage, warum sie dies gethan habe? erklärte sie:

„Weil ich mich mit andern Männern vergangen habe, so haßte mein Mann mich, er hat mich deshalb oft geschlagen; heute vergab er's mir, morgen jagte er mich aus dem Haus. Mein Mann wirft mir vor, zwei Kinder seien nicht von ihm. Das ist aber nicht

wahr, ich habe nur eins außer der Ehe. Ich habe Ehebruch getrieben, habe Geld dafür bekommen, und gut davon gelebt. — Meine Kinder habe ich gestochen, weil sie mich nicht mehr liebten, schon lange ist keins zu mir gekommen, und da ich wegen meiner Sünden in die Hölle muß, so, dachte ich, sollen diese auch sterben."

Auf meine Frage, warum sie ihren Mann nur auf den Backen und nicht auch in die Brust gestochen, und warum sie sich selbst nicht umgebracht habe? antwortete sie:

„Tödten wollte ich meinen Mann nicht, dazu hatte ich ihn noch zu lieb, und um mich selbst umzubringen, dazu hatte ich nicht Kraft genug."

Am 25. Sie lag still in sich gekehrt mit fürchterlich starrem Blick, und auf meine Frage, ob sie noch wohl wisse, was sie mir gestern mitgetheilt habe, antwortete sie, daß sie sich davon nichts erinnere, doch sagte sie, sie sei eine große Sünderin, klagte über große Angst, daß man sie mit glühenden Ketten binden möchte, übrigens war keine Wuth bei ihr bemerkbar.

Den 26. Sie hat ein Stückchen Butterbrod gegessen, das erste seit 12 Tagen, und eine Tasse Kaffee getrunken, ist ziemlich ruhig, lacht und betet abwechselnd, antwortet wenig, wenn man sie fragt, sondern winkt nur mit dem Kopf, oder zieht mit der Schulter. Der Blick ist noch immer starr und verzerrt.

In dem hier angegebenen Verlauf der Krankheit sind die Zeichen einer Geistes-Zerrüttung **mit** periodischer Wuth **ohne** Verkehrtheit des Verstandes unverkennbar. Vorzüglich sprechen folgende Symptome

dafür: der starre Blick, Mangel an Schlaf, ungewöhnliche Muskelkraft bei großer Schwäche des Körpers, anhaltendes Entbehren aller Speisen, Mangel an Scham, Koth- und Urinmachen ins Bett u. s. w.

Es wird nun diese Verstimmtheit und Zerrüttung des Nervensystems und vorzüglich der Gehirnsthätigkeit noch begreiflicher, wenn wir die Krankheits-Momente erwägen, welche sowohl auf ihren Körper als auf ihr Gemüth vielleicht während der ganzen Schwangerschaft und zuletzt im Wochenbett eingewirkt haben, wie schon zum Theil aus der Krankheitsgeschichte erhellet. Ohne Zweifel haben Kummer, Traurigkeit über ihren schlechten Lebenswandel, Kränkungen aller Art von Seiten ihres Mannes, Verlust der weiblichen Ehre, Mangel an Unterhalt, schon lange die Vitalität ihres ganzen Nervensystems erschüttert und bedeutend geschwächt. Hierzu kam nun noch das Wochenbett, welches so besonders zu Geistes-Zerrüttungen disponirt, da die Nerven der Wöchnerinnen in einem gereizteren Zustande sich befinden. Auch fallen im Wochenbett Diätfehler und Milchversetzungen sehr leicht vor, und beides scheint bei dieser Frau der Fall zu sein; denn ihre Zunge ist stark mit Schleim belegt, welches deutlich für Unreinigkeiten im Magen und Eingeweiden spricht, welche Ursachen darum allein schon hinreichen, bei obiger Disposition, Geistes-Zerrüttungen hervorzubringen. Die Milchsecretion ist ebenfalls gänzlich gehemmt, wofür die schlaffen Brüste sprechen; daß auch dadurch leicht Geistes-Krankheiten entstehen können, ist eine bekannte Sache.

Hierzu kommt noch, daß diese Frau kurz nach der Niederkunft an einem dreitägigen Wechselfieber

gelitten hat, welches besonders in der jetzigen Epidemie so leicht zu Geistes-Krankheiten Gelegenheit gibt, wie ich in Kurzem bei drei Individuen beobachtet habe. Dieses Wechselfieber ist nun in ein anhaltendes übergegangen. Durch diesen anhaltend gereizten Zustand des Blutsystems mußte aber die normale Stimmung der Nerven und des Gehirns aus dem Gleichgewicht gebracht, und eine Geistes-Krankheit entwickelt werden."

II. Bericht vom 1. Juli.

„Den 27. Juni. Die Kranke war ruhiger, das Auge matt, doch beim Anblicken noch starr; der fieberhafte Zustand dauert fort; die gastrischen Unreinigkeiten auf der Zunge fangen an sich zu verlieren, der Appetit vermehrt sich.

Patientin klagt noch immer über Angst wegen ihres Vergehens, und zittert und bebt am ganzen Körper.

Wenn man sie aber im Gespräch auf die ihren Kindern und ihrem Mann zugefügten Verletzungen bringt, so antwortet sie, daß sie keine Kinder habe. Auf Ersuchen des Herrn Untersuchungs-Richters zeigte ich ihr das kleinste im Sarg liegende Kind vor. Auf meine Frage: ist dies nicht euer Kind, welches ihr gestochen, und das an der Wunde gestorben ist? antwortete sie: „Nein; ich habe keine Kinder."

Den 28. Der Krankheitszustand wie gestern. Das Fieber dauert fort; die Kranke trinkt viel Wasser. Das Starre in den Augen ist nicht mehr bemerkbar, sie ist ruhig, jedoch spricht sie ungern. Als ich ihr sagte, sie

möchte sich doch im Bett aufrichten und mit mir sprechen, erwiederte sie, laßt uns lieber einmal zusammen lachen.

Hinsichtlich der verübten That legte sie sich auf's Läugnen, wie es sich vollständig aus dem Gerichts-Protokoll ergibt. Doch gestand sie später dieselbe.

Jedoch, als sie auf das Messer kam, wurde sie etwas verwirrt, sagte, jetzt sei sie wieder am Lügen, und sprach von dem Hund des Juden, mit dem sie Ehebruch getrieben, der Hund käme und fresse ihr Kind und sie auf.

Den 29. Die Kranke ist ruhig, spricht wenig, zeigt noch immer Angst wegen der verübten That; wünscht ihren Mann und ihre Kinder bei sich zu haben.

Ihr körperlicher sowohl, als der geistige Zustand scheint sich zu bessern, denn wenn gleich sie noch wenig Speisen nimmt, so läßt das Fieber doch nach; sie schläft zuweilen ruhig, die Zunge ist reiner geworden, doch klagte sie noch über einen salzigen Geschmack im Munde. Medicin nimmt sie wenig.

Den 30. Die Kranke ist die Nacht ruhig gewesen und hat abwechselnd geschlafen. Auf mein Verlangen richtete sie sich im Bett auf, zeigte mir die Zunge, und ließ den Puls fühlen. Ihr Blick war ruhig, das Auge nicht starr. Sie klagte über große Schwäche des Körpers, welche sie früher nicht empfunden habe, aß mit Appetit ein Stückchen Weißbrod, und trank eine Tasse Kaffee dazu. Der Puls hat an Schnelligkeit viel verloren.

Auf meine Frage, ob sie wohl noch Alles wüßte, was sie den Herren von Cleve erzählt habe?

sagte sie, ich habe noch nicht Alles gestanden, habe auch mitunter gelogen.

Fr. Thut es euch auch leid, daß ihr euren Mann und eure Kinder verwundet, und sogar zwei getödtet habt? „Ich weiß nicht recht, bald thut es mir leid und bald auch nicht, denn ich habe zu viel schlechte Streiche getrieben, und deswegen ist es hier doch nichts mehr für mich.“ (Bald nachher sagte sie, sie wolle gerne die härteste Strafe leiden, wenn sie ihre todten Kinder damit wieder ins Leben zurückbringen könnte.) Fr. Glaubt ihr denn, daß solches möglich ist? „Bei Gott ist Alles möglich.“

Schon oft habe ich mich über das periodisch geschärfte Gedächtniß dieser Frau wundern müssen. Heute bemerkte sie mir selbst, daß sie sich jetzt zuweilen Alles weit besser erinnern könne, als früher.

Sie erzählte hierauf, daß sie als kleines Mädchen schon einen Kronenthaler gestohlen habe. Kurz vor ihrer Verheirathung zu V., auch als Frau, hätte sie an Markttagen oftmals Gelegenheit genommen, aus den Buden Messer, Nadelköcher, Scheeren ꝛc. zu stehlen.

Weil sie so ungern gesehen habe, daß ihr Mann Schnupftabak brauche, habe sie auch einmal aus einer Bude eine Pfeife mit einem meerschaumenen Kopf entwendet, sie ihrem Mann gegeben und gesagt, sie hätte sie im Würfeln gewonnen.

Fr. Habt ihr auch zu K. gestohlen? „Ja, in einem Laden habe ich Geld aus der Schublade und auch ein Paar blaue Strümpfe genommen, die ich nachher schwarz gefärbt und selbst getragen habe.“ Fr. War't ihr bei dem Stehlen nicht bange, daß man euch ertappen

würde. „Es wäre vielleicht gut für mich gewesen, wenn man mich früh bei der That gekriegt hätte, dann wäre es so weit nicht mit mir gekommen.“ Fr. Wie seid ihr denn zum Stehlen gekommen? „Das weiß ich selbst nicht.“ Sie wurde jetzt äußerst gerührt und weinte. Darauf fuhr sie in einem traurigen Ton fort: „Ich hatte selbst nichts davon, denn was ich heute stahl, verschenkte ich morgen. Ich war einmal so weit gekommen, daß ich in keinen Laden kommen konnte, ohne etwas wegzunehmen. Ich nahm mir deshalb zuletzt auch vor, in keinen mehr zu gehen, um nicht mehr zum Stehlen verleitet zu werden, und so ist es nun schon lange, daß ich nicht gestohlen habe.“

Den 1. Juli. Von der gestrigen Erzählung will sie sich nichts mehr erinnern. Ich finde überhaupt heute ihren Körper- und Seelenzustand nicht so gut wie gestern. Ihr Puls ist weit gereizter und schneller, und ihre Augen sind wieder starrer. Uebrigens war sie ruhig, hatte auch die Nacht zuweilen geschlafen, den Abend vorher Milchsuppe und diesen Morgen ein Butterbrod genommen.

Von den Wärtern höre ich aber, daß ihr Mann sie gestern Abend und diesen Morgen besucht habe, und daß sie bei dessen Besuche jedesmal eine große Angst zeige, so daß sie bis an die andere Seite des Bettes kröche. Wenn der Mann zu ihr kommt, ruft sie immer einen der Wärter zu sich an's Bett, höchst wahrscheinlich aus Furcht, er möchte sie wieder schlagen. Aus dieser empfundenen Angst konnte ich mir denn sehr gut den gereizteren Zustand ihres Körpers erklären. Ich ordnete an, daß ihr Mann für jetzt nicht zu ihr gelassen werden solle.

III. **Bericht vom 8. Juli.**

Den 2. Juli. Ich fand die Kranke äußerst niedergeschlagen und traurig. Obgleich die Gerichtsbeamten sie Mehres fragten, so antwortete sie nur sehr wenig, winkte dagegen meistens mit dem Kopf, oder zog mit den Schultern. Ich fand ihren Puls äußerst schnell und klein, das Athemholen kurz und sehr beklommen, überhaupt sprach eine innere große Angst aus ihrem ganzen Aeußern. Aus ihren wenigen Antworten ging deutlich hervor, daß sie sich ihrer zwar bewußt, aber in großer Angst befangen war.

Den 3. Juli. Die Kranke ist die vergangene Nacht nicht ruhig gewesen, ist zuweilen, wie die Wächter erzählen, im Bett aufgesprungen, und hat mit Heftigkeit von den Hexen und Gespenstern gesprochen, durch welche sie gequält würde. Auch bei meinem heutigen Besuch fand ich ihr Nervensystem sowohl, als die Irritabilität des Blutsystems in einem gereizteren Zustand, die Augen waren wieder starr, die Muskeln im Gesicht gespannter.

An allen diesen schlimmen Veränderungen war ohne Zweifel bloß der Besuch ihres Mannes Schuld. Derselbe war die ganze Nacht und auch diesen Morgen bei ihr gewesen, und zwar im angetrunkenen Zustand, hatte der Frau bald Vorwürfe gemacht, bald ihr vergeben, und sie dadurch aufs Aeußerste gereizt, wie die Wächter bemerkten.

Den 4. Juli. Der verwirrte Zustand ihres Geistes dauert fort, besonders in der Nacht quälen sie Hexen und Gespenster, übrigens ist sie dabei ruhig. Der Appetit mehrt sich, die Kräfte steigen, der Puls wird ruhi-

ger. Ihr Mann ist ungeachtet des strengen Verbots abermals bei ihr gewesen.

Den 5. Juli. Der Seelenzustand wie gestern. Die Kranke verlangt oft nach Speise.

Den 6., 7. u. 8. Juli. Die Kranke hat sich in diesen drei Tagen merklich gebessert, sowohl in geistiger als körperlicher Hinsicht. Sie ist ganz ruhig gewesen, hat des Nachts geschlafen, nur zuweilen von Hexen gesprochen, doch ohne innere Angst zu zeigen. Die Kranke kann schon ein paar Stunden aufsitzen, ihr fieberhafter Zustand vermindert sich täglich, der gute Appetit dauert fort, und die Excretionen gehen natürlich von Statten.

IV. **Bericht vom 13. Juli.**

Den 8. Juli. Geisteskrankheit ist nicht mehr wahrzunehmen, wohl aber große körperliche Schwäche. Sie klagt mir, daß sie gestern Abend von einem kalten Fieber befallen sei, worauf später große Hitze gefolgt wäre. Der Appetit war verschwunden, die Zunge mit Schleim belegt. Fieber war heute nicht bemerkbar, die Kranke fühlte sich aber sehr matt.

Den 9. Juli. Ich fand die Kranke in der größten Fieberhitze. Der Anfall hatte wieder gegen 11 Uhr Morgens mit heftiger Kälte angefangen, worauf nach einer Stunde die Hitze gefolgt war. Während der Kälte hatte Patientin sich stark gebrochen und darauf laxirt, wornach sie sich sehr entkräftet fühlte. Ihr Geisteszustand bleibt ziemlich gut, nur in der Fieberhitze spricht sie irr. Nach dem Fieberparoxismus ist sie sich ihrer bewußt, ist ruhig, und fühlt ihren Körperzustand wie er ist.

Den 10. Juli. Die Kranke klagt, obgleich fieberfrei, über große Mattigkeit und Mangel an Appetit. Ihr Seelenzustand ist gut.

Den 11. Juli. Abermals ein Fieber-Anfall, die Kranke spricht jedoch nicht irr.

Den 12. Juli. Die Kranke ist ohne Fieber, fühlt sich stärker, hat mehr Appetit, und wünscht aufzustehen.

Den 13. Juli. Abermals ein Fieber-Anfall. Die Kranke klagt über heftige Kopfschmerzen, ist sich ihrer aber bewußt. Die Zunge wird wieder reiner, der Appetit mehrt sich.

V. **Bericht vom 28. Juli.**

Vom 13. bis 18. Juli. Fortwährend keine Zeichen von Geisteskrankheit mehr. Am 15. blieb das Wechselfieber aus, und die Frau fühlte sich wohl. Am 16. traf ich sie weinend über den Tod ihrer Tochter Elisabeth. Sie bewies eine außerordentlich große Traurigkeit über den Verlust des Kindes, und klagte darüber, daß man ihr gesagt habe, sie wäre allein an dem Tod des Kindes Schuld, wegen einer ihm versetzten Brustwunde. Heftig weinend versicherte sie, sich von dem nichts zu errinnern, und überhaupt wäre es doch wohl nicht möglich, daß sie, die Mutter, ihm diese Wunde beigebracht habe.

Am 18. Juli. Rückfall des Fiebers. Des Morgens gegen 11 Uhr heftige Kälte, darauf Hitze und Schweiß.

Das Wechselfieber trat nun bis zum 23. jeden Morgen ein. Vom 23. an ist die Gert wieder frei, be-

findet sich wohl, und ist auch von ihrer Geistes-Krankheit jetzt völlig hergestellt.

Nach Abschluß dieser Krankheits-Berichte ging folgendes, dem Dr. K. abgefordertes Gutachten: „über den Geisteszustand der Ehefrau Gert zur Zeit des ihr zur Last gelegten Verbrechens“ ein:

Frage: Hat die Ehefrau Gert aus K. die am 23. Juni gegen ihre Kinder Johann, Elisabeth und Maria Anna, so wie gegen ihren Ehemann verübten Gewaltthätigkeiten im Zustand der Geistesfreiheit begangen oder nicht?

Diese Frage muß nach meinem Dafürhalten aus folgenden, theils aus den Acten entnommenen, theils von mir selbst bei und an der Gert beobachteten Zeichen und Gründen mit Nein beantwortet werden.

1) Es läßt sich nicht begreifen, wie eine Mutter bei gesundem Verstand zu einer solchen schrecklichen That könne verleitet sein.

2) Die Gleichgültigkeit bei dem Gespräch über die von ihr getödteten Kinder, so wie beim Vorzeigen eines derselben.

3) Das Unbeständige, sich widersprechende, Inconsequente und Unnatürliche in ihren Reden und Handlungen, denn bald verläugnet sie alle ihre Kinder, bald sagt sie, sie habe fünf, bald unterbricht sie sich mit den Worten: „Jetzt bin ich wieder am Lügen.“ Nach Aussage ihres Wärters hat sie sogar den todt auf dem

Strohbett liegenden, mit Blut bedeckten Johann mehrmals beim Namen gerufen und gelacht.

4) Schon mehre Tage vor dem 23. Juni sind Anfälle von Geistesverwirrungen mit Gewaltthätigkeiten gegen Andere von verschiedenen Zeugen, so wie von mir selbst wahrgenommen worden.

Selbst noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni trat ein Anfall von Wuth bei ihr ein, daß man sie nur durch Binden der Hände und Füße bezwingen konnte. Es ist also nicht zu verwundern, daß gegen Morgen, den 23., während (?) der verübten Gewaltthätigkeiten abermals ein Anfall von Wuth eingetreten ist, wobei sie geistesunfrei war.

5) Sowohl gleich nach vollbrachter That, als auch später, habe ich keine Spur von Reue bei ihr bemerken können. Im Gegentheil bezeugen ihre Wärter, daß sie oftmals Freude darüber geäußert, ja sogar bedauert habe, daß sie nicht zuerst den Mann, und dann alle Kinder umgebracht hätte (S. oben). Auch in den ruhigen, anscheinend hellen Zwischenzeiten hat sie mir oftmals auf mein Befragen geantwortet: „Bald thut es mir leid und bald auch nicht.“ Unbestreitbar spricht dieser Mangel an Reue für Geistesabwesenheit während der That.

6) Die Frau war Kindbetterin. Die Erfahrung, so wie die angesehensten Schriftsteller über psychische Krankheiten beweisen aber, daß Kindbetterinnen häufig von Geisteskrankheiten befallen werden.

7) Die auffallend große Traurigkeit bei der Nachricht von dem Tod des zuletzt an seiner Brustwunde gestorbenen Kindes (die Geisteskrankheit der Mutter war

nämlich schon seit 8 Tagen gehoben), in Vergleich mit der furchtbaren Gleichgültigkeit, welche sie beim Vorzeigen des kleinen todten Mariännchen bewies, spricht ebenfalls deutlich für Geistesunfreiheit während der That.

8) Auch die ruhige, umständliche Erzählung der That ohne alle Zeichen von Furcht vor Strafe deutet auf Vernunftbefangenheit, auf falsche Vorstellungen, falsche Schlüsse und Urtheile in Hinsicht der verübten Gewaltthätigkeit.

Ich glaube dieses Gutachten noch mehr zu bekräftigen, wenn ich die Art und den Grad der Geisteskrankheit mit ihren wesentlichen Symptomen anführe, woran die Frau während ihrer That nach meiner Ansicht gelitten hat.

Ich nenne jetzt ihre Krankheit W a h n s i n n m i t e i n e r p e r i o d i s c h e n T o b s u c h t, wegen folgender bei ihr wahrgenommenen Zeichen: Weil sie mir noch den zweiten Tag nach verübter That den ganzen Hergang derselben mit allen Nebenumständen, in ihrem ganzen Wie und Warum, erzählen konnte, so nannte ich in meinem ersten Krankheits-Bericht die Krankheit „Tobsucht o h n e Verkehrtheit des Verstandes." Allein H e n k e (Lehrbuch der gerichtlichen Medicin) sagt:

„Der Arzt muß wohl erwägen, daß weder der Mangel der gewöhnlichen Kennzeichen offenbarer Geisteszerrüttung, noch selbst Ueberlegung und planmäßige Ausführung der That, völlige Erinnerung aller Umstände, und richtig gegebene Antworten beim Verhör, darthun, der Mensch sei der Vernunft und Freiheit der Selbstbestimmung mächtig gewesen; denn ein fester

Wahn kann Unfreiheit bei anscheinend nicht gestörtem Verstand hervorbringen."

Daher bin ich der festen Meinung, die Gert ist während der am 23. Juni verübten That, ungeachtet ihres später scheinbar ungestörten Verstandes, des Vernunftgebrauchs beraubt, mithin geistesunfrei gewesen. Die Zeichen, welche mich bestimmen, ihre Geisteskrankheit Wahnsinn mit periodischer Tobsucht zu nennen, sind nachstehende:

1) Die unordentliche Folge und Verbindung ihrer Gedanken, so wie ihre unpassenden Antworten, wie dies aus den Verhören hervorgeht.

2) Der wilde, starre, verstörte Blick; der Glanz ihrer Augen, welcher vorzüglich in den Anfällen von Tobsucht bemerkbar war.

3) Gänzlicher Mangel an Schaam. Diesen habe ich nicht allein selbst beobachtet, sondern es ist auch derselbe von vielen Zeugen angegeben worden.

4) Unempfindlichkeit gegen Schläge, gegen Hunger, gegen Unreinlichkeit bei einer sonst stets saubern und netten Frau. Es ist nämlich allen Zeugen bekannt, daß die Frau sich länger als 14 Tage oft in ihren eigenen Excrementen im Bette herumgewälzt hat, ohne das geringste Unangenehme darüber geäußert zu haben.

5) Aeußere heftige Bewegungen des Körpers, die auf Gewaltthätigkeiten gegen Alles, was ihr vorkam, hindeuteten. So sprang sie z. B. bei meinem ersten Krankenbesuch augenblicklich bei meinem Eintritt auf und schrie: „ich stech' dich Teufel todt." Ferner der Angriff auf den Kupferschmid Theiß, der Angriff auf den Wärter Liedel u. s. w.

6) Die unnatürliche Muskelkraft, welche sie oftmals gezeigt hat, nach Angabe ihres Mannes und des Zeugen Liedel. Beide sagen aus, daß sie nur mit Hilfe eines Andern die Frau hätten bezwingen können.

Diese angeführten Symptome sind dem Wahnsinn und der Tobsucht wesentlich, und daher läßt sich nicht wohl annehmen, daß sie Geisteskrankheit simulirt habe.

Noch mehr wird man davon überzeugt werden, wenn man sowohl folgende Umstände, worin die Frau lebte, als auch die Krankheitsursachen, die auf sie eingewirkt haben, in Erwägung zieht. Sie war Kindbetterin. Nach Aussage der Hebamme schon vor der Niederkunft krank, hat sie bald nach derselben an einem Wechselfieber gelitten, wodurch sie an Kräften bedeutend verlieren mußte. Ueberhaupt disponirt das Wochenbett ganz besonders zu Geisteskrankheiten. In demselben ist die Irritabilität sowohl als die Sensibilität des Körpers zu einem unstäten Wechsel geneigt. (Folgt die schon im I. Bericht gegen das Ende S. 327 gegebene Ausführung.)

Erwägen wir ferner die körperlichen und geistigen Krankseitsursachen, welche theils schon während der Schwangerschaft, theils und noch mehr im Wochenbett auf die Frau eingewirkt haben, so ist es nicht schwer einzusehen, wie dieselbe leicht in eine Seelenkrankheit fallen konnte.

Folgende Hauptmomente scheinen mir deshalb vorzüglich in Betracht zu kommen: An mehren Stellen im Verhör wird bezeugt, daß die Eheleute Gert schon seit langer Zeit fast täglich in Streitigkeiten gelebt haben, und zwar aus dem Grund, weil die Frau ein ehebrecherisches Leben führte. Es folgten daraus: Vorwürfe und Schläge von Seiten ihres Mannes, und Kränkungen

aller Art, Verlust der Ehre, Kummer und Traurigkeit darüber, und zu diesem Allen kamen Mangel und Nahrungssorgen.

Verbindet man damit das heftige, cholerische Temperament der Frau, so ist begreiflich, daß durch diese mannichfachen psychischen Einflüsse die Vitalität ihres ganzen Nervensystems schon lange Zeit heftig erschüttert worden ist, wodurch dann zuletzt auch die normale Beschaffenheit des Gehirns aus dem Gleichgewicht gebracht wurde.

Die Hebamme bezeugt, daß die Frau gleich nach der Niederkunft schon am Wechselfieber gelitten habe. Es giebt mir diese Angabe eines Theils um so mehr Grund zu glauben, daß die vorerwähnten Cruditäten im Magen und in den Gedärmen schon gleich nach dem Kindbette da gewesen sind, weil ich in der jetzt hier herrschenden Wechselfieber-Epidemie jedesmal diesen gastrischen Zustand damit complicirt gefunden habe. Anderntheils wird dadurch meine schon in meinem ersten Krankheits-Bericht angeführte Vermuthung um so mehr begründet, daß die hier zu untersuchende Seelenkrankheit Folge oder Uebertragung eines Wechselfiebers (metaschematisma) sei.

Ja, durch den Ausgang dieser Geisteskrankheit bei der Gert bin ich zur Gewißheit gekommen, daß im concreten Fall diese beiden Krankheitsformen, die Geisteskrankheit und das kalte Fieber, Wechselwirkungen einer und derselben Ursache sind; denn aus meinem Bericht vom 8. Juli ist deutlich zu ersehen, wie die Zeichen einer psychischen Krankheit sich allmälig verloren hatten, als am 7. Abends ein Anfall vom Wechselfieber sich einstellte.

Ich muß noch aus meiner eigenen Erfahrung hin-

zufügen, daß dieser Fall seit diesem Jahr schon der vierte ist, wo nach Wechselfieber Geisteskrankheiten verschiedener Art entstanden, und von mir beobachtet sind.

Wiewohl nun diesem Gutachten im Ganzen bündige Gründlichkeit nicht abgesprochen werden mag, so fehlt ihm doch die gehörige Trennung der Beurtheilungsgründe für den einen oder andern Seelenzustand der Beschuldigten in Betreff der verschiedenen höchst wichtigen Zeitabschnitte, nämlich: **vor**, **während** und **nach** der That, und überdies glaubte der Untersuchungsrichter zu bemerken, daß aus demselben einigermaßen eine vorgefaßte Ansicht über den Geisteszustand der Gert hervorleuchte, und daß es mehr ein Aufsuchen der Gründe für die Geisteskrankheit, als ein Abwägen der Gründe für **und** gegen dieselbe darstelle.

Daher mag es denn auch wohl kommen, daß es nicht so überzeugend wirkte, und daß ihm folgende (freilich nicht alle in gleichem Maß begründete) Einwände und Betadelungen entgegengestellt wurden:

A. Die Geisteskrankheit, der die Gert unterliegen solle, sei darin nicht präcis genug bezeichnet.

B. Der Zustand der Gert vor der That werde ohne hinlänglich genügende Prüfung als der einer Geisteskranken bezeichnet.

C. Der Mangel an zureichendem Grund zur That werde als ein besonders erheblicher Beweis für die Geisteskrankheit während der That angenommen.

D. Das Benehmen nach der That werde zu nicht ge-

nung begründeten Rückschlüssen auf den Geisteszustand bei der That benutzt.

E. Das Benehmen *nach* der That, wenn es auch ohne Weiteres solche Rückschlüsse zuließe, sei doch an sich nicht gehörig gewürdigt.

Zu A. *Die in Rede stehende Geisteskrankheit sei nicht hinlänglich genau bezeichnet.*

Ohne hier über Namen streiten zu wollen, müsse es doch sehr auffallen, daß dieselbe Krankheit, welche der Dr. K. in seinem ersten Kranken-Bericht (vom 26. Juni) eine Geisteszerrüttung mit *periodischer Wuth* **ohne** *Verkehrtheit des Verstandes* heiße, von ihm in seinem Gutachten (vom 28. Juli) **Wahnsinn** *mit periodischer Tobsucht* genannt worden sei.

Zu B. *Der Zustand der Gert* **vor** *der That werde ohne hinlänglich genügende Prüfung als* **der** *einer Geisteskranken bezeichnet.*

Nähme man zusammen, was in dem ersten Krankenbericht vom 26. Juni über das Verhalten der Gert in den letzten Tagen vor der That erzählt werde, und was aus den Erklärungen ihres Ehemanns, so wie den Aussagen der Zeugen von ihrem ganzen Verhalten seit ihrer letzten Entbindung habe ermittelt werden können, so zeigten sich hauptsächlich 6 bemerkenswerthe Vorfälle:

1) Ihr heftiges Verlangen zu beichten, am 17.;

2) ihr Angriff auf Mann und Schwester am 19.;

3) ihre schamlose Entblößung am nämlichen Tag;

4) ihr Angriff auf den alten Theiß am 20.;

5) ihr Werfen mit einem Wassertopf nach ihrem Mann am 21.;

6) ihr Angriff auf die Hebamme am nämlichen Tag.

Was sei aber an allen diesen Vorfällen wohl so eigenthümlich, daß sie der Voraussetzung von Geisteskrankheit **nothwendig** bedürften?

„Kann," heißt es in der diesfalls versuchten Begründung, „nicht vielmehr eine Frau von heftiger Gemüthsart — wie die zu beurtheilende — die kaum ein nicht ganz leichtes Wochenbett überstanden hat, deren Nerven dadurch auf's Höchste gereizt sind, die fieberisch darnieder liegt, deren Gewissen durch ihren bisherigen Lebenswandel sich gedrückt fühlt, die aber doch in einem allerdings merkwürdigen, wiewohl gar nicht seltenen, Widerstreit mit diesen reuigen Gefühlen noch in Betrachtung des gehabten Genusses der Sünden schwelgt, zu diesem Allen auch **ohne** Geisteskrankheit kommen? — Sie will beichten, sie will sich der Aufsicht entziehen, und will es mit Heftigkeit, mit Ausgelassenheit; sie findet in jedem hingeworfenen Wort einen Vorwurf wegen ihres früheren Lebens und streitet deshalb mit Jedem: Alles ist ihr ärgerlich, und in der Wahl der Mittel, diese Stimmung zu äußern, ihren Zweck zu erreichen, ist sie gar nicht häckelich; wie sollte das auch eine Frau sein, die ihr besseres Selbst so ganz aufgegeben hat — aber ist sie deshalb **geisteskrank?**"

Zu C. **Der Mangel an zureichendem Grund zur That werde als ein besonders erheblicher Beweis für die Geisteskrankheit der Beschuldigten** **während** **der That angenommen.**

Auf den Mangel einer **nachweisbaren** causa facinoris sei kein Gewicht zu legen, da die Unmöglichkeit, den Grund zu einem Verbrechen zu **ermitteln**, noch lange nicht nachweise, daß wirklich kein Grund **vorhan-**

den gewesen. Wolle man aber auf Vermuthungen eingehen, so werde es hier — wo es sich von einer ganz entsittlichten Frau handle — wohl nicht einmal so sehr fern liegen, anzunehmen, daß es derselben bei ihrer Armuth, bei ihrer übertriebenen Fleischeslust und ihrem Hang zum Wohlleben, schon sehr wünschenswerth hätte sein müssen, sich der Last eines ungeliebten, ihrem wilden Leben hinderlichen Ehemannes und vieler, ihre Sorgfalt sehr in Anspruch nehmenden Kinder zu entledigen. Nicht zu gedenken des von der Beschuldigten selbst, (laut Krankheits-Bericht vom 24. Juni S. 325 f.) angegebenen Grundes! Nehme man aber als feststehend an, daß die Beschuldigte vor und nach der That geisteskrank gewesen sei, so möchte es allerdings nur auf Zweifelsucht und Spitzfindigkeit hinauslaufen, wenn der Schluß, daß alsdann auch Geisteskrankheit **während** der That als vorhanden angenommen werden müsse, als besonders gewagt dargestellt werden sollte, und es würde auf die Untüchtigkeit des hier so eben beanstandeten Grundes nichts ankommen, weil er dann nur als ein Ueberflüssiges betrachtet werden könnte.

Gebe man aber den unter Lit. B. angeführten Zweifeln gegen das Vorhandensein der Geisteskrankheit **vor** der That Raum, so werde das eben Gerügte nicht allein wichtig, sondern es führe auch noch zu dem Bedenken, ob dann:

Zu D. das Benehmen nach der That zu sattsam begründeten Rückschlüssen auf den Geisteszustand **bei** der That benutzt worden sei?

Hier wirft sich allerdings die wichtige Frage auf: ob aus der Geisteskrankheit **nach** der That schon an und

für sich ohne Weiteres, (nur aus dem bloßen Dasein derselben) wenn auch nur mit Wahrscheinlichkeit, folge, daß sie auch **bei** der That geisteskrank hätte gewesen sein müssen, da es keineswegs außer dem Kreise der Erfahrung liegt, daß das Bewußtsein eines begangenen schweren Verbrechens, namentlich einer verübten Blutthat, den Verbrecher wahnsinnig gemacht habe.

Gewiß ist es an und für sich keine, den Stufengang des Elends menschlicher Entwürdigung auch nur um eine einzige Staffel überspringende Entwickelung, wenn uns eine Frau vorgeführt wird, die, nicht im Stande ihre Begehrlichkeit zu zügeln, erst ihren kleinen Gelüsten, sei es nun zu Putz oder zu den Genüssen des Gaumens (wenn auch nur in dem beschränkten Kreis ihres Standes) fröhnt, und als die rechtlichen Mittel dazu nicht mehr hinreichen, nicht zurückschrickt, zu Diebstahl und endlich zum Verkauf ihres Leibes ihre Zuflucht zu nehmen — wenn wir diese Frau sich den wollüstigsten ehebrecherischen Ausschweifungen ergeben sehen, wenn sie mit dem jungen Leben unter ihrem Herzen diesem Hang noch nachgiebt (S. 280); wenn endlich mit dem Hinschwinden ihrer leiblichen Kräfte auch ihr sündiger Seelen-Trotz schwindet und sie nun mit aller Heftigkeit ihres an keinen Zügel der Vernunft gewöhnten Gemüthes nach einer (wenigstens äußeren) Aussöhnung mit Gott, nach Beichte und Absolution schreit; wenn sie, nicht gewohnt, hinter diesen äußeren Darstellungen ihres Glaubens etwas Höheres, etwas Undarstellbares zu suchen, plötzlich in diesem erweichteren Seelenzustand, durch geistlichen Zuspruch darauf hingeführt, nun auch in dieser nur äußerlichen Aussöhnung keine Beruhigung findet,

sondern sich durch Bekenntniß aller ihrer Vergehen gegen ihren Mann und Jeden der sie nur hören will, vergeblich bemüht, ihre Seele zu beruhigen — wenn sie, den versöhnenden Gott vergeblich suchend, sich dann wieder durch Verkleinerung ihrer Vergehen selbst Muth einzusprechen bestrebt — wenn sie endlich, zu eigensüchtig ihre Wuth gegen sich selbst zu wenden, und zu schwach mit der ganzen Strenge wahrer innerer Reue sich selbst zu züchtigen, Diejenigen, an denen sie am Meisten gefrevelt hat, sich aus dem Wege räumt — Diejenigen, die durch ihr bloßes Dasein ihr stets ihre Fehler vorwerfen — — und nun, im Gemisch von Reue über Vergangenes und von Haß gegen die Verletzten, es versuchte sich die (in der Verzweiflung brennender Selbstverachtung als das einzige Auskunftmittel ersehnte) wilde Freiheit zu verschaffen — — und wenn dann, nachdem das Schrecklichste geschehen, nichts als das nackte Bild des Mordes vor ihr Gewissen tritt, soll es dann so auffallend — soll es unerklärlich erscheinen, wenn diesem furchtbaren Knäul die stets ohne moralischen Halt gewesene Seele der Unglücklichen erliegt, und körperliche und geistige Leiden mit einmal den ganzen längst untergrabenen Bau der Menschlichkeit in diesem Wesen zusammenstürzen lassen, und nun die Wahnsinnige vor uns liegt in all dem Elend, das solche Unglückliche begleitet?

Zu E. Nichtgehörige Würdigung des Benehmens der Beschuldigten nach der That.

Auch dieser Einwand ist nicht unbegründet. Das Gutachten sagt, ein Zeichen des Wahnsinns der Beschuldigten sei das Widersprechende, Inconsequente und Un-

natürliche in ihren Reden und Handlungen, namentlich, daß sie bald ihre Kinder verleugnet, bald gesagt sie habe fünf.

Nimmt man nun aber Alles zusammen, wie es sich im vorliegenden Fall zugetragen hat — bedenkt man, wie weit über alle Glaublichkeit die Gert ihr Leugnen ausdehnte, wenn sie in ihren Vernehmungen zu K. nicht allein behauptete gar keine Kinder zu haben, ihr todtes Kind (Mariännchen) verleugnete, auch ihr lebendes Kind (Peter) nicht anerkannte, sondern sogar den Ortsbürgermeister von K., und ihre beiden Wärter zu kennen verneinte; bedenkt man ferner, daß sie dies that, und doch mit diesen Männern als Wohlbekannten noch kurz vorher gesprochen, ihnen ein Geständniß der That abgelegt, ihr Kind beim Namen genannt hatte — der Dinge, die nicht dazu dienlich schienen, auf ihre That zu führen, sich sehr wohl erinnerte und absichtlich viel von diesen redete, allen andern aber auswich; bedenkt man, daß sie noch am nämlichen Tag, nachdem sie von ihrer Umgebung zur Wahrheits-Aussage aufgemuntert worden war, nicht allein ungefragt eingestand, daß sie am Morgen gelogen habe, sondern nun alle ihre Kinder nannte, ein gerichtliches Geständniß der That ablegte, und alle früher mißkannten Leute völlig der Stellung derselben gemäß anerkannte und behandelte — daß sie dann aber wieder in ihren letzten Verhören, als ihr durch ihre Verhaftung zu Cleve die Anschauung der ihr näher gerückten Gefahr klarer geworden sein mochte, wiederum die Erinnerung an Alles, was nach ihrer Beichte bis ganz kurz vor ihrer Verhaftung von und mit ihr geschehen sei, so gänzlich verloren haben wollte, daß sie den Untersuchungs-Richter nicht einmal wieder zu erkennen vorgab, ja nicht einmal wissen

wollte, daß sie irgend etwas über Verbrechen, die man ihr zur Last legte, ausgesagt habe, während diese ihr doch von ihrer Umgebung stets im Andenken erhalten worden waren und sie selbst, noch wenige Tage vor ihrer Verhaftung, ihre Unglücksthat mit ihrem Mann (S. 313) beweint hatte — — nimmt man dies Alles zusammen, so würde man allerdings in jedem andern Fall dahin kommen, in diesem Ableugnen eine folgerecht durchgeführte Absichtlichkeit zu erblicken, in dem Leugnen nach ihrer Verhaftung aber ein Gemisch von Wahrheit und Uebertreibung, da — selbst die heftigste Krankheit vorausgesetzt, — wohl das Nichterinnern der That, kaum aber das der viel später mit der Beschuldigten darüber gepflogenen Verhandlungen, glaublich erscheint.

Dies waren die Zweifel gegen die Ansicht des Gutachtens, und wenn sie auch mehr seine Begründungsart als sein Votum in der Sache selbst angreifen, so ist es doch gar wohl begreiflich, daß durch diese Begründungsart auch das Vertrauen auf das Endurtheil selbst wenigstens schwankend werden mußte.

Doch läßt sich auch wiederum auf der andern Seite nicht verkennen, daß von dem Gutachten Manches nicht berührt war, was zur Begründung seines Schlußzugs gar wohl hätte mit angeführt werden können. Dahin gehört unter Anderm: I. in Betreff der Geisteskrankheit nach der That, die eigne Art, mit der die Gert ihre Geständnisse vor dem Untersuchungs-Richter ablegte, namentlich die offenbare Vermischung des Gegenwärtigen und Vergangenen, des Hergehörigen und ganz Unpassenden; z. B. bei verschiedenen Gelegenheiten die Erinnerung an den

Mendel'schen Hund; die zwar vom Gutachten erwähnte, aber nicht gehörig benutzte Unterbrechung, die sie selbst in ihren Reden durch Einfügung der Worte sich häufig machte: „nun bin ich wieder am Lügen;" ihr zuweilen vielleicht absichtliches, zuweilen aber auch gewiß ganz unwillkürliches Abschweifen vom Gegenstand der Untersuchung auf Familienverhältnisse ꝛc. Denn dies Alles erinnert offenbar an den bei Geisteskranken häufig vorkommenden sogenannten Ideen-Flug (Gedankenschatten-Jagd) — ein Zustand, in welchem dieselben nicht im Stande sind, Aeußerungen zurückzuhalten oder Bilder zu verscheuchen, die unwillkürlich vor ihrer Seele entstehen und nun von ihnen ausgesprochen werden, obgleich sie selbst fühlen, daß das Gesagte entweder gar nicht wahr, oder unpassend und ungehörig sei, wie Aehnliches ja auch wohl Berauschten begegnet.

II. In Betreff der Geisteskrankheit **vor** der That: 1) daß gerade die Geisteskrankheit des Kindbettfiebers sich vorzugsweis häufig als Vernichtungswuth äußert; 2) daß es fest steht, daß die Beschuldigte sich im Uebermaß dem Beischlaf ergeben, welches bei sonst reizbaren Leuten häufig zu Geisteskrankheiten führt, und hier um so mehr berücksichtigt zu werden verdient, als so viele Vorfälle bekunden, wie sehr die Vorstellung der Beschuldigten mit wollüstigen Bildern erfüllt war, dahin gehört ihr schaamloses Entblößen, ihr Rufen nach Denjenigen, mit denen sie der Lust gefröhnt ꝛc. ꝛc.

Dies Alles bewog den Untersuchungs-Richter, das Gutachten nebst allen Verhandlungen dem Rheinischen Medicinal-Collegium zur Beurtheilung vorzulegen. Hierauf erging nachstehendes Obergutachten:

„Auf Ersuchen des Herrn Instructions-Richters beim Landgericht zu Cleve vom 29. August c. haben wir die uns mitgetheilten Untersuchungsacten ꝛc. ꝛc. mit Aufmerksamkeit durchlesen, und fühlen uns nach reiflicher Erwägung vollkommen in Stand gesetzt, auf die uns gestellte Frage:

ob die der Beschuldigten zur Last gelegten Verbrechen von derselben mit Geistesfreiheit, oder in irgend einem Zustande der Geistesverwirrung, und in welcher Art derselben verübt worden sind?

Folgendes genügend und bestimmt zu antworten.

Da der Dr. K. in seinem fleißig gearbeiteten Gutachten die zur Begründung des ärztlichen Urtheils erforderliche Darstellung des Falls in seinen factischen Bestandtheilen hinreichend dargelegt hat, so glauben wir uns einer Wiederholung derselben überheben zu können, und begnügen uns nur, die Hauptpunkte anzugeben, welche uns bestimmen, seinem Ausspruch beizutreten. Die Ehefrau Gert war schon längere Zeit vor der verübten That krank; sie litt an einem Wechselfieber; sie war als Kindbetterin für die nachtheiligen Einwirkungen, welche jede fieberhafte Krankheit auf die Verrichtungen des Gehirns und somit auf die Seelenthätigkeit ausüben kann, empfänglicher, und es ist also um so begreiflicher, daß das Wechselfieber, welches nach der Beobachtung des Dr. K. schon bei andern Kranken fast um dieselbe Zeit von Geistesstörungen begleitet gewesen war, bei ihr ähnliche Erscheinungen hervorbrachte, da das Kindbett für sich allein häufig Wahnsinn erzeugt, und die sogenannte mania puerperarum eine eigene species unter den Seelenstörungen bildet. Schon mehre Tage vor der That, na-

mentlich am 19. Junius, traten bei der Gert unverkennbare Anfälle von Wahnsinn ein, sie wurde von dem Gedanken gefoltert, daß der Teufel komme, um sie zu holen, und gerieth dadurch in die größte Seelenangst, so daß der Geistliche ihr nicht schnell genug das Abendmahl reichen konnte.

Schon bei diesen Anfällen zeigte sie die oft mit Wahnsinn verbundene Zerstörungssucht, und konnte nur mit Mühe gebändigt werden.

In der letzten Nacht, welche der schrecklichen That vorausging, folglich wenige Stunden vor der That, wurde noch ein solcher Anfall von Wahnsinn mit Toben an ihr beobachtet.

Desgleichen dauerten nach der That noch längere Zeit diese Erscheinungen von Wahnsinn fort, und erst allmälig, und zwar gleichzeitig mit der Heilung des Wechselfiebers, verlor sich die Geisteskrankheit, welche Dr. K. ganz richtig charakterisirt und demgemäß benannt hat.

Unter diesen Umständen würde sich, wenn auch in der That selbst kein Beweis für Wahnsinn läge, mit Sicherheit annehmen lassen, daß diese im Zustand der Unfreiheit des Geistes verübt worden sei; aber gerade in der That selbst, daß eine Mutter drei ihrer schlafenden Kinder ohne Wahl tödtlich verwundete, liegt schon allein der unzweifelhafte Beweis von vorhandener Seelenverwirrung."

Die Sache wurde jetzt der Staatsanwaltschaft zum Schluß-Antrag vorgelegt, welchen dieselbe am 19. October dahin richtete: die Ehefrau Gert außer Verfolgung zu setzen. Die Gründe hierfür waren im Wesentlichen folgende:

1) Es gehe aus den Verhandlungen und den beiden Gutachten unumstößlich hervor, daß die Beschuldigte im Zustand der Geisteskrankheit gehandelt habe.

2) Wenn die Rathskammer hiervon überzeugt sei, so müsse sie das Verfahren ohne Weiteres einstellen, weil ein Vergehen oder Verbrechen ohne Geistes-Freiheit nicht denkbar sei.

Den 22. October brachte der Untersuchungs-Richter die Sache bei der Raths-Kammer zum Vortrag, und es erfolgte nachstehender, dem Antrag des öffentlichen Ministeriums nicht willfahrender Beschluß:*)

„In Erwägung, daß die Verhandlungen genugsam Anzeigen dafür ergeben, daß die Ehefrau Gert den 23. Juni ihren Kindern Johann, Elisabeth und Maria Anna Messerstiche beigebracht habe, an deren Folgen diese verstorben sind.

„Daß, den vorhandenen Anzeigen nach, diese That vollbracht wurde, indem sie sich ihrer Bande, in welche man sie, ihres aufgeregten Gemüthszustandes wegen, gelegt hatte, entledigte, ein Messer ergriff, die Schlafstelle ihrer Kinder aufsuchte, und ihre tödtlichen Streiche auf deren unmittelbarste Lebensorgane richtete; —

„Daß zwar eine im Wahnsinn verübte That weder ein Vergehen noch ein Verbrechen darstellt, mithin der

---

*) Bekanntlich macht in peinlichen Sachen bei der Rheinischen Raths-Kammer auch schon eine Stimme gegen die Beschuldigten deren Verweisung vor den Anklage-Senat nothwendig; hier war es allem Anschein nach der vom Untersuchungsrichter ausgehende Einfluß, der diesen Beschluß zu Weg brachte.

Vernunftgebrauch als Erforderniß zu dem Thatbestande eines Verbrechens angesehen werden muß;

„Daß aber, wenn auch in dem gegenwärtigen Fall sehr erhebliche Spuren einer Geisteszerrüttung vorliegen, dennoch die Einstellung der Verfolgung nicht ausgesprochen werden darf, insofern einzelne Thatsachen aus den Verhandlungen hervorgehen, welche als Merkmale des Vernunftgebrauchs angesehen werden müssen;

„Daß die Untersuchung der Frage, ob Jemand des Gebrauchs seiner Vernunft mächtig gewesen sei, mit der Betrachtung, ob er zu dem von ihm Geschehenen die geeigneten Mittel gewählt und dieselben ihrer Beschaffenheit gemäß angewendet habe, beginnen muß;

„Daß, wo dieses der Fall ist, die Vermuthung für den Vernunftgebrauch eintritt, mithin die allgemeinste, in den meisten Fällen entscheidende Anzeige für Willensfreiheit nicht bestritten werden kann;

„Daß entgegenstehende Anzeigen für sich allein dieser an Stärke um so weniger gleichkommen, da bei jedem begangenen Unrecht eine Befangenheit des vernünftigen Willens zum Grund liegt, der Grund dieser Befangenheit und sein Einfluß auf die Zurechnungsfähigkeit aber von allen Untersuchungen die schwierigste und in ihrem Ergebniß zweifelhafteste ist;

„Daß die richtige Berechnung der Mittel zu der blutigen That, welche Gegenstand dieser Untersuchung ist, sich in dem Erfolg bestätigt hat;

„Daß also die wichtigste Anzeige eines Verbrechens hier eintrifft — verordnet die Raths-Kammer, daß die Untersuchungs-Acten an den General-Procurator bei dem Rheinischen Appellations-Gerichtshof zu Cöln abge-

ſchickt werden ſollen, damit ſo wie Rechtens verfahren werde ꝛc. ꝛc.“

In Folge dieſes Beſchluſſes kam die Sache an das öffentliche Miniſterium bei dem Appellationshof zu Cöln, welches ganz die Anſicht des öffentlichen Miniſteriums am Landgericht zu Cleve theilte, und auf deſſen Antrag vom 8. December der Anklage=Senat am nämlichen Tag beſchloß, daß das Verfahren gegen die Beſchuldigte eingeſtellt, und dieſelbe in Freiheit geſetzt werden ſolle, weil ſie die ihr zur Laſt gelegten Verbrechen in einem Zuſtand verübt habe, welcher die Zurechenbarkeit ausſchließe.

Da inzwiſchen die Gert auch körperlich ganz hergeſtellt war, ſo wurde ſie gleich nach Eintreffen dieſes Beſchluſſes des Anklage=Senats (am 12. December) in Freiheit geſetzt. Ihr Mann, der beſonders während ihrer Verhaftung in Cleve die zärtlichſte Liebe zu ihr bezeigt hatte, nahm ſie mit vieler Freude wieder zu ſich, und iſt mit ihr und den ihm übrig gebliebenen Kindern in das nahe gelegene Ausland gezogen.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

schickt werden sollen, damit so wie Rechtens verfahren werde rc. rc.“

In Folge dieses Beschlusses kam die Sache an das öffentliche Ministerium bei dem Appellationshof zu Cöln, welches ganz die Ansicht des öffentlichen Ministeriums am Landgericht zu Cleve theilte, und auf dessen Antrag vom 8. December der Anklage-Senat am nämlichen Tag beschloß, daß das Verfahren gegen die Beschuldigte eingestellt, und dieselbe in Freiheit gesetzt werden solle, weil sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen in einem Zustand verübt habe, welcher die Zurechenbarkeit ausschließe.

Da inzwischen die Gert auch körperlich ganz hergestellt war, so wurde sie gleich nach Eintreffen dieses Beschlusses des Anklage-Senats (am 12. December) in Freiheit gesetzt. Ihr Mann, der besonders während ihrer Verhaftung in Cleve die zärtlichste Liebe zu ihr bezeigt hatte, nahm sie mit vieler Freude wieder zu sich, und ist mit ihr und den ihm übrig gebliebenen Kindern in das nahe gelegene Ausland gezogen.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Demme, Wilhelm Ludwig,

Das Buch der Verbrechen das Interessanteste aus älterer, neuerer und neuester Zeit der Länder dies- und jenseits des Oceans : ein Volksbuch

Bd.: 3. Band

Leipzig 1853